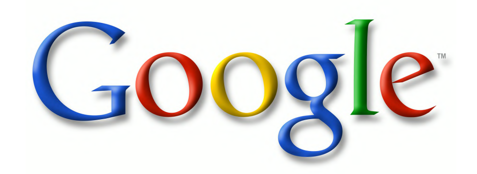

Google




Ex · Libris · Max · de · Portheim

Briefe aus Paris

1832—1833

von

Ludwig Börne.

Fünfter Theil.

Paris.
Bei L. Brunet.
1834.

Inhalt zum V. Bande.

Erster Brief.

Paris, Samstag, den 10. November 1832.

Diesen Brief, vom Samstag datirt, fange ich heute Sonntag erst an. Ich habe mich einer Treulosigkeit gegen Sie schuldig gemacht; nicht wegen Mademoiselle **** — denn diese besuchte ich erst um zwei Uhr, ich hätte also den ganzen Vormittag Zeit gehabt Ihnen zu schreiben — sondern wegen eines Buches, das mich so angezogen. Ich empfehle Ihnen scènes de la vie privée par Mr. Balzac. Ich glaube es sind vier Bände. Ein moralischer Erzähler von seltener Vortrefflichkeit und der die

Tugend so liebenswürdig darzustellen weiß, daß man sie, zu seinem eignen größten Erstaunen, noch vierzig Jahre nach der Kindheit lieb gewinnt. Sie hatten also einen ganzen Tag lang keine andere Nebenbuhlerin als die Tugend selbst.

Montag, den 12. November.

Sie wundern sich gewiß, daß ich noch kein Wort Politik gesprochen in diesen sechs Briefen; ich wundere mich selbst darüber und ich weiß nicht wie es kömmt . . . . O! es ist so langweilig, so langweilig! ich knurre wie ein alter Hund der unter dem Ofen liegt und kann es vor lauter Bosheit nicht zum Bellen bringen. Bosheit gegen wen? Nicht gegen den bürgerfreundlichen Großherzog von Baden, der die Professoren Rotteck und Welcker abgesetzt; sondern gegen die Letzteren, die aus Schaafs-Gutmüthigkeit, ein aktives Verbum haben zum passiven werden lassen. Nicht gegen den Minister Winter in Carlsruh, der sich für einen freisinnigen Mann ausgegeben und den ich immer für einen Pascha von drei Fuchsschweifen gehalten; sondern gegen die Narren, die ihm das geglaubt. Nicht gegen die Schamlosigkeit der baierischen Regierung, die Landeskinder nach Griechenland schickt, um deutsches zahmes Kuhpockengift in das edle griechische Blut zu bringen, damit ein Heldenvolk bewahrt werde vor dem Fieber

und den Blatternarben der Freiheit und ein hübsches, weibliches, polizeiglattes Gesicht behalte; sondern gegen die Baiern, die ruhig und breit dastehen, wie die Bocksbierfäßer, und ohne sich zu rühren, sich anzapfen lassen von dem unersättlichen Gewalts-Durste ihres Königs. Nicht gegen die hessische Maitressen-Regierung, welche alle freisinnigen Deputirten mit Fächerschlägen aus der Kammer jagt; sondern gegen diese selbst, die sich wie Spatzen durch ein Husch! Husch! vertreiben lassen. Die in Cassel begreife ich nicht. Die Cholera ist dort und wie ich gelesen haben sie grosse Furcht davor. Wenn man aber die Cholera fürchtet, wie kann man zugleich Gefängniß und Geldstrafen fürchten? Aber der Deutsche hat ein großes Herz! Als einst Napoleon einen Offizier ausschmähete, antwortete dieser: Ihr Zorn ist nicht gefährlicher als eine Kanonenkugel — und darauf schwieg der Kaiser und lächelte. Es war freilich Napoleon; wäre es ein deutscher Wachtparadenfürst gewesen, er hätte den Offizier kassirt und ihn auf die Festung geschickt. Es ist doch etwas sehr geheimnißvolles in der Furcht; den Heldenmuth begreift man viel leichter. Hunderte von freisinnigen Bürgern in Frankfurt lassen sich dort von der Polizei schulbübisch examiniren und abstrafen und denken gar nicht daran, daß wenn sie hunderte wie ihrer sind, sich

Alle in einer Reihe stellten, Alle für Einen für Jeden sprächen und handelten, man ihnen ja gar nicht beikommen könnte; da Frankfurt nicht genug Gefängnisse hat sie einzusperren.

So knurre ich; ich wollte aber ich wäre im Ernste ein Hund. Wann ein Hund von seinem Herrn geprügelt wird, so ist es doch ein höheres Wesen, das ihn beherrscht; der Mensch ist der Gott des Hundes, es ist seine Religion ihm treu und gehorsam zu sein. Läßt sich aber je ein Hund von einem andern Hunde beißen ohne sich zu wehren? Oder hat man gar je gesehen, daß tausend Hunde einem Einzigen gehorchen? Der Mensch aber läßt sich von einem andern Menschen prügeln; ja tausend Menschen erdulden es von einem Einzigen und wedeln dabei mit den Schwänzen! Und Jarke in Berlin, ist an die Stelle von Genz nach Wien gekommen. Erinnern Sie mich an diesen Jarke, wenn ich ihn vergessen sollte. Ich habe etwas über ihn zu sagen. Zwar hat mich Heine gebeten, ich möchte ihm den Jarke überlassen; aber ich denke es ist genug an ihm für uns Beide.

Die andere europäische Tyrannei gefällt mir weit besser als die Deutsche. Ich weiß nicht — es ist etwas Genialisches, Großes darin. Es ist wenigstens eine hohe Mauer, die jeder sieht, der jeder

ausweichen kann, und es müßte einer sehr zerstreut sein, mit dem Kopfe dagegen zu rennen. Unsere aber — das ist ein Scheitholz mitten auf dem Wege, in der Nacht und keine Laterne dabei; man fällt darüber und bricht das Bein. So fiel neulich der Geburstag des Kaisers von Rußland ein, oder solch' ein anderer heilloser Tag und da befahl die Polizei in Warschau: es müßte Jeder illuminiren und für jedes Fenster das dunkel bliebe, müßte man dreißig Gulden Strafe bezahlen. Das ist deutlich! Eine Dame in Neapel schrieb an ihren Sohn nach Marseille, sein alter Vater säße schon einige Monate im Kerker, weil er, der Sohn, liberale Artikel in eine Marseiller Zeitung schriebe! So weit bringt es der Bundestag in seinem Leben nicht. Doch wer weiß!

Schreiben Sie mir ja recht oft und viel und freundlich, daß mir gar nichts von meinem Herzen übrig bleibe; denn ich wüßte nicht, wie ich diesen Winter auch nur den kleinsten Rest verwenden sollte. Die Malibran ist nicht hier und sie kömmt auch nicht. Ich wollte ich wäre zwanzig Jahre jünger, daß ich darüber weinen dürfte. Während der Schneetage von Paris log sie mir den Sommer vor; wenn sie sang, sah ich blitzen, hörte ich donnern und wo in meiner Brust noch ein altes Körnchen Pulver lag, da

kam ihr Feuer hin und verzehrte es! Ihr armer Freund! Jetzt bleibt meine einzige Lust, die Seifenblasen der Bundesknaben steigen sehen und nach den Schuldoktrinairs mit Schneeballen werfen.

Zweiter Brief.

Paris, Montag, den 12. November 1832.

. . . . Fragen Sie doch allerlei und verschiedenartige Leute — es müssen aber natürlich Solche sein, welchen hierin ein Urtheil zuzutrauen: ob sie mich für fähig halten eine Geschichte der französischen Revolution zu schreiben? Ich selbst habe es oft überlegt, konnte es aber noch zu keiner entschiedenen Meinung bringen. Ich weiß nur, daß ich Lust dazu habe; welches aber gar nicht beweißt, daß ich auch das Talent dazu habe. Zu den Speisen die man am wenigsten vertragen kann, hat man oft den größten Appetit. Ich möchte eher urtheilen, daß ich die Fähigkeit nicht habe, als daß ja. Zu einer Geschichtsschreibung gehört ein künstlerisches Talent und die Leute sagen, daß mir das durchaus fehle.

In einer Geschichte müssen die Dinge dargestellt werden wie sie sind, wie sie sich im natürlichen Tageslichte zeigen; nicht aber, wie sie sich durch das Prisma des Geistes betrachtet, als Farben erscheinen, noch weniger wie sie in der Camera obscura des Herzens sich abschatten. Glauben Sie nicht auch, daß ich zuviel denke und empfinde! Die gefährlichste Klippe in einer Geschichte der französischen Revolution ist: daß diese noch nicht geendigt ist, ihr Ziel noch nicht erreicht hat; daß man also, je noch der Gesinnung ohne Furcht und Hoffnung von der Sache gar nicht sprechen kann; und Furcht und Hoffnung drücken sich oft als Haß und Liebe aus, und das darf nicht seyn. Ein Geschichtsschreiber muß seyn wie Gott; er muß Alles, Alle lieben, sogar den Teufel. Ja, er darf gar nicht wissen, daß es einen Teufel giebt. Also fragen Sie Den und Jenen, und theilen Sie mir genau mit, was Jeder von ihnen sagt. Es ist ein Werk langer und schwerer Arbeit und ich möchte es, ohne Hoffnung, daß es gelinge, nicht unternehmen. Ich bin jetzt schon gerührt, wenn ich daran denke, wie ehrwürdig ich mich ausnehmen werde, wenn ich als großer Gelehrter und Narr unter tausend Büchern sitze, und sie Eines nach dem Andern durchlese und ausziehe, und wie mir dabei heiß wird und ich seufze: ach! wie glücklich war ich in frühern Zeiten, da ich noch leicht wie ein Schneidergesell, dem man

in der Herberge das Felleisen gestohlen, durch Feld und Wald zog, und überall ohne Geographie und Führer den Weg und jeden Abend ein Wirthshaus fand. Aber es ist Zeit, daß ich das Schwärmen einstelle und mich in eine Arche zurückziehe; denn ich sehe die Sündfluth kommen. Vierzig Monate wird sie dauern, und dann, wenn die Gewässer abgelaufen sind und der Regenbogen am Himmel steht, werde ich mit einer versöhnlichen Geschichte der französischen Revolution hervortreten, voller Liebe und Feuchtigkeit — und da alsdann alle Rezensenten ersoffen seyn werden, das einzige Rezensentenpaar ausgenommen, daß ich aus Liebe zur Naturgeschichte in meine Arche gerettet, so wird auch mein Werk allgemeinen Beifall finden, wenn es ihn verdient. Auch denke ich daran, wie ich meine baldigen grauen Haare verberge, sey es unter einem Lorbeerkranze, sei es unter einen Schellenkappe — gleichviel. Nun gefragt.

Von den bedeutenden Männern, welche in der französischen Revolution eine wichtige Rolle gespielt, lebt noch Mancher, wie Lafayette, Talleyrand, die Lameths. Aus diesen lebendigen Quellen schöpfen zu können ist ein großer Vortheil. Aber man muß die noch kurze Zeit benutzen ehe sie der Tod entführt, oder sie altersschwach werden. So lebt Sieyes noch, aber wie ich höre in großer Geistesschwäche. Auch von den Volksmassen, welche die Revolution unter

freiem Himmel getrieben, leben in Paris noch ganze Schaaren. Man sollte es nicht denken — kürzlich hat die Regierung Allen, welche an der Bestürmung der Bastille Theil genommen, eine Pension bewilligt und es fanden sich noch fünf bis sechshundert von jenen Sappeurs der Monarchie, die noch am Leben sind und deren Namen der Moniteur mittheilte. Auch diese zu berathen ist nützlich, um von den entscheidenden Gassengeschichten, und den seitdem so sehr umgestaltenen Schauplätzen der französischen Revolution eine lebhafte Anschauung zu gewinnen.

Dienstag, den 13. November.

Ein herrliches deutsches Buch habe ich hier gelesen; schicken Sie gleich hin es holen zu lassen. Briefe eines Narren an eine Närrin. Auch in Hamburg bei Campe erschienen, der seine Freude daran hat, die Briefe aller Narren an alle Närrinnen drucken zu lassen. Es ist so schnell abwechselnd erhaben und tief, daß Sie vielleicht müde werden es zu lesen, ich bin es selbst geworden und bin doch ein besserer Kopfhänger als Sie. Aber es ist der Anstrengung werth. Der Narr ist ein schöner und edler Geist und so unbekümmert um die schöne Form, welcher oft die besten Schriftsteller ihr Bestes aufopfern, daß diese, wie jede Kokette, weil verschmäht, sich ihm so eifriger zudringt. Der Verfasser schreibt schön ohne es zu wollen. Er ist ein Republikaner wie alle Narren; denn wenn die Republikaner klug wären, dann bliebe ihnen nicht lange mehr etwas zu wünschen übrig und sie gewönnen Zeit sich zu verlieben und Novellen zu schreiben. Nichts kommt ihm lächerlicher vor als das monarchische Wesen, nichts sündlicher gegen Gott und die Natur. Er theilt meinen Abscheu gegen die vergötterten großen Männer der Geschichte und meint, die schöne Zeit werde kommen, wo es wie keine Hofräthe, so auch keine Helden mehr geben

wird. Die Klügsten unter den Gegnern des Liberalismus haben diesen immer vorgeworfen, es sei ihm gar nicht um diese oder jene Regierungsform zu thun, sondern er wolle gar keine Regierung. Ich trage diese Sünde schon zwanzig Jahre in meinem Herzen und sie hat mich noch in keinem Schlafe, in keiner gefährlichen Krankheit beunruhigt. Die Tyrannei der Willkühr war mir nie so verhaßt, wie die der Gesetze. Der Staat, die Regierung, das Gesetz, sie müssen alle suchen sich überflüssig zu machen, und ein tugendhafter Justizrath seufzt gewiß, so oft er sein Quartal einkassirt und ruft: O Gott! wie lange wird dieser elende Zustand der Dinge noch dauern? Und bei dieser Betrachtung hat der Verfasser eine schöne Stelle, die ich wörtlich ausschreiben will. „Freilich ist das Firmament ein Staat, und „Gott ein Monarch, der sich die Gesetze und die „Bahnen unterordnet; aber die Sterne des Himmels „werden einst auf die Erde fallen, und Gott wird „sein strahlendes Scepter und die Sonnenkrone von „sich werfen, und den Menschen weinend in die Arme „fallen, und die zitternden Seelen um Vergebung „bitten, daß er sie so lange in seinen allmächtigen „Banden gefangen gehalten.“ Küssen Sie den Unbekannten in der Seele, der über die Wehen, die Geburten und Misgeburten dieser Zeit so schöne Dinge gesagt. Auch eine betrübte räthselhafte Er-

scheinung unserer Tage, erklärt der Verfasser gut. Woher kömmt es, daß so Viele in Deutschland, die früher freisinnig gewesen, es später nicht geblieben? Spötter werden sagen: sie haben sich der Regierung verkauft; ich aber möchte nie so schlecht von den Menschen denken. Ich war immer überzeugt, daß ein Wechsel der Hoffnung, gewöhnlich dem Lohne vorausginge, mit dem Regierungen, zur Aufmunterung der Tugend, diesen Wechsel bezahlten. „Sie könnten „den Nachwuchs eines neuen Geschlechtes nicht er„tragen; sie wollten nicht, daß man munterer, drei„ster dem gemeinschaftlichen Feinde die Spitze bieten „könne. Es ist in Frankreich ebenso gegangen. Die „in der alten französischen Kammer einst die äußerste „Linke bildeten, die ausgezeichnetsten Glieder der ehe„maligen Opposition sind nur darum in die rechte „Mitte des Centrums hinaufgerückt, weil sie nicht „ertragen mochten, daß eine Weisheit, die ihnen ge„borgt war, sich in jugendlichern Gemüthern lebendi„ger bethätigte. So sind in Deutschland die ehema„ligen Heerführer des Liberalismus die loyalsten Or„gane der Regierung geworden. Früher sprachen sie „allein über gewisse Wahrheiten, jetzt thun es ihnen „hundert Andere nach.“

An dem Buche habe ich nichts zu tadeln, als seinen Titel. Man soll sich nicht toll, oder betrunken stellen wenn man die Wahrheit sagt. Auch nicht ein-

mal im Scherze soll man eine solche Maske vorhalten, denn es gibt unwissende Menschen genug, welche die Vermummung als einen Beweis ansehen, daß man nicht jeden Tag das Recht habe die Wahrheit zu sagen, sondern nur während der Fastnachtszeit und in der Hanswurstjacke. Ueberhaupt sollten wir jetzt keinen Spaß machen, damit die großen Herren erkennen, daß uns gar nicht darum zu thun sei, witzig zu seyn, sondern sie selbst zu witzigen.

Mittwoch, den 14. November.

Ich muß noch einmal auf die Briefe eines Narren zurückkommen; das Wichtigste hätte ich fast vergessen. Stellen Sie sich vor es wird in dem Buche erzählt: der goldene Hahn auf der frankfurter Brücke sei abgenommen worden, und unsere Regierung habe es auf Befehl der Götter des taxischen Olymps thun müssen, weil der Hahn ein Symbol der Freiheit sei, der, ob er zwar nicht krähen könnte, sintemal er von Messing ist, doch als Kräh-Instrument in dem Munde eines sachsenhäuser Revolutionairs Staats- und diner-gefährlich werden könnte. Es wäre merkwürdig! aber ich glaube es nicht. Vielleicht war es ein Scherz von dem Verfasser, oder er hat es sich aufbinden lassen. Aber was ist in Frankfurt unmöglich? Ich bitte, lassen Sie doch **** auf die Sachsenhäuser Brücke gehen und nach dem uralten Hahne sehen. Ist er noch da, dann werde ich den närrischen Briefsteller öffentlich als einen Verläumder erklären.

Donnerstag, den 15. November.

Heute marschieren die Franzosen in Belgien ein, angeblich nur um Antwerpen zu erobern, vielleicht aber auch um den König Leopold gegen sein eigenes Land zu schützen, das seiner in den nächsten Tagen überdrüßig werden dürfte. Den Franzosen gegenüber ziehen sich die Preußen zusammen, darauf zu wachen, daß das Volk in seiner Lust nicht übermüthig werde, und sich nicht mehr Freiheit nähme, als man ihm zugemessen. Was ist dieses Frankreich gesunken! Wenn noch ein Stäubchen von Napoleons Asche übrig ist, es müßte sich jetzt entzünden. Gleich schwach und verächtlich wie heute, war Frankreich unter den Direktoren; aber die Ohnmacht damals war zu entschuldigen, sie war Erschöpfung nach einem ungeheuern Tagewerke. Die jetzige Regierung aber ist schwach und schlaff von vielem Schlafen. Und der Ernst gegen Holland soll nur Komödie seyn, gespielt der doktrinären Regierung Gelegenheit zu geben mit Kraft zu paradiren, daß sie sich befestige; denn von den Doktrinärs erwartet die heilige Allianz den Ruin Frankreichs. Es ist die wohlfeilste Art Krieg zu führen. Schon um acht Uhr diesen Morgen erhielt ich ein Billet von einem guten Freunde von Rentier, der mich auf heute zu Tische bittet, um ihm den

Triumph des Juste-Milieus feyern zu helfen. Ich werde essen und lachen. Ich fange an einzusehen, daß die Menschheit kein Genie hat für die Wissenschaft. Seit einigen tausend Jahren geht sie in die Schule und sie hat noch nichts gelernt. Gott hätte sie nicht sollen zum Studieren bestimmen, sondern ein ehrliches Handwerk lernen lassen.

Die arme Berry! Ihr verzeihe ich Alles, denn sie ist Mutter, und sie glaubt an ihrem Rechte. Das ist ihr von der frühesten Kindheit an gelehrt worden wie der Katechismus. Die heillosen Königs-Pfaffen aber, die Bürgerblut für Wasser ansehen, womit sie ihren verkümmerten Thron-Sprößling begießen — Diese möchte ich Alle in dem Stübchen hinter dem Kamine einsperren, in welchem die Berry sich versteckt hatte, und dann wollte ich das Feuer recht schüren. Was aber die neue Geschichte schöne Romane schreibt! wer es ihr nachthun könnte! Es that mir noch niemals so leid als jetzt, daß ich keine Geschicklichkeit zu so etwas habe. Das Ereigniß mit der Berry, welch ein herrlicher Stoff zu einem Romane. Ihr Verräther der getaufte Jude, welch ein schönes Nacht- und Rabenstück! Man begreift nicht warum dieser Judas katholisch geworden ist. Als hätte er als Jude nicht auch ein Schurke werden können. Ich glaube es ist kein gewöhnlicher Bösewicht; sein Gewissen hat ein halbe Million gekostet,

und er ist blaß geworden, als er den Verrath vollendete.

Ein Münchner Bierbrauer und der Dr. Lindner, werden mit dem Könige Otto nach Griechenland ziehen, um dort baierisch Bier und russische Treue einzuführen. Griechenland soll ein Theil des deutschen Bundes werden, und die griechischen Zeitungen müssen Alle in deutscher Sprache geschrieben werden, damit sie der Hofrath Rousseau verstehe, der zum Censor in Nauplia ernannt worden ist. Carove tritt zur griechischen Religion über und wird Consistorial-Rath in Athen. Der Professor Bömel wird Censor aller griechischen Classiker, die ohne Censur nicht neu gedruckt werden dürfen. Diese Neuigkeiten standen gestern Abend im Messager.

Adieu für heute.

Dritter Brief.

Paris, Mittwoch, den 21. November 1832.

Schon gestern wollte ich zu schreiben anfangen; aber da lag mir der Schrecken von Vorgestern zehn Pfund schwer in den Fingern, und ich konnte nicht. Sie wissen jetzt, daß man unsern guten König hat umbringen wollen, und daß die beste aller Republiken in großer Gefahr war. Nie hat sich die Vorsehung so glänzend gezeigt als dieses Mal. Sie hat nicht allein verhindert, daß der König getroffen werde, welches ihr als Leibwache der Fürsten Pflicht war; sondern sie hat auch verhindert, daß keiner von den Hunderten von Nicht-Königen, die den König eng umschlossen und um die sie sich nicht zu bekümmern

hat, verletzt werde. Sie hat noch mehr gethan. Sie hat, was ihr ein Leichtes gewesen wäre, den Mörder (oder den Elenden, wie die Minister in allen Blättern sagen) nicht den Händen der Gerechtigkeit überliefert, sondern ihn entwischen lassen, damit er ohne Buße sterbe und jenseits in ewiger Verdammniß leide. Der Mörder gab sich alle mögliche Mühe entdeckt zu werden, aber es half ihm nicht. Statt einen andern Tag zu wählen, wo dem Könige, da er weniger bewacht ist, so leicht beizukommen wäre, wählte er gerade einen Tag, wo viele tausend Soldaten alle Straßen besetzt hielten, wo unzählige Polizei-Agenten unter dem Volke gemischt waren, und der König selbst von einem dichten undurchdringlichen Gefolge umpanzert war. Statt sich auf die freie Straße hinzustellen, wo nach der That Hoffnung zur Flucht blieb, stellte sich der Mörder auf die Brücke, wo auf zwei Seiten nicht auszuweichen war, und die zwei engen Zugänge augenblicklich gesperrt werden konnten, wie es auch wirklich geschehen. Die Kugel war nirgends zu finden, und der König war naiv genug Abends bei Hofe zu erklären, er habe die Kugel nicht zischen hören. Sehen Sie, das nennt man regieren, und wenn Sie das jetzt nicht begreifen, bleiben Sie dumm ihr Leben lang. Bei dieser Gelegenheit aber konnte ich mich schämen, daß ich, ein Liberaler, erst mit anderthalb Jahren begreife, was die Abso-

lutisten schon längst verstanden und erklärt haben: daß nämlich nichts lächerlicher sei als eine constitutionelle Monarchie. Wenn in Petersburg, Wien und Berlin solche Polizei-Komödien aufgeführt werden, dort, wo nur Kinder und unerfahrne Menschen auf der Galerie sitzen, die alles für Ernst nehmen, und gleich Kotzebue's Landedelmann in der Residenz, im Stande sind einen Schauspieler durchzuprügeln, der als Graf Leicester die schöne Maria Stuart verrathen — dort hat doch der Spaß einen Zweck, und findet sich ja einmal ein naseweiser Theater-Kritiker, der das Spiel beurtheilt, dreht man ihm den Hals um. Hier aber, wo Oeffentlichkeit, wo Preßfreiheit herrscht, wo tausend Menschen es laut aussprechen, es sei ein Polizeischuß gewesen — wozu? Darum ist eine constitutionelle Monarchie ein lächerliches Ding, darum bin ich Republikaner geworden, und verzeihe es den andern, wenn sie Absolutisten sind. Einer von uns wird den Sieg davon tragen; das Juste-Milieu aber, diese Misgeburt mit zwei Rücken, bestimmt auf beiden Seiten Prügel zu bekommen — wird sie bekommen und wird, nachdem ihm aller Saft ausgedrückt worden, wie eine Citronenschale, auf die Gasse geworfen werden.

Aber in diesen Augenblicke erhalte ich Ihren Brief und ich will mich eilen ihn zu beantworten,

ehe das Gemetzel in Antwerpen angeht, das vielleicht die Sperrung des Postenlaufs nach Deutschland zur Folge haben kann. Die Holländer in der Citadelle haben zwei hundert Mörser, die Franzosen in der Stadt vierhundert. Diese sechshundert Mörser können in Zeit von einer Stunde zwölftausend Menschen zerstoßen. Dann gäbe es zwar zwölftausend Narren weniger in der Stadt; aber sie dauern mich doch die armen zerquetschten Menschen! Es bleiben so viele Narren noch übrig, daß man den kleinen Abgang nicht spüren wird. Sich todt schießen zu lassen um einen Taufnamen, daß ein König Wilhelm oder Leopold heiße! Die Erde ist das Tollhaus der Welt und alle Narren des Firmaments sind da versammelt.

Es darf Sie nicht wundern, daß die vier Bände Tugend von Balzac mir keine Langeweile gemacht. Denn erstens ist es weibliche Tugend, die mich nicht hindert, ich meine nicht mehr. Dann sind es gerade nicht immer tugendhafte Personen die auftreten, sondern im Gegentheile. Nachdem man aber mit den andern den Blumenweg der Untugend gewandert, stellt der Verfasser tugendhafte Betrachtungen an, die man sich gefallen läßt, weil sie nichts kosten, denn man hat den Profit voraus. Aber ich kann Ihnen den Balzac nicht genug loben.

Noch ein anderes Werk liegt auf meinem Tische von dem nämlichen Schriftsteller; ich habe es aber noch nicht gelesen: Physiologie du mariage ou méditations de philosophie éclectique sur le bonheur et le malheur conjugal. Publiée par un jeune célibataire. Zwei Theile. Es wird aber noch lange dauern, bis ich mit Ihnen von dem Buche sprechen kann; denn ich will es nicht blos lesen, sondern studiren. Und warumu studiren? Darüber hängt noch der Schleier des Geheimnisses; aber man wird erstaunen zur gehörigen Zeit. Wichtige Dinge sind im Werke.

Schicken Sie mir doch künftig zur Erleichterung des Briefporto's ein Verzeichniß derjenigen Personen in Frankfurt, die noch nicht arretirt sind. Sie treiben es dort in's Große und es fehlt ihnen wenig mehr zu einer Macht des erstens Ranges. Wenn sie in Frankfurt einen Jarke gebrauchen, sollten sie sich an mich wenden; ich habe hier einen guten Freund, der gar zu gern ein Spitzbube werden möchte; er hat aber bis jetzt noch keine Gelegenheit dazu gefunden. Er besucht mich um keinen Preis und weicht mir aus soviel er kann, aus Furcht für einen ehrlichen Mann gehalten zu werden und dadurch seinem Fortkommen zu schaden. Nach dem Eschenheimer Thurm wässert mir der Mund, ich möchte gar

zu gern darin sitzen. Welch' ein romantisches Gefängniß! Auf der einen Seite die Aussicht nach der Promenade, auf der andern in die Zimmer des Herrn von Nagler. Sein erster Legationssekretair stünde den ganzen Tag am Fenster, meine Seufzer zu dechifriren. Welch' einen schönen Roman könnte unser Frankfurter Walter Scott daraus machen! Ist es wahr, daß der Senat den Mehlberg will befestigen lassen, angeblich gegen die Franzosen, eigentlich aber um die rebellischen Frankfurter im Zaume zu halten, und daß man alle Staatsverbrecher nach der Brückeninsel deportiren will? Gestern in der Kammer hat man davon gesprochen.

Hören Sie. Ein Deutscher hier, der sich für die Auswanderung nach Amerika interessirt und dafür schreibt, forderte mich neulich auf, auch dahin zu ziehen. Ich antwortete ihm: das thäte ich wohl gern, wenn ich nicht fürchtete, daß, sobald unserer Vierzigtausend am Ohio wären, und nun der neue Staat organisirt werden sollte, von diesen vierzigtausend guten deutschen Senaten, neun und dreißig tausend neun hundert neun und neunzig, den Beschluß fassen möchten, sich aus Deutschland ein geliebtes Fürstenkind zum Oberhaupte kommen zu lassen. Es war ein Scherz des Augenblicks; aber nachdem er verschallt, fiel mir bei wie viel Ernst in der Sache sey. O! wäre ich

nür sicher in meiner Vermuthung — auf der Stelle ging ich nach Amerika, blos um unsterblich zu werden; denn es wäre ein gewürzhafter Spaß, der mich einbalsamirte, meine Gebeine ein Jahrtausend gegen Verwesung schützte — es wäre ein unsterblicher Spaß.

Donnerstag, den 22. November.

Die Rede, mit welcher der König die Kammer eröffnet, ist wieder die alte Vorrede der Tyrannei. Die Regierung erklärt sich für schwach und verlangt Kraftbrühen. Man weiß aus welchen Bestandtheilen diese zusammengesetzt werden: förmliches Recht zu jedem beliebigen Unrechte, Unterbrechung der Constitution und Belagerungszustand, so oft man Furcht hat, besonders Beschränkung der Preßfreiheit, um der heiligen Allianz eine Bürgschaft für Frankreichs Ohnmacht zu geben. Vielleicht fällt aber noch heute eine Bombe aus Antwerpen in den Topf. Die Kammer hat gestern ihre Majorität ausgesprochen. Sie hat sich nicht für die linke Seite erklärt, aber auch nicht für die Doktrinairs. Düpin ist zum Präsident ernannt worden, er wird also Minister werden. Sein Blatt ist der Constitutionell, daraus können Sie also sein System kennen lernen. Es ist aber besser, Sie lesen den Balzac. Ich bin so kleinlaut und genügsam geworden, daß ich mit Düpin zufrieden genug bin. Da mir eigentlich nur an Deutschland liegt, so hoffe ich, daß Düpin Casimir Perriers Krämer-Politik gegen das Ausland nicht fortsetzen wird.

Daß sich Dr. Bunsen steif gemacht, das hat mich sehr amusirt. Wenn sich alle steiften, ginge

alles besser. Aber wenn man einen Deutschen in's Gefängniß führt ist er im Stande und zieht Schuhe an, um recht flink zu gehorchen.

Adieu. Ich gehe auf die Börse um Neuigkeiten zu erfahren. Das thue ich jetzt oft. Man hat gestern einen jungen Mann arretirt, der den Schuß nach dem König gethan haben soll. Er hat dadurch sich verdächtig gemacht, daß er seine großen Backenbärte abschneiden ließ. Was man vorsichtig sein muß! Gerade heute wollte mir der Barbier auch meine Backenbärte stutzen; aber aus Furcht die Polizei könnte denken, ich wollte mich unkenntlich machen, ließ ich es nicht geschehen. Ich warte damit bis der Mörder eingestanden, dann bin ich sicher.

— Ich danke es den unbekannten Freunden sehr, daß sie mir die Polizeihunde angeben, die nach Paris geschickt werden. Zwar bringt mir selbst die Warnung keinen Nutzen, da ich nichts zu vertrauen habe und auch keinem trauen würde als dem Teufel selbst, der eigentlich ein ehrlicher Mann, weil er sich für nichts anders ausgiebt als was er ist. Aber es giebt Andere hier, die etwas zu verschweigen haben und welche von der schwarzen Magie der heiligen Allianz nicht viel wissen. Diese werde ich warnen. Uebrigens so oft ein Liberaler als ein Judas ausgegeben wird, muß man das ohne Untersuchung nicht annehmen. Es ist eine von den Künsten der Polizei,

um unter den Patrioten Mistrauen zu erregen und Verbindungen zu verhindern. Ich werde sehen. Es ist etwas in den Augen eines Menschen was der geübteste Schurke nicht in seiner Gewalt hat. Dieses Etwas verräth ihn. Adieu!

Vierter Brief.

Paris, Samstag, den 24. November 1832.

Abends. Heute Mittag ging das Ungeheuer von Briefträger an meinem Hause vorbei und brachte mir nichts. Darüber war ich sehr verdrießlich, ging früher als gewöhnlich aus und besuchte die ****. Aber es gelang mir nicht, Sie dort zu vergessen. Auch war es thöricht, daß ich es versucht. Ist ein Frauenzimmer langweilig, kommen Sie mir zurück;

ist sie liebenswürdig, noch mehr, es ist keine Rettung als ich bleibe bei Ihnen. Gegen sieben kam ich nach Hause. Da lag der Brief auf meinem Pulte . . .

Den Gedanken des ****, statt einer förmlichen französischen Revolutionsgeschichte, französische Revolutions-Charaktere zu beschreiben, hatte ich früher selbst schon gehabt. Er hat aber auch darin Recht, daß dieses eben so viel Arbeit als eine vollkommene Geschichte nöthig machen würde. Robespierre war die höchste Spitze der Revolution und da hinauf zu kommen, müßte ich auch den ganzen Weg zurücklegen; nur brauchte ich freilich mich nirgends so lange aufzuhalten, als wenn ich die ganze Geschichte beschriebe. Aber **** hat Unrecht, wenn er meint ich wäre zu viel Patriot, nicht unbefangen genug. Ich bin es nur zu sehr, zu sehr Fatalist. Ich würde den Adel entschuldigen, wie es noch keiner gethan; aber freilich auch Robespierre. Ich übernähme es, alle rein zu waschen von ihren Sünden, die Aristokraten von ihren Rostflecken, die Demokraten von ihren Blutflecken — nur nicht die welche Geld genommen wie Mirabeau. Diesen Schmutz nimmt keine Liebe weg.

Also mit dem Brückenhahn war es gelogen? Da sehen Sie, da sehen Sie, so sind die Liberalen! Mit Feuer und Schwert sollte man das Gesindel ausrotten. Nichts als Lug und Trug und Brand und Mord und Plünderung! So ist es auch vielleicht nicht wahr, was in einigen französischen Zeitungen steht: Daß die Sachsenhäuser die Staatsgefangenen zu befreien gesucht, und daß darüber ein Aufruhr statt gefunden: warum schreiben Sie mir denn gar nichts davon? Sie glauben es nicht, welche lächerliche Lügen über Deutschland täglich in den hiesigen Blättern stehen. So las ich heute in der Tribüne: der bekannte Vidocq sei als Professor der Spitzbüberei nach Heidelberg berufen worden, mit drei tausend Gulden Gehalt und dem Titel als geheimer Hofrath. Soviel ist gewiß, daß Vidocq von der Pariser Polizei seinen ehrenvollen Abschied bekommen, und daß er weggereist, man weiß nicht wohin? Nur geschwind von etwas anderem, sonst komme ich in die Fronterie hinein — und in die Effroniterie.

Von Diderots Briefen an seine Freundin (Mademoiselle Volland hieß sie) habe ich Ihnen im vorletzen Winter geschrieben. In diesen Tagen las ich die Fortsetzung. Da wir — Diderot und ich

— seitdem zwei Jahre älter geworden, bewunderte ich noch mehr die Jugendlichkeit dieses Mannes. So viel Punkte, so viel Küsse sind in seinen Briefen. Und die unnachahmliche Kunst, daß man durch die zehen Jahre, die der Briefwechsel dauert, nie merkt, wie alt sie denn eigentlich ist. Anfänglich war ich ein dummer tugendhafter Deutscher und urtheilte: weil er mit ihr von gewissen Dinge auf eine gewisse Art spricht, muß sie wohl ihre Jugendzeit hinter sich haben. Als ich aber den dritten Band las, sah' ich ein wie ich mich geirrt. Da spricht Diderot einmal von und mit seiner eigenen Tochter, die sechszehen Jahre alt ist. Nein, das Blut kann einem dabei gefrieren! Ueber Dinge in welchen ein Frauenzimmer nicht eher Schülerin werden darf, als bis sie Meisterin geworden, und worin sie nur die Erfahrung belehren soll, wird Diderots Tochter von ihrem Vater wissenschaftlich unterrichtet. Und er erzählt seiner Freundin umständlich und mit väterlichem Entzücken, wie verständig sich seine Tochter dabei benommen. Gut — sagt sie zuletzt — wir wollen keine Vorurtheile haben; aber der Anstand, die Uebereinkunft, der Schein ist zu achten. Dann spricht sie von Geist und Materie wie Holbach und die Andern. Der Satan von sechszehen Jahren erkennt keine

Seele an. Sie trägt an dem Tage eine Art Haube, die man damals Caleche nannte. Sie lächelt, sagt ihrem Vater, wie auf der Straße sie alle jungen Leute schön fänden, und wie ihr das Freude mache. „Ich will lieber Vielen ein wenig gefallen, als Ei„nem viel.“ Der Vater weint vor Freude. Gott! wann ich eine solche Tochter hätte — es käme auf die Jahreszeit an — Sommers würde ich sie in das Wasser, Winters in den Kamin werfen. Doch genug moralisirt. „Ich bin des trocknen Tones satt, muß wieder einmal den Teufel zeigen.“ Hören Sie. —

Damals kam ein König von Dänemark, blutjung, erst neunzehen Jahre alt nach Paris. Les deux rois se sont vus. Ils se sont dit tout plein des choses douces: — vous êtes monté bien jeune sur le Trône! — Sire, vos sujets ont encore été plus heureux que les miens. — Je n'ai point encore eu l'honneur de voir votre famille. — Cela ne se peut pas: vous ne nous restez pas assez de tems, ma famille est si nombreuse; ce sont mes sujets. — Et puis tous les Crocodiles qui étaient là présent se sont mis à pleurer. — Ueber den Brutus! der König von Dänemark besuchte Diderot in seiner Wohnung

im vierten Stocke und blieb zwei Stunden bei ihm. An dem nämlichen Tage traf er ihn Abends bei Holbach. Dieser wußte nicht, daß Diderot den König schon gesehen, und hatte seine heimliche Freude daran, daß Diderot glaube er spräche mit einem gewöhnlichen Menschen. Und Diderot lachte heimlich über Holbachs Täuschung. Und wie liebenswürdig dieser König sei (er war den größten Theil seines Lebens und starb 1808 wahnsinnig). Und was er schönes während seines Aufenthalts in Paris gesprochen — über alle diese Erbärmlichkeiten zu sprechen, wird der Philosoph Diderot nicht müde. So sind die Liberalen!

Etwas was ich nicht früher bemerkt, ist mir beim Lesen von Diderots Briefen plötzlich klar geworden. Es ist zum Erstaunen! Voltaire starb eilf Jahre, Diderot fünf vor dem Ausbruche der französischen Revolution. Andere berühmte Staatsphilosophen des achtzehenten Jahrhunderts haben noch länger herabgelebt. Und keiner dieser Schriftsteller (wenigstens so viel ich mich erinnere) hatte auch nur eine Ahndung von dem Herannahen einer socialen Umwälzung Frankreichs. Ja man kann nicht einmal sagen, daß sie einen deutlichen systematischen Wunsch darnach ausgesprochen. Sie tadelten zwar viel und

stark die bestehende Ordnung der Dinge; aber ihr Eifer war doch mehr gegen die Staatsverwaltung als gegen die Verfassung gerichtet. Rousseau's System machte auf praktische Wirkung keinen Anspruch. Voltaire schrieb nie auch nur ein einziges Wort gegen den Adel. Nur von Chamfort ist mir bekannt, daß er aufrührerische Wünsche und Hoffnungen ausgesprochen; aber das geschah sehr spät, nur in vertrauter mündlicher Unterhaltung, und seine Gleichgesinnten selbst haben ihn wie einen tollen Menschen angehört. Der Haß und der Kampf aller jener revolutianären Schriffsteller waren nur gegen die Geistlichkeit gerichtet. Es scheint also daß die geistliche Macht, wenn auch nicht die stärkste, doch die vorderste und höchste Mauer bildete, welche als Befestigung die Tyrannei umzog, und daß man erst, nachdem diese Mauer durchbrochen war, dahinter Adel und Fürstenthum als Graben und Wall, gewahrte, ausfüllte und stürmte. Waren selbst damals die Philosophen so blind, darf man sich über die Verblendung des Adels und der Fürsten gewiß nicht wundern. Wie wurden die französischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts von allen Großen geliebkost! Freilich stellten sie sie nicht höher als gute Schauspieler und schöne Opertänzerinnen; aber sie wären gewiß nicht so freundlich gegen sie gewesen, hätten

sie deren Gefährlichkeit eingesehen. — Quand la raison vient aux hommes? — wollte Diderots Freundin wissen. Le lendemain des femmes, et ils attendent toujours ce Lendemain — antwortete er.

---

zusammengerechnet Muth auf zwölf Jahre, und reichte der auch nicht hin den Senator Miltenberg und den Herrn von Guerike einzuschüchtern, so würde doch der Bundestag dieser imposanten Macht nicht widerstehen können. Association — das ist das ganze Geheimniß. Die tapfern Würtemberger Liberalen haben alle eine Minute Muth, sie verstehen aber nicht Stunden und Tage daraus zu machen, wodurch sie den falschen aber traurigen Schein gewinnen als wären sie feige. Neulich hat der König von Würtemberg einigen hochgeachteten Deputirten in Stuttgard auf ihr Allerunterthänigstes Ansuchen, die allergnädigste Erlaubniß ertheilt, sich jede Woche einmal, an einem bestimmten Tage, in einem Hause außerhalb der Stadt zu versammeln, um die Paragraphe der Verfassung juristisch zu erläutern — juristisch nur, bei Leibe nicht politisch — setzte das menschenfreundliche königliche Rescript, mit aufgehobnem Finger lächlend drohend, hinzu. So verfährt eine gute Polizei auch mit dem Schießpulver und allen stinkenden Gewerben. Zur Stadt hinaus! Nun, ich nehme die allergnädigste königliche Erlaubniß nicht übel, im Gegentheile, ich finde sie sehr erhaben. Aber, daß die Deputirten um solche Bewillung allerunterthänigst nachgesucht, das empört mich. Ich mag mich

gegen den guten Staberl, der mir so viele frohe Stunden gemacht nicht undankbar bezeigen; sonst würde ich das deutsche Volk mit ihm vergleichen. Ich sah einmal Staberl als Ehemann. An einem rauhen Wintermorgen saß seine Frau vor dem Ofen und trank Chocolade. Da kam Staberl mit einem großen Korbe, der mit Gemüsen, Eiern, Hühnern angefüllt war, vom Markte zurück. Die Frau lobte oder schmähte den Gimpel, je nachdem sie mit seinen Einkäufen zufrieden oder unzufrieden war. „Wo „sind denn die Krebse?“ fragte die Frau. „Ach — „erwiederte Staberl — sie sind aus dem Korbe ge„sprungen, ich ihnen nach; da sie aber rückwärts „gingen, konnte ich sie nicht einholen.“ Darauf gibt ihm die Frau eine Ohrfeige. Aber Staberl ärgert sich nicht, sondern bittet seine Frau unterthänigst freundlich um einen Kreuzer, sich damit einen Bretzel zu kaufen .... Ist das deutsche Volk nicht ein ächter Staberl. Seine Regierung, wie jede, ist seine Frau, bestimmt seine Wirthschaft und Haushaltung zu führen. Statt dessen aber geht das Volk, der Mann, auf den Markt, während die Frau Regierung sich gütlich thut, und das Gimpelvolk bettelt bei seiner Regierung um einen Kreuzer, und ist glücklich wenn es ihn erhält! ... Und die Krebse? Nun, das sind die constitutionellen Fürsten, und die

Fünfter Brief.

Sonntag, den 25. November.

Ist es wahr, was heute die hiesigen Blätter erzählen, daß die Polizei in Frankfurt so unverschämt gewesen, dort den Frauenverein vor ihr brutales Gericht zu laden, weil er für die vertriebenen und eingekerkerten Patrioten, Geldbeiträge gesammelt und daß der Frauenverein sich die große Freiheit genommen, die Polizei auszulachen und nicht zu erscheinen? Es wäre gar zu schön, und daß die Männer erst von ihren Frauen lernen müssen, wie man den Muth habe sich dem Uebermuthe entgegen zu setzen. Ich sage nicht die Deutschen wären feige,

denn ich bin ein warmer Anhänger von Lichtenbergs menschendfreundlicher Moral. Lichtenberg aber behauptet, es sei boshaft und lächerlich, eine Tugend die irgend ein Mensch nur im kleinen Grade besitzt, Laster zu nennen. Statt zu sagen ein Mensch habe einen kleinen Grad von Thätigkeit, einen kleinen Grad von Verstand, sage man er sei faul, dumm. Ich thue das nicht. Ich lobe die Deutschen daß sie einen kleinen Grad von Muth haben. Nur das tadle ich, daß sie nicht alle ihren Pfennigsmuth in eine gemeinschaftliche Kasse werfen, wodurch sich die Nation zu ihrem eignen Erstaunen eine Million von Heldenthum sammeln könnte. Es ist unglaublich was man durch eine beharrliche und allgemeine Association, selbst der kleinsten Kräfte für eine große Macht bilden kann. Kürzlich wurden den englischen Ministern, welche für die Reformbill gestimmt, von einem Theile der Stadt London große goldene Becher als Zeichen des Dankes überreicht. Jeder der Beitragenden hatte nur einen Pfennig gegeben. Aber es waren dreimalhundert tausend Pfennige. Wenn unter den dreißig Millionen Deutschen, nur sechs Millionen, jeder nur eine Minute lang Muth hätte — und so lange hat ihn selbst ein Hase, der von Hunden verfolgt, sich zuweilen auf die Hinterfüße setzt — so hätten die sechs Millionen Helden

zusammengerechnet Muth auf zwölf Jahre, und reichte der auch nicht hin den Senator Miltenberg und den Herrn von Guerike einzuschüchtern, so würde doch der Bundestag dieser imposanten Macht nicht widerstehen können. Association — das ist das ganze Geheimniß. Die tapfern Würtemberger Liberalen haben alle eine Minute Muth, sie verstehen aber nicht Stunden und Tage daraus zu machen, wodurch sie den falschen aber traurigen Schein gewinnen als wären sie feige. Neulich hat der König von Würtemberg einigen hochgeachteten Deputirten in Stuttgard auf ihr Allerunterthänigstes Ansuchen, die allergnädigste Erlaubniß ertheilt, sich jede Woche einmal, an einem bestimmten Tage, in einem Hause außerhalb der Stadt zu versammeln, um die Paragraphe der Verfassung juristisch zu erläutern — juristisch nur, bei Leibe nicht politisch — setzte das menschenfreundliche königliche Rescript, mit aufgehobnem Finger lächlend drohend, hinzu. So verfährt eine gute Polizei auch mit dem Schießpulver und allen stinkenden Gewerben. Zur Stadt hinaus! Nun, ich nehme die allergnädigste königliche Erlaubniß nicht übel, im Gegentheile, ich finde sie sehr erhaben. Aber, daß die Deputirten um solche Bewillung allerunterthänigst nachgesucht, das empört mich. Ich mag mich

gegen den guten Staberl, der mir so viele frohe Stunden gemacht nicht undankbar bezeigen; sonst würde ich das deutsche Volk mit ihm vergleichen. Ich sah einmal Staberl als Ehemann. An einem rauhen Wintermorgen saß seine Frau vor dem Ofen und trank Chocolade. Da kam Staberl mit einem großen Korbe, der mit Gemüsen, Eiern, Hühnern angefüllt war, vom Markte zurück. Die Frau lobte oder schmähte den Gimpel, je nachdem sie mit seinen Einkäufen zufrieden oder unzufrieden war. „Wo „sind denn die Krebse?“ fragte die Frau. „Ach — „erwiederte Staberl — sie sind aus dem Korbe ge„sprungen, ich ihnen nach; da sie aber rückwärts „gingen, konnte ich sie nicht einholen.“ Darauf gibt ihm die Frau eine Ohrfeige. Aber Staberl ärgert sich nicht, sondern bittet seine Frau unterthänigst freundlich um einen Kreutzer, sich damit einen Bretzel zu kaufen . . . . Ist das deutsche Volk nicht ein ächter Staberl. Seine Regierung, wie jede, ist seine Frau, bestimmt seine Wirthschaft und Haushaltung zu führen. Statt dessen aber geht das Volk, der Mann, auf den Markt, während die Frau Regierung sich gütlich thut, und das Gimpelvolk bettelt bei seiner Regierung um einen Kreutzer, und ist glücklich wenn es ihn erhält! . . . Und die Krebse? Nun, das sind die constitutionellen Fürsten, und die

Staberl von Liberalen, entschuldigen sich, daß sie sie nicht hätten einholen können weil sie rückwärts gelaufen. Ohrfeigen den Gimpeln!

— Victor Hugo hat vor einigen Tagen ein neues Drama Le roi s'amuse auf das Theatre Français gebracht. Hinein zu kommen war mir nicht möglich an diesem Tage; denn alle brauchbare Plätze waren lange vorher bestellt. Das Stück wurde fast ausgepfiffen und nur mit der größten Anstrengung vermochten die Freunde des Dichters es von gänzlichem Sturze zu retten. Ich habe gestern einen flüchtigen Blick in die Zeitungskritiken geworfen. Alle Blätter und von den verschiedensten Farben verdammen das Drama. Doch ich traue nicht recht. Sie sagen Hugo habe Scherz und Ernst, Possen und erhabene Reden unter einander gemischt. Nicht Aristoteles, nicht Racines Lehren habe er gekränkt — über solche Pedanterie sei man längst hinaus. Nein, die Natur selbst habe er beleidigt. Es muß etwas Ungeheures seyn, was Hugo begangen; er muß eine entsetzliche Schuld auf sich geladen haben — seit Müllner ist Hugo ein Name schlimmer Vorbedeutung. Wir werden sehen; in einigen Tagen wird das Stück gedruckt erscheinen. Dazu kömmt noch, daß — auf allerhöchste Ver-

anlassung, wie wir in Dentschland sagen würden, die fernere Aufführung des Drama's von dem Minister verboten worden ist. Um Aristoteles und die Natur bekümmert sich kein Minister, das Verbot muß also einen andern Grund haben. Adieu.

Sechster Brief.

Paris, Montag, den 26 November 1832.

. . . . Dabei fiel mir ein, wie nöthig und nützlich es wäre, einmal mit Ernst und Würde, doch in einer faßlichen, Kindern und Weibern, und kindisch weibischen Männern verständlichen Sprache, die Gräuel und Verrücktheiten der monarchischen Regierungen zu besprechen. Es ist unglaublich mit welcher Unverschämtheit die Fürsten und deren Götzendiener die Fieberphantasien und Krämpfe der französischen Revolution zu vorbedachten Verbrechen stempeln, und diese Verbrechen als Nothwendigkeit, als angebohrne Natur jeder Republik darstellen! Es ist unglaublich, mit welcher blöden Geistesträgheit so

viele Menschen diese dummen Lügen annehmen; denn sie brauchten nur die Hand nach ihrem Bücherschranke auszustrecken, sie brauchten nur eine Stunde lang die Weltgeschichte zu durchblättern, um mit Schaamröthe zu erfahren, wie grob man sie getäuscht. Drei Jahre haben die Gräuel der französischen Revolution gedauert, diese rechnet man; aber daß die schweizerische Republik jetzt schon fünf hundert Jahre schuldlos lebt, daß die amerikanische Republik keinen Tropfen Bürgerblut gekostet, daß Rom ein halbes Jahrtausend, daß Athen, Sparta, die italienischen Republiken des Mittelalters, die vielen freien Städte Deutschlands ein vielhundertjähriges Leben glücklich und ruhmvoll vollendet, das rechnet man nicht! Seitdem der letzte Römer fiel, von Augustus bis Don Miguel, durch neunzehen Jahrhunderte, haben tausend Königsgeschlechter die Welt gemartert, durchmordet, vergiftet — das rechnet man nicht! und die Gewaltthätigkeiten der französischen Revolution haben nur das sinnliche Glück derer zerstört, welche jene betroffen; aber die Gewaltthätigkeiten der Monarchien haben die Sittlichkeit der Bürger verdorben, haben Treue, Recht, Wahrheit, Glaube und Liebe rund umher ausgerottet und haben uns nicht bloß unglücklich gemacht, sondern uns auch so umgeschaffen, daß wir unser Unglück verdienten. Am Grabe der Schlachtopfer der Revolution darf man doch wei-

nen; die Schlachtopfer der Fürsten verdienen keine Thränen. Darum habe ich mir vorgenommen: es soll mein nächstens Werk sein, die Unschuld der Republiken zu vertheidigen und die Verbrechen der Monarchieen anzuklagen. Zwanzig Jahrhunderte werde ich als Zeugen um mich herumstellen, vier Welttheile werde ich als Beweisstätte auf den Tisch legen, funfzig Millionen Leichen denke ich, werden den Thatbestand des Verbrechens hinlänglich feststellen, und dann wollen wir doch sehen, was die Advokaten der Fürsten, die wortreichen Jarkes darauf zu antworten finden.

Dieser Jarke ist ein merkwürdiger Mensch. Man hat ihn von Berlin nach Wien berufen, wo er die halbe Besoldung von Genz bekömmt. Aber er verdiente nicht deren hundersten Theil, oder er verdiente eine hundertmal größere — es kömmt nur darauf an, was man dem Genz bezahlen wollte, das Gute oder Schlechte an ihm. Diesen katholisch und toll gewordenen Jarke liebe ich ungemein, denn er dient mir, wie gewiß auch vielen andern zum nützlichen Spiele und zum angenehmen Zeitvertreibe. Er giebt seit einem Jahre ein politisches Wochenblatt heraus. Das ist eine unterhaltende Camera obscura; darin gehen alle Neigungen und Abneigungen, Wünsche und Verwünschungen, Hoffnungen und Befürchtungen, Freuden und Leiden, Aengste und Tollkühn-

heiten und alle Zwecke und Mittelchen der Monarchisten und Aristokraten mit ihren Schatten hinter einander vorüber. Der gefällige Jarke! Er verräth alles, er warnt Alle. Die verborgensten Geheimnisse der großen Welt, schreibt er auf die Wand meines kleinen Zimmers. Ich erfahre von ihm, und erzähle jetzt Ihnen, was sie mit uns vorhaben. Sie wollen nicht allein die Früchte und Blüthen und Blätter und Zweige und Stämme der Revolution zerstören, sondern auch ihre Wurzeln, ihre tiefsten ausgebreitesten festesten Wurzeln und bliebe die halbe Erde daran hängen. Der Hofgärtner Jarke geht mit Messer und Schaufel und Beil umher, von einem Felde, von einem Lande ist das andere, von einem Volke zum Andern. Nachdem er alle Revolutionswurzeln ausgerottet und verbrannt, nachdem er die Gegenwart zerstört hat, geht er zur Vergangenheit zurück. Nachdem er der Revolution den Kopf abgeschlagen und die unglückliche Delinquentin ausgelitten hat, verbietet er ihrer längstverstorbenen, längstverwesten Großmutter das Heirathen; er macht die Vergangenheit zur Tochter der Gegenwart. Ist das nicht toll? Diesen Sommer eiferte er gegen das Fest von Hambach. Das unschuldige Fest! Der gute Hammel! Der Wolf von Bundestag der oben am Flusse soff, warf dem Schaafe von deutschem Volke, das weiter unten trank vor: es trübe ihm

das Wasser, und er müsse es auffressen. Herr Jarke ist Junge des Wolfes. Dann rottet er die Revolution in Baden, Rheinbaiern, Hessen, Sachsen aus; dann die englische Reformbill; dann die polnische, die belgische, die französische Juli-Revolution. Dann vertheidigt er die göttlichen Rechte des Don Miguel. So geht er immer weiter zurück. Vor vier Wochen zerstörte er Lafayette, nicht den Lafayette der Juli-Revolution, sondern den Lafayette vor fünfzig Jahren, der für die amerikanische und die erste französische Revolution gekämpft. Jarke auf den Stiefeln Lafayette's herumkriechen! Es war mir, als sähe ich einen Hund an dem Fuße der größten Pyramide scharren, mit dem Gedanken sie umzuwerfen! Immer zurück! Vor vierzehn Tagen setzte er seine Schaufel an die hundert und fünfzigjährige englische Revolution, die von 1688. Bald kömmt die Reihe an den älteren Brutus, der die Tarquinier verjagt, und so wird Herr Jarke endlich zum lieben Gott selbst kommen, der die Unvorsichtigkeit begangen, Adam und Eva zu erschaffen, ehe er noch für einen König gesorgt hatte, wodurch sich die Menschheit in den Kopf gesetzt, sie können auch ohne Fürsten bestehen. Herr Jarke solle aber nicht vergessen, daß sobald er mit Gott fertig geworden, man ihn in Wien nicht mehr braucht. Und dann Adieu Hofraht, Adieu Besoldung. Er wird wohl den Verstand

haben, diese eine Wurzel des Hambacher Festes stehen zu lassen.

Das ist der nämliche Jarke, von dem ich in einem früheren Briefe Ihnen etwas mitzutheilen versprochen, was er über mich geäußert. Nicht über mich allein, es betraf auch wohl andere; aber an mich gedachte er gewiß am meisten dabei. Im letzten Sommer schrieb er im politischen Wochenblatte einen Aufsatz: Deutschland und die Revolution. Darin kommt folgende Stelle vor. Ob die artige Bosheit oder die großartige Dummheit mehr zu bewundern sey, ist schwer zu entscheiden.

„Uebrigens ist es vollkommen richtig, daß jene „Grundsätze, wie wir sie oben geschildert, niemals „schaffend ins wirkliche Leben treten, daß Deutsch„land niemals in eine Republik nach dem Zuschnitte „der heutigen Volksverführer umgewandelt, daß jene „Freiheit und Gleichheit selbst durch die Gewalt des „Schreckens niemals durchgesetzt werden könne; ja „es ist zweifelhaft, ob die frechsten Führer „der schlechten Richtung nicht selbst blos ein „grausenhaftes Spiel mit Deutschlands „höchsten Gütern spielen, ob sie nicht selbst „am besten wissen, daß dieser Weg ohne „Rettung zum Verderben führt und blos „deshalb mit kluger Berechnung das Werk „der Verführung treiben, um in einem

„großen welthistorischen Akte Rache zu neh-
„men für den Druck und die Schmach, den
„das Volk, dem sie ihren Ursprung nach an-
„gehören, Jahrhunderte lang von dem uns-
„rigen erduldet."

O Herr Jarke, das ist zu arg! Und als Sie dieses schrieben, waren Sie noch nicht österreichischer Rath, sondern nichts weiter als das preußische Gegentheil — wie werden Sie nicht erst rasen, wenn Sie in der wiener Staatskanzlei sitzen? Daß Sie uns die Ruchlosigkeit vorwerfen, wir wollen das deutsche Volk unglücklich machen, weil es uns selbst unglücklich gemacht — das verzeihen wir dem Criminalisten und seiner schönen Imputations-Theorie. Daß Sie uns die Klugheit zutrauen, unter dem Scheine der Liebe unsere Feinde zu verderben — dafür müssen wir uns bei dem Jesuiten bedanken, der uns dadurch zu loben glaubte. Aber daß Sie uns für so dumm halten, wir würden eine Taube in der Hand für eine Lerche auf dem Dache fliegen lassen — dafür müssen Sie uns Rede stehen, Herr Jarke. Wie! Wenn wir das deutsche Volk haßten, würden wir mit aller unserer Kraft dafür streiten, es von der schmachvollsten Erniedrigung in der es versunken, es von der bleiernen Tyrannei die auf ihm lastet, es von dem Uebermuthe seiner Aristokraten, dem Hochmuthe seiner Fürsten, von dem Spotte aller

Hofnarren, den Verläumdungen aller gedungenen Schriftsteller befreien zu helfen, um es den kleinen, bald vorübergehenden und so ehrenvollen Gefahren der Freiheit Preis zu geben? Haßten wir die Deutschen, dann schrieben wir wie Sie, Herr Jarke. Aber bezahlen ließen wir uns nicht dafür; denn auch noch die sündevolle Rache hat etwas das entheiligt werden kann.

Dienstag, den 27. November.

Meiner Wohnung gegenüber ist eine gute und große Leihbibliothek, und weil ich es so bequem habe, lese ich viel und verschlinge alles durcheinander wie ein heißhungriger Gymnasiast. Zu zwei Tassen Thee verzehrte ich gestern den ersten Band eines neuen Romans: Indiana, par G. Sand. Er ist aber nicht von dem dummen Sand der nur den Kotzebue umgebracht; der Verfasser ist weder ein Deutscher noch ein Franzose, sondern eine Französin, die diesen Namen angenommen. Ich habe mich nach der Verfasserin erkundigt und erfuhr, sie sei eine junge schöne, geistreiche und liebenswürdige verheirathete Dame, die aber von ihrem Manne sich getrennt habe, um ungestört mit ihrem Liebhaber Apollo zu leben. Nun äußerte ich irgendwo, ich möchte die Verfasserin des Romans kennen lernen. Darauf bemerkte mir eine Dame: das würde für mich schwer zu erreichen sein. Denn um von jenem Frauenzimmer empfangen zu werden, müsse man jung, schön und liebenswürdig sein. „Mais comme vous n'êtes qu'aima-

ble" . . . . . Es ist doch ein jämmerlicher Cours, mit dem Leben 66 Prozent unter Pari zu stehen! Es wäre tausendmal klüger gar Bankerott zu machen, und sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Mittwoch, den 28. November.

In Frankfurt haben sie ja den Wilhelm Tell verboten! Sie verbieten auch noch die Baseler Lebkuchen wegen der Unruhen im Lande. Es ist merkwürdig was die deutschen Regierungen für ein Talent besitzen, in die schrecklichsten Geschichten Lächerliches zu bringen. Wenn ich höre was sie thun und sprechen, weine ich mit dem rechten Auge und lache mit dem linken. Der König von Baiern läßt sich von allen Städten, Dörfern und Flecken seines Reiches Deputationen schicken, die ihm, seinem Sohn, den Baiern, am meisten aber Griechenland selbst Glück wünschen, daß ein baierisches Kind den griechischen Thron besteigt. Was mich am meisten kränkt, ist, daß auch die Bürger von Feuchtwangen stolz auf Griechenland sind; daß ich aber als Kind eine Zeit lang unter ihnen gelebt — darauf sind sie nicht stolz die dummen Philister. O welche Zeiten! Jetzt muß man die bürgerlichen Reden und die königlichen Antworten hören. Hellas, Dinkelsbühl und deutsche Gauen! Denn um keinen Preis der Welt würde König Otto Griechenland anders nennen als Hellas, und die deutschen Schmachfelder anders als deutsche Gauen. Und wie König Otto den Bürgermeister von Nürnberg sagte: er möge nicht daran vergessen,

daß einst Nürnberg für die deutschen Gauen war, was Hellas für die Welt gewesen, und weil einst Hellas die Welt mit Künsten und Wissenschaften versorgt, müsse auch Nürnberg die deutschen Gauen mit Künsten und Wissenschaften versorgen und Hellas und Nürnberg die wären wie zwei Brüder!

— Mit den Briefen eines Narren haben Sie Recht was die Form betrifft. Sie ist affectirt und man merkt gleich, daß die Briefe nicht wirklich geschrieben. Uebrigens sind sie gut und schön und man muß solche Gesinnungen aufmuntern. Die Xenien und das Göthe-Büchlein und die Didaskalia schicken Sie mir doch, wenn sich eine Gelegenheit findet.

— Das neue Drama von Viktor Hugo, dessen fernere Aufführung untersagt worden ist, wurde aus keinem politischen Grunde verboten, sondern wegen seiner Unmoralität. Alle Minister, welche die Cholera nicht gehabt haben, werden jetzt moralisch. Das ist eine merkwürdige Influenz! In einem der Zeitungsartikel, die aus dem berliner Kabinette eingeschickt worden, beklagte man sich neulich über Talleyrand, daß er die Preußen bei der londoner Conferenz betrogen habe und er wäre so zu sagen ein Spitzbube. Talleyrand ein Spitzbube! Was die Unschuld leiden muß! Und die ehrlichen Preußen jammern, daß sie der Spitzbube überlistet habe. Die

verächtliche Schwäche der französischen Regierung hat es dahin kommen lassen, daß die noch verächtlichere Preußische wieder eine Rolle spielt. Schon ist sie ganz von Sinnen aus Hochmuth, sie steht wieder im Mai 1806 und hat nur noch ein halbes Jahr bis zu Oktober. Damals wurde an Preußen der Verrath Deutschlands, diesmal wird der Verrath Polens bestraft.

Siebenter Brief.

Paris, Dienstag, den 4. Dezember 1832.

O theure Freundin! was ist der Mensch? ich weiß es nicht. Wenn Sie es wissen, sagen Sie es mir. Vielleicht ein Hund der seinen Herrn verloren. Das Leben ist ein A b c Buch. Ein Bischen Goldschaum auf dem Einbande ist all unser Glück, unsere Weisheit nichts als ba, be, bi, und so bald wir buchstabiren gelernt, müssen wir sterben und die Unwissenheit fängt von Neuem an. Wer ahndet meinen Schmerz? Wer sieht den Wurm der an meinem Herzen nagt? O! man kann essen und lachen und Zahnschmerzen haben und doch unglücklich seyn! Wenn ich auf die Straße hinuntersehe, und

sehe die Tausende von Menschen vorüber gehen, und keiner weicht meinem Fenster aus, und keiner fürchtet zerschmettert zu werden — — — sollte nicht jeder Mensch, wie ein Dachdecker, ein Warnungszeichen vor seine Wohnung hängen? Ist man denn nur eine einzige Stunde seines Glückes sicher? Ist einer sicher, daß er sich nicht in der nächsten Stunde zum Fenster hinausstürzt, und dabei einen Vorübergehenden todt schlägt? Aber Morgen, Uebermorgen entscheidet sich mein Schicksal und ich bin jetz ruhiger. Hören Sie meine jammervolle Geschichte. — — — — —

— Ich habe Sonntag im Theater Français Hamlet gesehen — einen Hamlet. So etwas kann mich recht traurig machen. Was ist Schönheit, was Hoheit, ja was jede Tugend? Sie sind nicht mehr als was sie erscheinen, nichts Anders als wofür sie jedes hält. Wenn aber dieser Jeder ein Volk ist, ein ganzes Land, ein Jahrhundert? Dann ist der Schein alles und die Wirklichkeit nichts für Alle. Können nicht große Menschen, ja Völker und Jahrhunderte gelebt haben, die wir gar nicht erkannt, oder falsch, oder nicht genug? Vielleicht wird der wahre Christ erst einem kommenden Geschlechte gebohren. Das ist die Traurigkeit. Was ist Shakespare den Deutschen und was den Franzosen? Düćis hat diesen Hamlet vor siebenzig Jahren zurecht

gemacht. Aber Dücis ist kein einzelner Mensch, er ist ein Volk, er ist Frankreich und das Frankreich des achtzehenten Jahrhunderts, wo die Philosophie der Kunst und jede Wissenschaft in der schönsten Blüthe stand. Es reicht nicht aus zu sagen, Dücis habe den Shakespeare französirt — nein. Er hat brittische Formen, welche mit französischen Sitten im Widerspruche standen, geändert; sonst aber hat er den Shakespeare ganz wiedergegeben, wie er ihn gefunden. Aber seine Augen? Hat er denn nicht mehr gelesen? Nein was sind Augen? die Diener des Geistes; sie sehen nicht mehr und nicht anders, als was ihnen ihr Herr zu sehen befiehlt.

Dücis Hamlet sieht auch den Geist seines Vaters; aber nur er allein, der Zuschauer nicht. Daß man mit rothen Backen und einem guten Magen Geister sehen könne, davon hat ein Franzose keine Vorstellung. Also ist Hamlet verrückt und weil der Wahnsinn eine körperliche Krankheit immer zur Ursache oder Folge hat, ist Hamlet auch krank. Das ist nun schauderhaft zu sehen. Hamlet trägt einen schwarzen Ueberrock, ist leichenblaß, hat ein wahres Choleragesicht, schreit wie besessen und fällt alle fünf Minuten in Ohnmacht. Wie nur der Lehnstuhl nicht brach unter den vielen Ohnmachten, denn Hamlet fiel immer mit seinem ganzen Gewichte hinein? Sein Freund und Vertrauter sucht ihm seine Einbildung

auszureden. Er erklärt ihm sehr vernünftig und psychologisch, woher es komme, daß er glaube den Geist seines Vaters zu sehen. Kürzlich wäre ein König von England gestorben und, dem Gerüchte nach, am Gifte das ihm seine Gemahlin gereicht. Ihn, Hamlet, habe diese Erzählung sehr erschüttert, er denke von Morgens bis Abends daran, und womit sich der Mensch bei Tage beschäftige, das komme ihm im Traume vor. Der Schauspieler Ligier, Talma's Nachfolger — im Amte, aber nicht im Gehalte — hat den Hamlet auf französische Art gut genug gespielt. Aber mir ward ganz übel dabei; es war eine Lazareth- und Tollhausscene die zwei Stunden gedauert. Als ich nach dem Schauspiel im Foyer Voltaires Büste betrachtete, da ward mir Dücis Hamlet erst recht klar. Ein Gesicht wie Scheidewasser, der wahre Anti-Hamlet. Man sollte einen Tempel für unglücklich Liebende bauen, und Voltaires Bild als den Gott hineinstellen. Auch ein Werther käme geheilt heraus. Darum liebe ich ihn so sehr, weil ich ihn hassen müßte wenn ich ihn nicht liebte, und er hat mir doch so wohl gethan. An einigen der wenigen unglücklichen Tage meines Lebens warf er einen Strahl seines Geistes in mein dunkles Herz, ich fand den Weg wieder und war gerettet. Unglück ist Dunkelheit; Wem man die Gestalt seiner Schmerzen zeigt dem zeigt man deren Grenzen.

Daher begreife ich auch wie es so Viele giebt, die Voltaire tödtlich hassen. Wie den Schmerz zerstört er auch die Freude; denn Glück ist auch Dunkelheit.

— Die Börse ist heute selig wie eine Braut. Die Renten sind um einen Franken gestiegen, weil der König der Deputation der Kammer gesagt hat, der Friede gedeihe herrlich und unsre Kinder würden bald von Antwerpen zurückkommen. Unsere Kinder! wie man nur so etwas sagen und anhören kann ohne zu lachen, begreife ich nicht. Was die Regierung Furcht hat vor ihrem eignen Muthe, was sie zittert sie möchte Ruhm erwerben, das glaubt keiner. Gott weiß auf welche Jüste milieu-Art sie Antwerpen belagern mögen! wahrscheinlich sind die Bomben mit welchen sie schießen nur halb gefüllt. Aber wie undankbar zeigt sich die Regierung und die Börse gegen mich! sie denken gar nicht daran, daß wenn sie den Frieden behalten, sie es mir zu verdanken haben — ganz im Ernste, mir. Wir, wir, Hambacher verhindern den Krieg. Die heilige Allianz fürchtet uns, sie zittert vor uns. Zwar sind viele Hambacher eingesteckt, aber viele sind noch frei. So lange ich frei umhergehe, wird es Preußen gewiß nicht wagen, Frankreich den Krieg zu erklären. Eigentlich sollten die Renten steigen, so oft ich auf der Börse erscheine. Aber die französische Regierung

versteht nichts von der deutschen Politik, sie ist noch zu vernünftig dazu; es kann noch kommen. Nun gute Nacht. Viktor Hugo's Drama le roi s'amuse habe ich heute bekommen. Vor dem Schlafengehen lese ich noch eine Stunde darin.

Mittwoch, den 5. Dezember.

Was ich diese ganze Zeit über, unter Freunden, im Scherze vorher gesagt: die Polizei würde endlich für den fünften Akt der Königsmord-Komödie Einen herbeischaffen der freiwillig bekennt: er habe den Pistolenschuß gethan, das ist jetzt wirklich eingetroffen. Ein junger Mann aus Versailles ist gestern zum Polizei-Präfecten gekommen und hat erklärt, er sei der Mörder, und Alle die als verdächtig eingekerkerten wären unschuldig. In einem zweiten Verhör nahm er sein Bekenntniß zurück und erklärte weinend, er sei unglücklich, des Lebens überdrüßig und habe diese schöne Gelegenheit, guillotinirt zu werden, benutzen wollen. So wird die Geschichte gestern Abend in den ministeriellen Blättern erzählt. Nun bin ich begierig, ob der König von Baiern, um eine Macht des ersten Ranges zu werden, nicht auch eine solche Mord-Komödie aufführen, und bei irgend einer feierlichen Gelegenheit auf sich schießen lassen wird. Es geht fürchterlich in diesem Lande her! dem Könige ist Hellas in den Kopf gestiegen, und er sieht alle Liberalen für antike Statuen, und die Gefängnisse seines Landes für Museen an, in welchen er sie aufstellt. Ja es ist wirklich wahr: diesem Geist- und Körperschwachen Könige ist Hellas in den Kopf

gestiegen. Um den Preis dieser Krone hat er die Ehre, das Glück, die Freiheit seines Volkes und seine eigne Unabhängigkeit verkauft. Um diesem schnöden Tagelohn (denn nach Tagen, nicht nach Jahren wird man die Regierung Ottos zählen) ist er ein Helfers-Helfer der heiligen Allianz, ein Knutenmeister Rußlands, ein Polizei-Scherge Oesterreichs geworden.

Achter Brief.

Paris, Samstag, den 8. Dezember 1832.

In der heutigen Zeitung steht, in Heidelberg wäre ein Aufruhr gewesen mit Blut und Fensterscheiben; aber die deutschen Blätter dürften nicht davon sprechen. Was ist Wahres an der Sache?

Alle hiesigen Blätter sprechen von der Versteigerung der Frankfurter Mittwochsgesellschaft, von den fünfzehen Gulden, von den ledernen Hosen und dem Senate. Es ist Schade, daß die Zeitungen, wegen Antwerpen und den Kammersitzungen so wenig Platz haben, sonst wären die Hosen länger geworden. Es ist ein herrlicher Spaß, aber der Ernst in der Sache ist noch schöner. Nur ist es betrübt, daß

man über den Spaß den Ernst vergessen wird. Ich habe es immer gesagt: wenn zweihundert Bürger zusammenhalten in gerechten Dingen, sind sie unbesiegbar. Aber zusammenhalten auf die rechte Art. Nicht wie ein langer Faden — er sey noch so lang, das macht ihn nicht stärker, ein Kind zerreißt ihn — sondern wie ein Knäul. Und nicht zusammengehalten in seltenen und großen Dingen — zu seltenen und großen Dingen finden sich seltene und große Menschen, die das allein vollbringen — sondern in kleinen Dingen, die alltäglich wiederkehren. Um zu lernen wie man die Freiheit erwerbe und behaupte, beobachte man, wie die Tyrannei ihre Macht erlangt und erhält. Wodurch? Man glaubt gewöhnlich durch die bewaffnete Macht, durch physische Gewalt; es ist aber Täuschung. Wo noch so despotisch, wird durch eine sittliche Gewalt regiert. Wodurch wird eine bewaffnete Macht zusammengebracht, zusammengehalten? Durch maralische Einflüsse, Furcht, Eigennutz, Ehre, Gemeingeist. Alle diese Hülfsmittel der Tyrannei stehen der Freiheit auch zu Gebote. Und wie selten wird die bewaffnete Macht gebraucht, und wo es geschieht, da ist es schon ein Kampf auf Leben und Tod zwischen der Tyrannei und der Freiheit. Eine Patrouille, womit man eine große Versammlung Bürger aus einander treibt, ist keine physische, sondern eine moralische Gewalt, denn sie ist nur ein

Symbol der Macht. Die Polizei, in ihr ist die Macht der Tyrannei. Sie ist die Krämerei des Despotismus, die ihn stündlich aber den ganzen Tag und alle Tage Lothweise ausgiebt und die Freiheit Pfennigweise einninmmt. Dieser Krämerei des Despotismus muß man eine Krämerei der Freiheit entgegen setzen. Man kann in Frankfurt alle Tage Hambacher Feste feiern, ohne daß es die Polizei verhindern oder bestrafen kann. Wie dort zwanzig Tausende auf einem Berge sich versammeln, mögen sich hier fünfhundert freisinnige Bürger täglich in den verschiedenen Gasthöfen zerstreuen. Statt wie dort lange Reden, mögen hier kurze Sätze für die Freiheit gesprochen werden. Sie sollen nur unbekümmert seyn, das Wort im Schwanen findet sich mit dem Worte im englischen Hofe zusammen — es giebt einen Gott der das redigirt. Man muß die Polizei müde machen, man muß blinde Kuh mit ihr spielen; es ist nichts leichteres als das. Besonders bei der Frankfurter; der fehlt zur blinden Kuh nichts als ein Schnupftuch. Freilich pflügt sie jetzt mit dem Kalbe des Herrn von Münch-Bellingshausen, und kann manches Räthsel errathen, so verstockt sie sonst auch ist. Aber wenn auch!

Nicht zu vergessen Le roi s'amuse . . . Les rois s'amusent — aber Geduld! . . . Sehen Sie, es giebt Schriftsteller, die man liebt, deren

Werke nämlich; liebt mit freier Liebe, nicht blos weil sie Achtung verdienen. Mir ist Victor Hugo ein solcher. Seine Vorzüge sehe ich mit großen Augen, seine Fehler wie zwischen Schlafen und Wachen an. Ich entschuldige sie und wenn ich das Buch zu Ende gelesen, habe ich sie vergessen. Aber dieses Mal kann ich nicht. Ich habe das vor fünfzehen Jahren kommen sehen, ich habe seitdem oft davon gesprochen. Es herrscht jetzt ein Terrorismus, ein Sansculotismus, ein Jacobinismus (drei Worte wie Kampher, die Censurmotten abzuhalten) in der französischen Litteratur. Es ist der Uebergang vom Despotismus zur constitutionellen Freiheit. Sie haben noch nicht gelernt Freiheit mit Ordnung paaren. Jede Regel ist ihnen Tyrannei, jeder Anstand Aristokratismus, Tugend, Schönheit und Würde — in der Kunst — sind ihnen Vorrechte. Sie nivelliren alles, sie dutzen alles. Sie sagen: Bürger Gott, Bürger Teufel, Bürger Pfarrer, Bürger Henker. Sie dulden keine Kleidung an nichts, und hätte sie die Natur selbst angemessen. So führt Despotie auch in der Kunst zur Anarchie. Die alte französische Kunst ging im Reifrocke; das war lächerlich, abgeschmackt, ungesund, naturwidrig. Aber zwischen Reifrock und Haut liegt noch manches Kleidungsstück, man soll die Kunst nicht bis auf das Hemd ausziehen. Sie wollen es nackt — gut es sei; man

kan sich daran gewöhnen. Aber geschunden! Die neuen französischen Dramatiker schinden alles: Die Liebe, den Haß, das Verbrechen, das Unglück, Schmerz und Lust. Das ist abscheulich! Die Natur selbst gibt jedem Dinge eine Haut, jedem Dinge wenigstens eine Farbe zur Hülle. Das farbenlose Licht, das ist der Tod, die Fäulniß, das ist gräßlich.

Sonntag, den 10. Dezember.

Ich habe aufhören müssen. Seit einigen Tagen werde ich von grausamen Zahnschmerzen geplagt. Am Tage sind sie leidlicher; da bin ich aber müde von der schlaflosen Nacht. Es ist ein Fluß und ich werde sehen wie ich hinüber komme. Der unschuldige Hugo kann wohl darunter leiden; ein Rezensent ist ein Wolf, einer der Zahnschmerzen hat, gar ein toller Wolf. Ich habe oben die äußerste Grenze des Verderbens bezeichnet, der man freilich noch viel näher kommen kann als Victor Hugo. Er hat eine Grazie die ihn am Aermel zupft, so oft er es gar zu toll macht.

Die Handlung spielt in der Zeit und am Hofe Franz des Ersten. Das ist der französische König der in seinem vier und fünfzigsten Jahre an einer unglücklichen Liebe starb. Damals war eine unglückliche Liebe noch nicht heilbar. König Franz liebt sein ganzes Leben und das ganze Drama durch. Das Kosen, das Küssen, das Umarmen nimmt kein Ende. Und alles in Gegenwart der Hofleute und der Tausende von Zusehern unter welchen Leute sind wie ich. Es ist abscheulich. Racines Fürsten und Helden schmachten und weinen wenn sie lieben; ihre Krone schmilzt ihnen auf dem Kopfe und tröpfelt in.

goldenen Thränen herab. Das ist Unnatur; denn ein König ist früher König als Mensch. Victor Hugo's Franz der Erste überläßt das Weinen seinen Geliebten, er schmachtet nicht, sondern er lacht, er liebt wie ein König — le roi s'amuse. Das ist Natur, aber es ist die häßliche Natur und was häßlich, ist unsittlich. Bis jetzt die komische Unmoralität; jetzt kömmt die tragische, die tragische Häßlichkeit .... Jetzt kömmt aber auch der Zahnarzt nach dem ich geschickt habe. Fortsetzung im nächsten Briefe.

Neunter Brief.

Paris, Montag, den 10 Dezember 1832.

Le roi s'amuse; Fortsetzung. Vielleicht mache ich den Beschluß erst in einem dritten Briefe. Sie hätten es dann immer noch besser, als die Leser des Abendblattes und Morgenblattes, die mit himmlisch deutscher Geduld vier Monate lang an einer Novelle buchstabiren und längere Zeit brauchen die Geschichte zu lesen, als die Geschichte selbst brauchte um zu geschehen. Ich bin heute noch etwas satyrisch, ich habe noch Zahnschmerzen. Triboulet ist der Hofnarr des Königs. Er ist klug und boshaft wie alle Hofnarren, und hat einen Buckel. Viktor Hugo sagt (in der Vorrede) er sei auch

kränklich; woher er das weiß, weiß ich nicht. Er sagt ferner: Triboulet hasse den König, weil er König sei; die Hofleute, weil sie Vornehme wären; alle Menschen weil sie keine Buckel hätten. Ich habe aber von dem Allem nichts gemerkt und ich halte es für Verläumdung. Es ist überhaupt merkwürdig, wie wenig der Dichter sein eignes Werk verstand, oder vielmehr wie er es zu verkennen sich anstellt, um sich gegen die Beschuldigung der Unsittlichkeit zu vertheidigen. So oft Triboulet aufspürt, daß einer der Hofleute eine schöne Frau, Tochter oder Schwester hat, verräth er es dem Könige. Der Kuppelei bedurfte es übrigens nicht viel; denn König Franz, wie die Könige aller Zeiten und die Vornehmen der damaligen, machte wenig Umstände. Franz geht verkleidet auf nächtliche Abentheuer aus, besucht die Weinschenken und garstigen Häuser und taumelt singend und betrunken in sein Louvre zurück. Aber der Dichter ließ dem Könige von seiner ganzen fürstlichen Natur nichts als die Schonungslosigkeit, und man begreift nicht, warum er seinen liederlichen jungen Menschen gerade unter den Königen wählte. Wie ganz anders hat Shakespeare es verstanden, als er einen liebenswürdigen Kronprinzen, den kurzen Carneval vor der langen und traurigen königlichen Fastenzeit lustig und toll durchleben ließ. Bei Heinrich

ist die Gemeinheit eine Maske, bei Franz ist die Krone eine.

Die Hofleute hassen diesen Triboulet, weil er sie Alle ungestraft necken und ihnen boshafte Streiche spielen darf. Da machen sie die Entdeckung, daß sich der Narr oft des Nachts verkleidet in ein abgelegenes Haus schleiche. Es kann nichts anders sein, meinen sie, Triboulet hat eine Geliebte, und sie nehmen sich vor, das lustige Geheimniß aufzudecken. Beim Lever des Königs war von nichts Anderm die Rede: Triboulet hat ein Schätzchen. Der König und der ganze Hof wollen sich todt darüber lachen.

Eines Abends im Dunkeln, macht Triboulet seinen gewohnten geheimnißvollen Gang und schleicht sich mit ängstlicher Vorsicht in ein Haus, zu dem er den Schlüssel hat. Wir wollen uns mit hineinschleichen; es muß schön sein zu sehen, wie der bucklichte und tückische alte Narr liebt. Schön war es auch, nur ganz Anders als die schurkischen Hofleute es sich vorgestellt. (Die Erde liege schwer auf ihnen, weil sie meinen Triboulet, den ich liebe so unglücklich gemacht.) Nachdem Triboulet die Thüre hinter sich verschlossen, setzt er sich im Hofe, der das Haus umgiebt, auf eine Bank nieder und weint. Doch weint er nicht vor Schmerz, er weint vor Lust; das Wei-

nen ist sein Feierabend und er weint alle Thränen, die er zurückhalten muß so lange die Sonne scheint. Er klagt im Selbstgespräche: jeder Mensch, der Soldat, der Bettler, der Galeerensclave, der Schuldige auf der Folter des Gewissens, der Verbrecher im Kerker, diese Unglücklichen Alle hätten das Recht, nicht zu lachen wenn sie nicht wollten, das Recht zu weinen so oft sie wollten, nur er hätte diese Rechte nicht. Er tritt in das Haus, ein junges holdes Mädchen kömmt ihm entgegen und wirft sich in seine Arme. Unter Weinen und Lachen drückt er sie an seine Brust. Es ist seine Tochter. Jeder weiß wie ein Vater sein Kind liebt; wenn es aber in der ganzen großen Welt das einzige Geschöpf ist das ihn, das er liebt; wenn er sonst überall nur Haß, Spott und Verachtung findet und austheilt — wie dann ein Vater seine Tochter liebe, das kann nur ein Dichter errathen. Diese Scene, gleich noch einigen andern des Dramas ist herrlich, und man muß sie vergessen, um den Muth zu behalten, das Ganze zu verdammen. Triboulet ließ seine Tochter in stiller Verborgenheit aufblühen, um sie vor der bösen Luft in Paris zu schützen. Sie kennt die Welt nicht, kennt die Stellung nicht die ihr Vater darin hat, weiß nicht einmal seinen Namen. Sie ahndet nur er müsse unglücklich sein. Sie spricht:

Que vous devez suoffrir! vous voir pleurer ainsi,
Non, je ne le veux pas, non cela me déchire.

worauf der Vater antwortet:

Et que dirois-tu, si tu me voyois rire?

Darauf verläßt er das Haus, nachdem er seine Tochter gewarnt sich nie in das Freie zu wagen. Auf der Straße hört er Geflüster mehrerer Menschen, er horcht, er kennt die Stimmen bekannter Hofleute, erschrickt, tritt endlich zu einem von ihnen und fragt, was sie vorhätten? Dieser nimmt Triboulet bei Seite und vertraut ihm lachend an, sie wären gekommen die Frau eines Hofmannes die der König liebt, und deren Haus auf dem Platze stand, zu entführen und in's Schloß zu bringen. Triboulet fällt gleich in seine alte Bosheit zurück und erbietet sich schadenfroh bei der Entführung behülflich zu sein. Alle waren vermummt, man legt Triboulet auch eine Maske auf und ist dabei so geschickt ihm zugleich mit einem Tuche Auge und Ohren zu verbinden, Es ist dunkele Nacht und Triboulet merkt nicht, daß er nichts sieht. Man giebt ihm die Leiter zu halten, auf der man in das Haus steigen wollte. Die Leiter wird an die Mauer gelegt, hinter welcher Triboulets Tochter wohnt, und diese geraubt. Triboulet wird endlich ungeduldig, reißt sich Maske und Binde vom

Gesicht weg, findet die Leiter an seinem eignen Hause gelehnt und zu seinen Füßen liegt der Schleier seiner Tochter. Die Räuber waren schon weg; sie brachten die arme Taube in ihres Königs Küche, aus der sie der unglückliche Vater gerupft wieder bekam. —

Triboulet ist seiner Sache noch nicht ganz gewiß, er vermuthet nur erst, wohin man seine Tochter geführt. Am andern Morgen erscheint er im Louvre, zeigt sich wie immer, aber er lauert. Das Flüstern und Lachen der Höflinge wird ihm immer deutlicher, und bald weiß er, daß seine Tochter beim Könige ist. Er weint und fleht und droht, man solle ihm sein Kind zurückgeben. Es muß in den Thränen, den Bitten und dem Zorne eines Vaters etwas sein, was selbst den Spott und Uebermuth der Höflinge entwaffnet. Alle schweigen und sind bestürzt. Triboulets Muth steigt, und er kehrt mit seinen Blicken die ganze Rotte zum Saale hinaus. So drückt sich der Dichter aus. Bald stürzt Triboulets Tochter aus des Königs Zimmer und sinkt unter Todesbläſſe erröthend, in die Arme ihres Vaters. Sie will ihm Alles erzählen, er erläßt ihr den Schmerz, er weiß schon Alles. Er führt seine Tochter fort, kehrt zum Hofe zurück und macht den lusti-

gen Rath wie vor. Er sinnt im Stillen auf Rache.

Triboulet hatte früher schon einen Banditen kennen gelernt, der um einen bestimmten Preis jeden Lusttragenden von seinen Feinden befreit. An diesen wendet er sich. Der Bandit hat zwei Manieren zu morden: entweder im Freien der Straße oder in seinem Hause, wie man es wünscht. Für das Haus hat er eine junge schöne Schwester, eine liebliche Zigeunerin, welche die Schlachtopfer anlockt und sie unter Lächeln und Kosen dem Messer ihres Bruders ausliefert. Triboulet erfährt, daß der König verkleidet und ungekannt die schöne Zigeunerin besuche. Er kauft seinen Tod, bezahlt die eine Hälfte des Preises voraus, und wird auf Mitternacht bestellt, wo ihm die Leiche des Königs in einem Sacke gesteckt ausgeliefert werden solle, daß er sie dann selbst in die nahe Seine werfe. Gegen Abend führt Triboulet seine Tochter (sie heißt Blanche) auf den Platz wo das Haus des Banditen steht. Er sagt ihr, doch nicht ganz deutlich, die Stunde der Rache an ihrem Verführer nahe heran. Blanche liebt den König, der schon früher als unbekannter Jüngling in der Kirche ihr Herz gewonnen. Sie bittet ihren Vater um Schonung, schildert die Liebe des Königs

zu ihr, wie heiß sie sey, und wie oft er das in schönen blühenden Worten zu erkennen gegeben. Triboulet, seine Tochter zu enttäuschen, führt sie an das Haus des Banditen, durch dessen zerrissene Mauern und unverwahrte Fenster man von Aussen Alles hören und sehen kann, was sich innen begiebt. Da sieht die unglückliche Blanche den König Franz mit der leichtfertigen Zigeunerin kosen, hört, wie er dem Mädchen die nehmlichen süßen und schönen Worte schenkt, die er ihr selbst gegeben. Das betrübt sie, sie jammert und willigt schweigend in die Rache ihres Vaters. Triboulet heißt sie nach Hause eilen, sich in Männerkleider werfen, sich zu Pferde setzen, und in das Land flüchten, wo er sie an einem bestimmten Orte einholen wolle. Vater und Tochter gehen fort.

König Franz sitzt im Hause und scherzt und tändelt mit der Zigeunerin. Müde und trunken verlangt er ein Bett sich auszuruhen. Man führt ihn in eine Dachkammer wo er einschläft. Unten trifft der Bandit die Vorbereitungen zum Morde. Die Zigeunerin, gewöhnlich kalte Mitschuldige ihres Bruders, bittet diesesmal um Schonung, denn der junge Offizier, von so seltenem edlem Anstande, hatte Eindruck auf sie gemacht. Der Bandit weißt sie kalt

zurück, sagt, er sei ein ehrlicher Mann, habe seinen Lohn erhalten und müsse den versprochenen Dienst leisten. Doch ließ er sich so weit bewegen, daß er versprach, den Offizier zu schonen, wenn unterdessen ein Anderer käme, den er statt jenes ermorden und im Sacke gesteckt ausliefern könnte. Der Brodherr werde es ja nicht merken, da es Nacht sei und der Sack in den Fluß geworfen werde. Wo sei aber Hoffnung, daß noch um Mitternacht sich jemand hieher verirre?

Unterdessen hatte Triboulets Tochter über die dunkeln drohenden Worte ihres Vaters nachgedacht. Da wird ihr erst klar, der König solle in dieser Nacht rmordet werden. Schon zur Flucht gerüstet und als Offizier gekleidet, jagt sie die Angst vor das Haus des Banditen zurück. Sie will beobachten, was sich da begebe. Sie horcht, vernimmt das Gespräch zwischen dem Banditen und der Zigeunerin, und entschließt sich für den König zu sterben. Sie klopft an die Thüre, sie wird geöffnet, und sobald sie eintritt fällt sie unter dem Messer des Banditen.

König Franz taumelt singend zu seinem Louvre hin.

Unterdessen kömmt Triboulet, zahlt dem Banditen die andere Hälfte des bedungenen Lohnes aus

empfängt den Sack mit der Leiche. Der Monolog der jetzt folgt ist herrlich. Es ist grause dunkle Nacht, ein Gewitter tobt am Himmel. Der Sturm heult durch die Luft. Der Sack liegt auf der Erde, Triboulet, Racheglut und Freude im Herzen, setzt seinen Fuß auf den Sack, verschränkt stolz die Arme und triumphirt in die Nacht hinaus: wie er endlich, er der schwache, verachtete, verspottete Triboulet, seinen Feind unter sich gebracht. Und welch' einen Feind! einen König. Und welch' einen König! einen König der Könige, den Herrlichsten unter Allen. Und wie jetzt die Welt aus allen ihren Fugen gerissen werde, und morgen werde die zitternde Erde fragen: wer denn das gethan? und da werde er rufen, das habe Triboulet gethan; ein kleiner schlechter Zapfen im Gebäude der Welt habe sich losgemacht von der Harmonie, und der Bau stürze krachend zusammen.

So zecht Triboulet fort und immer trunkener durch seinen Sieg, will er noch das Gesicht seines verhaßten Feindes sehen, ehe er ihn in den Wellen begräbt. Aber es ist finstere Nacht; er wartet auf einen Blitz, der ihm leuchten soll. Er öffnet den Sack, der Blitz kömmt, der ihn zerschmettern soll, er erkennt seine Tochter. Im Anfange hofft er, es sei ein Gaukelspiel der Hölle, aber ein zweiter Blitz

raubt ihm diese Hoffnung. Er zieht seine Tochter zur Hälfte aus dem Sacke, mit den Füßen bleibt sie darin. Sie ist entkleidet, nur ein blutiges Hemd bedeckt sie. Sie röchelt noch, spricht noch einige Worte und verscheidet. Der Vater sinkt zu Boden, der Vorhang fällt. Beschluß morgen.

Zehnter Brief.

Paris, Donnerstag, den 13. Dezember 1832.

Le roi s'amuse; Beschluß. Dieses Schicksal im Sacke; diese schauderhaften Fußtritte des Vaters auf das Herz seiner geliebten Tochter; diese Tochter im blutigen Hemde todt, nein schlimmer als todt, im Röcheln des Todes; und dieses Alles, bald vom falben Scheine der Blitze beleuchtet, bald von finsterer Nacht umhüllt, daß sich zum Schrecken der Wirklichkeit auch noch die Angst des Traumes geselle — hat das nicht in seiner gräßlichen Verzerrung auch einen Zug von Lächerlichkeit? Wenigstens als ich diese Scene las, so sehr sie mich auch erschütterte, fiel mir ein: der Narr Triboulet, wie hat er sich

prellen lassen; man soll doch nie eine Katz im Sacke kaufen! Ich weiß nicht woran es liegt. Shakespeare hat ähnliche, er hat noch viel schrecklichere Schrecken; aber bei ihm ist der Schmerz gesund, das Ungeheure hat seine Art Wohlgestalt; denn selbst die Krankheit hat eine Gesundheit die ihr eigen ist, selbst das Verbrechen hat seine moralische Regel. Bei Vikor Hugo aber ist das Misgestaltete misgestaltet. Ich weiß nicht; es ist darüber nachzudenken. Das ist die tragische Häßlichkeit von der ich sprach, die tragische Unsittlichkeit. Die Komische war in den Libeleien des Königs, die im Sonnenlichte und beim noch hellern Scheine der Kerzen auf das Unverschämteste dargestellt werden. Viktor Hugo hätte aus dem Allem einen Roman machen sollen. Erzählen kann man Alles, auch das Häßlichste; die Vergangenheit, die Entfernung mildert das Misfällige und ein Buch kann man ja zu jederzeit wegwerfen. Erzählen kann man das Unglaublichste; wer es nicht glauben will, braucht es ja nicht zu glauben, er denkt: es ist ein Dichter, und er hat gelogen. Aber dieses in ein Drama bringen, dieses Alles unter unsern Augen geschehen lassen, daß wir Ohr und Blick davon abwenden, daß wir nicht daran zweifeln können — nein, das dürfen wir nicht dulden.

Aber die Minister! was geht die Minister Louis Philipps die Aesthetik, die Dramarturgie, die

Moral an? Warum haben sie die Ausführung des Stückes verboten? Bin ich nicht da? Hören wir jetzt was Viktor Hugo darüber sagt. Am Morgen nach der ersten Aufführung erhielt der Dichter ein Billet vom Theater-Direktor; er habe so eben vom Minister den Befehl erhalten, das Stück nicht ferner geben zu lassen. „L'auteur, ne pouvant croire à „tant d'insolence et de folie, courrût au théa- „tre“ . . . Insolence — folie — von einem Minister! das wäre nach dem baierischen Strafrechte ein Verbrechen, das von einem Majestätsverbrechen nur durch eine Brandmauer geschieden ist, der Hausnachbar eines Königsmordes. Viktor Hugo eilt in das Theater; es ist wirklich so; er liest den Befehl des Ministers. Das Drama wäre unmoralisch befunden worden. „Cette pièce a revolté la pudeur des „gensd'armes, la brigade Leotaut y étoit et l'a „trouvé obscène; le bureau des moeurs s'est „voilé la face; monsieur Vidocq a rougi.“ Aber war es von Seiten des Ministers mit der Einwendung der Unmoralität ernst gemeint? Hugo sagt: das sei nur ein Vorwand gewesen, der eigentliche Grund aber des Verbotes sei ein Vers im dritten Akte „où la sagacité maladroite de quel- „ques familiers du palais a découvert une allu- „sion à laquelle ni le public ni l'auteur n'avait „songé jusque là, mais qui une fois denoncée

„de cette façon, devient la plus cruelle et la „plus sanglante des injures.“ Er wolle für jetzt den Vers nicht bezeichnen, treibe ihn aber die Noth der Vertheidigung dazu, werde er sich deutlicher erklären.

Ich suchte mit dem größten Eifer, den im dritten Akte enthaltenen für den König beleidigenden Vers auf und glaubte ihn im Folgenden gefunden zu haben.

Un roi qui fait pleurer une femme! O mon dieu
Lacheté!

Ich dachte, das könnte auf die Gefangenschaft der Herzogin von Berry bezogen werden, und das denkend kam mir die Aengstlichkeit der Minister um so toller vor. Wer bekümmert sich um die Berry? Wer denkt an sie? Und die wenigen Legitimisten die im Theater français sitzen, würden in Gegenwart des demokratischen Parterres und der Philippisten-Logen, nie wagen eine solche Anspielung laut werden zu lassen. Aber ich bin fehl gegangen. Ich hörte später erzählen, es sei eine andere Stelle im dritten Akte, die den Minister stutzig gemacht. In der Scene nemlich wo Triboulet im Vorzimmer des Königs um seine geraubte Tochter jammert, und die Hofleute ihn verlachen, wendet er sich an diese der Reihe nach und sagt ihnen mit Grimm und Hohn: was wollt ihr? Du da hast eine Frau, du eine

Tochter, du eine Schwester, du Page dort eine Mutter -- Frau, Tochter, Schwester, Mutter, der König hat sie Alle. Und die Großen, welchen er das vorwirft, sind die vornehmsten historischen Familien des Landes, Triboulet nennt sie Alle bei Namen, und unter diesen Bastard-Ahnen wird auch die Familie genannt, von welcher die Bourbons herstammen. Ich habe das Buch schon weggegeben und ich kann die betreffende Stelle nicht selbst beurtheilen.

Der Dichter in seinem Zorne gegen die Minister triumphirt, daß so viele Kunstfeinde er auch habe, diese doch, nachdem er eine so schnöde Behandlung erfahren, Alle gleich auf seine Seite getreten wären. „En France, quiconque est persécuté n'a plus „d'ennemis que le persécuteur.“ Alles wie bei uns! Viktor Hugo hat das Theater français beim Handels-Gerichte verklagt, es zur ferneren Aufführung des Dramas zu zwingen, oder zu einer Entschädigung von vierhundert Franken für jeden Theater-Abend zu verurtheilen. Odillon Barrot wird für den Kläger das Wort führen. Was wird er gewinnen? nichts; auch weiß er das und es ist ihm nur um den Scandal zu thun; Aber was gewinnen die Minister dabei? Der Dichter sagt es offen heraus: er habe sich bis jetzt nur mit den stillen friedlichen Musen beschäftigt; er habe sich von der Politik immer entfernt gehalten; von nun aber, weil gereizt, werde

er gegen die Regierung feindlich auftreten. Ist nun Viktor Hugo ein ehrlicher Mann, wie er wirklich einer ist, werden durch ihn die Feinde der Regierung um einen der Gefährlichsten, der Talentvollsten vermehrt. Wäre er kein ehrlicher Mann, dann würde seine Feindschaft der Nation hundert tausend Franken kosten, welche die Minister aus ihrem Beutel zögen, einen neuen Feind auf die alte Art zu versöhnen. Was gewinnen also die Minister? Ich glaube aber sie sind nicht so dumm wie sie aussehen. Sie gewinnen was der Dichter auch gewinnt: den Scandal des Prozesses. Das beschäftigt Paris drei Tage, und für die folgende Tage wird der liebe Gott auch sorgen. Sie sind immer noch klüger als nnsere teutschen Minister; sie lassen zuweilen Rauch aus dem Schornsteine, daß der Kessel nicht platze.

Sehen Sie aber was ein deutscher Gelehrter ist. Vorgestern morgen beim Frühstücke, hatte ich den Kopf dicht voll, von Politik und Zahnschmerzen, von den aristotelischen Einheiten, der Abwesenheit der Madame Malibran und der Anwesenheit der ****, von dem König Otto, von baierischer Treue, Antwerpen, dem alten Thurme am Metzgerthore und der Unmoralität des Herrn d'Argout. Da kam ich in der Vorrede Viktor Hugos an die Stelle: „Il fut „même enjoint au théâtre de rayer de son af- „fiche les quatre mots rédoutables: le roi

s'amuse.“ Gleich alle Gedanken hinaus, den Kopf auf beide Arme gestützt und eine halbe Stunde darüber nachgedacht. Ces quatre mots le roi s'amuse. Wie? le roi s'amuse sind das vier Worte, sind es nicht blos drei? kann man s mit einem Apostroph ein Wort nennen? ist s'a . . - ein Wort? Freilich kann man auch nicht behaupten, le roi s'amuse wären nur drei Worte. Aber wo ist die Warheit? wo ist das Recht? . . Darüber ward mir mein Thee kalt und Conrad nahm mir unbemerkt die Zeitung von dem Tische, ehe ich sie ausgelesen. So ist der deutsche Gelehrte? dem Viktor Hugo auf das Wort zu glauben, der die Sache mit den vier Worten doch besser verstehen muß als ich, das kam mir nicht in den Sinn; auch hätte mein protestantisch deutsches Gewissen dieses nie zugegeben.

Aber zum Schluße: der Handelsminister hatte Recht, das Stück ist unmoralisch. Wie kam es mit Viktor Hugo dahin? Ich habe es schon gesagt; es ist der Jakobinismus der romantischen Literatur. Viktor Hugo ist einer den Edelsten unter den Sklaven, die ihrem Herrn Boileau entlaufen; aber er ist doch ein Sklave. Im Uebermuthe seiner jungen Freiheit, weiß er diese nicht weise und männlich zu gebrauchen, und sündigt links, weil sein alter Tyrann rechts gesündigt hat.

Das Gericht ist aus, ich habe Recht gesprochen; jetzt Perrücke herunter. Ich habe das Drama vom Anfange bis zum Ende mit dem größten Vergnügen gelesen, und Alles hat mir gefallen.

Freitag, den 14. Dezember.

Heute gehe ich zum erstenmale wieder aus, nachdem ich, wegen meiner Zahnschmerzen, drei Tage das Zimmer nicht verlassen. Ich habe dabei gewonnen, daß ich drei Tage lang den stinkenden Nebel auf der Straße nicht zu trinken, und so lange die stinkenden deutschen Zeitungen nicht zu lesen brauchte. Der Geschmack der Letzten, die ich vor einigen Tagen las, liegt mir heute noch auf der Zunge. Nein es ist nicht zu ertragen. Die Deutschen müssen Nerven haben wie von Eisendrath, eine Haut von Sohlleder und ein gepöckeltes Herz. Diese Unverschämtheit der Fürstenknechte, dieses freche Ausstreichen eines ganzen Jahrhunderts, dieser weintolle Uebermuth, dieses Einwerfen aller Fensterscheiben, weil das Licht dadurch fällt, als wenn sie mit dem Glase auch die Sonne zerstörten — es übersteigt meine Erwartung. Aber das steigert auch meine Hoffnung. Man muß mit den dummen Aristokraten Mitleiden haben, man muß ihnen nicht eher sagen, daß das Cassations-Gericht dort oben ihre Appellation verworfen hat, bis an dem Tage wo sie hingerichtet werden. Das deut-

sche Volk wird einst gerächt werden, seine Freiheit wird gewonnen werden; aber seine Ehre nie. Denn nicht von ihnen selbst, von andern Völkern wird die Hülfe kommen. Ich sehe es schon im Geiste: wenn einst die finstern Gewitterwolken sich werden über den deutschen Pallästen zusammenziehen, wenn der Donner zu grollen anfängt, wird das geschmeidige deutsche Volk wie ein Eisendrath hinauf kriechen zu allen Dächern seiner Tyrannen, um die geliebten Herrscher vor dem Blitze zu bewahren, und ihn auf sich selbst herabzuziehen. Wem daran gelegen ist verhöhnt und betrogen zu werden, der braucht nur großmüthig gegen seine Feinde zu seyn, zumal gegen die Fürsten, welche die Feinde aller Menschen sind. Wenn in Frankreich ein Don Miguel und ein Robespierre zugleich regierten; wenn an jeder Straßenecke rechts ein Galgen, links eine Guillotine stünde — die Franzosen ertrügen vielleicht lange das Morden von ihren Tyrannen geduldig; aber ihren Spott, ihre Verachtung, ihr unverschämtes Hofmeistern, ihre Ohrfeigen und ihre Ruthe, das was der Deutsche das ganze Jahr erduldet — sie ertrügen es keine Stunde lang. Die Franzosen waren Jahrhunderte lang Sklaven unter ihren Königen; aber sie durften doch singen in ihren Ketten, sie durften ihre Kerkermeister verspotten. Zur Schreckenszeit wurden edle und schuldlose Menschen auf das Blutgerüst gebracht, aber nie fand

Robespierre ein Gericht, das so feige und unmenschlich gewesen, einen Aristokraten zu verurtheilen, daß er vor dem Oelbilde der Freiheit knieend Abbitte thue. Unter der Despotie der Könige wie unter der der Republikaner erkannte man etwas im Menschen an, das, weil von Gott gesandt, heilig und unverletzlich ist, und nie zur Verantwortung gezogen werden darf. Aber dieses Göttliche, Heilige und Unverletzliche im Menschen: seine Ehre, seinen Glauben, seine Tugend, das wird in Deutschland am meist, zuerst bestraft, am Boshaftesten gezüchtigt. Ein Dr. Schulz in München, wurde wegen seines politischen Glaubens auf unbestimmten Zeit zum Zuchthause verurtheilt, und zu der schlimmern Züchtigung, vor dem Bilde des Königs knieend Abbitte zu thun. Sie werfen die Freiheit in den Koth, daß sie aussehe wie die Knechtschaft, damit man keinen Mann von Ehre ferner von einem Hofmanne unterscheiden könne und gemeinschaftlicher Schmuz, Volk und Land und Regierung bedecke.

Würde in Paris die Todesstrafe darauf gesetzt, wenn einer es wagte im Theater einen Laut des Misfallens zu äußern, und es versuchte einmal ein schamlos schmeichelnder und bettelnder Hofdichter, die Leidenschaften, Thorheiten und Verbrechen seiner Fürsten, durch Poesie, Musik, Tanz und Malerei auf der Bühne zu verherrlichen und so ein ganzes Volk

zu Mitschuldigen seiner niederträchtigen Gesinnungen zu machen — und stünde die Todesstrafe auf ein Lächeln — es fänden sich hier Hunderte von Zuschauern die lachen, zischen und pfeifen, und ihr Leben an ihre Ehre setzen würden. Man jauchzte keinem schamlosen, tollen Schauspiele zu, wie das was neulich ein Herr von Poißl in München zur Feier der Thronbesteigung des Königs Otto dichtete, und auf der Bühne vorstellen ließ. Vergangenheit und Zukunft hieß das Schauspiel, welches alle das dicke Bocksbier, das seit dem vorigen Sommer in den baierischen Adern stockte, in die freudigste Wallung brachte. Hellas, Bavaria, Glaube, Liebe und Hoffnung treten auf. So oft ein deutscher Hofdichter etwas politisches singt, umgiebt er sich mit Glaube, Liebe und Hofnung. Es sind seine Grazien und seine Parzen zugleich. Mit ihnen versüßt er die Tyrannei, mit ihnen spinnt er die Freiheit zu Tode. Uebrigens ist es eine nützliche Bedeckung; denn ohne Glaube, Liebe und Hoffnung ertrüge man keinen Tag ein deutscher Unterthan zu seyn. Jetzt werden die alten olympischen Spiele dargestellt, in dem Augenblicke wo die Vertheilung der Preise statt findet. Hundert Dichter athmen schwer, die welche den Gott in sich fühlen, jauchzen dem Siegeskranze entgegen. Mich dauern die armen Teufel! Bava-

ria kömmt und deklamirt Gedichte des Königs von Baiern und Sappho-Bavaria erhielt den Kranz.

Das zweite Bild stellt die Gegend von Athen vor. „Mit erst düsterem Himmel, verbrannten Oli-„ven-Wäldern und verdorrten Fluren. Nach und „nach kleidete sich der Himmel in Baierns Na-„tionalfarbe. Die Olivenwälder begannen zu grü-„nen. Die Fluren bedeckten sich mit Blumen und „Blüthen, aus Ruinen entstanden Paläste. Und in „diesem Augenblicke erschien von der Liebe getragen „und den Glauben und die Hoffnung zur Seite, das „als Seegensgestirn über Hellas aufgehende Bildniß „des Königs Otto, vor dem sich Griechenlands Volk „in freudiger Huldigung neigte.“ Bavaria-Sappho ist verrückt, sie ist verliebt, weiß nicht mehr was sie spricht und ich sehe sie schon vom Leucadische Felsen hinab in die Isar springen. Aber Herr von Poißl hat nicht die geringste Lebensart, daß er den König Otto, der ein Mann ist, von der Liebe, die ein Frauenzimmer ist, tragen ließ. Ich begreife nicht wie das zarte Wesen diese Last von München bis zum Himmel, einen so weiten Weg hat aushalten können; König Otto muß sehr leicht sein! Warum hat er den König nicht dem Glauben auf die breiten Schultern gesetzt? Der hat schon in seiner Dummheit viel schwerere Lasten getragen. Dann wäre die Liebe an der Seite der Hoffnung, hinter dem Glau-

ben und dem König Otto leicht hergeflogen, und dann wäre doch Symmetrie dabei gewesen und das Ganze wäre ein Meisterstück geworden. O, Herr von Poißl! ich weiß nicht ob Sie Verstand haben, aber Geschmack haben Sie nicht den Geringsten. Wie freue ich mich, daß die verbrannten Olivenfelder wieder grün werden; jetzt können doch die armen Griechen wieder Salat essen. Aber die baierische Nationalfarbe in welche sich der Himmel kleidete, als er Audienz beim König Otto hatte — ist das nicht himmlisch? ja, ja so ist es. Den Himmel selbst möchten Sie gern zu Lakaien machen, und sein heiliges Blau soll die Livree-Farbe eines deutschen Fürsten seyn! Verdammniß! es kömmt mir manchmal vor, als wäre die Erde ein großer Pfeifenkopf, aus dem Gott raucht und Deutschland wäre der Wassersack der Pfeife, bestimmt um diese rein zu erhalten, allen Schmutz, alle stinkende Säfte aufzunehmen. Die Zeit wird kommen, daß jeder europäische Fürst mit einem Stücke seines Landes in den deutschen Bund treten wird, um sich mit einem solchen heilsamen Wassersacke zu versehen. Hanover ist der Wassersack Englands, Luxenburg der Wassersack der Niederlande, Holstein der Wassersack Dänemarks, Neufchatel der Wassersack der Schweiz. Wie heute die englischen Blätter erzählen, soll ein anderer Sohn des Königs von Baiern Donna Maria heirathen. So

verspricht Portugal der Wassersack der Spanischen Halbinsel zu werden, und Griechenland ist voraus zum Wassersack des Orients bestimmt, wenn dieser wie sie fürchten der Civilisation und Freiheit entgegen reift.

Der schönste Spaß in dieser baierisch-grichischen Comödie ist: daß König Otto, oder vielmehr sein Vater in dessen Namen, die griechische Constitution nicht hat beschwören wollen; daß Miaulis, der Chef der griechischen Deputation, erklärt hat, nur unter der Bedingung eines solchen Eides sei er beauftragt dem Prinzen die Krone anzubieten, daß er also, da man sich weigere ihn zu leisten, den Otto nicht als König anerkennen dürfe. Die Deputation kehrt allein nach Griechenland zurück, und König Otto zieht an der Spitze seiner Baiern hin und nimmt von seinem Lande mit Gewalt Besitz. Ich fürchte sehr, daß wenn der griechische Himmel das wahre Verhältniß der Sache erfährt, er sein Baierisch-blau wieder ausziehen und seinen grauen Schlafrock anziehen wird.

Ich sage Ihnen, ich sage Ihnen, es ist mit dem lieben Gott nichts mehr anzufangen. Da sitzt der alte Herr den ganzen Tag auf seinem Lehnstuhle, liest die Erdzeitungen und brummt über seine entar-

teten Kinder. Es ist ihm kein Lächeln abzugewinnen. Da er noch ein Jüngling war, da er als Jupiter, noch mit dem Honige seiner Kindheit auf den Lippen, durch alle Welten schwärmte, welche himmlische Pagenstreiche machte er, wie liebenswürdig war er damals! wie er seinem Vater dem Fresser Kronos ein Brechmittel eingab; wie er sich als Gans, als Ochs, als Mensch, als Regen verkleidet, zu den Schönen schlich, wie er neun ganze halbe Tage sich mit der gelehrten Mnemosyne einschloß, und mit ihr alle die Millionen Bücher schrieb, die seitdem in die verschiedenen Sprachen der Menschen übersetzt erschienen sind — es ist Alles vorbei, es ist nichts mehr mit ihm anzufangen! Ach! wenn ich Gott wäre, welche Späße wollte ich mir machen mit Bavaria-Hellas! Ich ließ in einer Nacht alle die herrlichen Griechen aller Zeiten und aller Städte aus dem Grabe hervorsteigen, und alle Tempel auch und die alten Götter rief ich herbei. Und an einem schönen Frühlingstage, da der Spaziergang am Ilyssus gedrängt von Menschen war, kömmt ein Sclave athemlos herbeigestürzt und schreit: König Otto ist angekommen! Alles geräth in Bewegung. Die Kinder springen von der Erde auf und vergessen ihre Knöchel mitzunehmen. Die schöne Laïs macht die Rosen in ihren Haaren zurecht, Diogenes putzt das Licht in seiner Laterne, Epaminondas ballt die Faust,

Plato bekömmt Angst und versteckt seine Republik, Perikles reicht seiner Freundin Aspasia den Arm, Aristoteles zieht seine Schreibtafel heraus Alles zu notiren, die Blumenmädchen suchen Eine der Anderen vorzukommen und jetzt alle eilig zum pyräischen Thor hinaus. Nur Sophokles geht seinen ernst langsamen Schritt; er dichtet seine Antigone. Als die Athenienser am Hafen ankamen, war König Otto mit seinen blauen Baiern schon gelandet. Das Erste was er that war, daß er dem Perikles den großen Hubertus-Orden umhing. Aristoteles erhielt das Diplom als geheimer Hofrath, und die Berufung als Professor der Natur-Geschichte nach München an Okens Stelle. Phidias bekam den ehrenvollen Auftrag die Büste des Herrn Jarke für das Regensburger Walhalla zu verfertigen. Herr Ober-Baurath von Klenz zeigte dem Kalikrates die Risse seiner schönsten Gebäude in München und dieser fragte: hat Euer Basileus so viele Pferde? Alcibiades bekam den Kammerherrn-Schlüssel und ein baierscher Obrist fragte Epaminondas wie viel Fourage-Gelder ein hellenischer Obrist bekäme? Professor Thiersch unterhielt sich mit Plato und wurde von den Blumenmädchen wegen seiner schlechten Aussprache verspottet. Herr von Poißl wollte Sophokles gerade sein Festspiel Vergangenheit und Zukunft überreichen,

als Trommelwirbel Stille gebot. König Otto tritt majestätisch hervor und hält folgende Rede.

„Hellenen! Schaut über euch. Der Himmel „trägt die baiersche National-Farbe, denn Griechen-„land gehörte in den ältesten Zeiten zu Baiern. Die „Pelasker wohnten im Odenwalde und Imachus war „aus Landshut gebürtig. Ich bin gekommen euch „glücklich zu machen. Eure Demagogen, Unruhestif-„ter und Zeitungsschreiber haben euer schönes Land „in's Verderben gestürzt. Die heillose Preßfrechheit „hat Alles in Verwirrung gebracht. Seht wie die „Oehlbäume aussehen. Ich wäre schon längst zu „euch herüber gekommen, ich konnte aber nicht viel „früher, denn ich bin noch nicht lange auf der Welt. „Jetzt seid ihr ein Glied des deutschen Bundes. „Meine Minister werden euch die neuesten Bundes-„beschlüsse mittheilen. Ich werde die Rechte meiner „Krone zu wahren wissen, und euch nach und nach „glücklich machen. Für meine Civilliste gebt ihr mir „jährlich sechs Millionen Piaster, und ich erlaube „euch meine Schulden zu bezahlen.“ Die Griechen, als sie diese Rede hörten, erstarrten Alle zu Bildsäulen. Diogenes hielt dem König Otto seine Laterne in's Gesicht, die schöne Lais kicherte, und Aristoteles war in Verzweiflung, daß sein Griffel brach, und er die merkwürdigen Naturbeobachtungen die er machte,

nicht mehr notiren konnte. Hippokrates sah die Sache gleich vom rechten Standpunkte an, schickte eilig einen Diener in die Stadt zurück, und ließ sechs Karren voll Nieswurz holen. Die Baiern setzten sich in Marsch. Vor dem Thore wurden sie von hundert Apothekern aufgehalten, die jedem Baier ein Pulver überreichten. Ein Major schrie: Verrätherei! Gift! und ließ unter das griechische Gesindel schießen. Dann zog König Otto über Leichen in die Stadt. Gleich den andern Tag wurde eine Central-Untersuchungs-Kommission gebildet, Hippokrates wurde wegen seines dummen Spaßes als Medicinalrath nach Augsburg versetzt; die geistreiche Aspasia, die griechische Frau von Stael, nach Egypten verbannt und Diogenes wurde auf unbestimmte Zeit zum Zuchthause verurtheilt und mußte vor dem Bilde des Königs Otto knieend Abbitte thun. Die Schuldigsten waren schon vor der Untersuchung erschossen wurden.

Jetzt ging das Regieren an. Eine Zeit lang ertrugen es die Griechen. Aber eines Morgens braußte das Volk wie ein wogendes Gewässer durch die Stadt. Herr Oberbaurath von Klenz hatte in der Nacht anfangen lassen, durch mehrere hundert baiersche Maurer, den Tempel der Minerva abtragen zu lassen. Das Bild der Göttin von Phidias

und andere Kunstwerke die der Tempel enthielt, lagen schon auf der Straße von Stroh umwickelt um eingepackt zu werden. Man fragte Herrn von Klenz, was diese Tollheit bedeuten solle? Er erwiederte: seine Majestät der König haben zu beschließen geruht, den Tempel der Minerva, das Parthenon, das Pompejon, die Phöcide, noch zwanzig andere Tempel und mehrere hundert Statuen, allerhöchst ihrem königlichen Vater nach Baiern zu schicken, zufolge eines mit allerhöchst Demselben abgeschlossenen geheimen Vertrags, und Hellas, übervölkert mit Tempeln, Statuen und Gemälden, solle nach Baiern Kunstkolonien schicken, und dafür von dort Naturkolonien erhalten unter Anführung des Herrn von Halberg, des baierischen Cecrops, und das Alles gereiche zur Wolfahrt beider Länder, und sey überhaupt sehr charmant. Aber die Athenienser fanden dieses gar nicht charmant, sondern ergriffen einige der schönsten antiken Steine mit Bas-Reliefs verziert und warfen sie dem armen Herrn von Klenz an den Kopf, bis er todt blieb. Dann stürzten sie die Akropolis hinauf, ergriffen den König Otto, der gerade mit seinem Frühstücke beschäftigt war, und dabei Saphirs deutschen Horizont las, bei dem Arme, setzte ihn in eine Sänfte, und ließen ihn an den Hafen tragen, und übergaben ihn dort dem Admiral Nicias, daß er ihn zu Schiffe nach Corcyra bringe. Die baierischen

Soldaten blieben zurück und nahmen Dienste im Scythischen Corps. Ihr baierisch Bier braute ihnen ein von München gekommener Bierbrauer, und ihre baierische Treue hatten sie vergessen. So endigte das baierisch-russisch-englisch-französische-hellenische Reich.

Eilfter Brief.

Paris, Sonntag, den 16. Dezember 1832.

Die Berry ist krank; aber wie man sagt, wäre es nicht ihr hoffnungsloser Zustand der sie niedergeworfen, sondern gerade das Gegentheil. Wahrscheinlich ist das Verläumdung. Wenn man in Frankfurt etwas davon weiß, warum die Herzogin gefangen sitzt und warum Carl X. nicht mehr in Paris lebt, schreiben Sie mir es doch, ich will es in die Zeitung setzen lassen. Hier kann man sich die Sache gar nicht erklären. Diese Abneigung der Völker gegen gewisse Namen und diese Vorliebe für andere ist ganz unbegreiflich. Wenn nicht die Cholera daran Schuld

ist, muß die Welt schwanger seyn; sie hat wunderbare Gelüste. Sehen Sie, man hat es mir zum Vorwurfe gemacht, daß ich gesagt: ein Volk dürfe seinen Fürsten verjagen, wenn ihm seine Nase nicht gefiele. Nun, vielleicht war das zuviel behauptet. Aber man muß mir doch zugeben, das eine Nase eine sehr wichtige Sache ist. Eine Nase ist ein bedeutender Theil des menschlichen Körpers; eine Nase kann einen Menschen entstellen und zieren; man kann seiner Nase willen einen Menschen lieben oder hassen; kurz eine Nase ist eine Nase; aber ein Name? Guter Gott! Was liegt an einem Namen? Die Braunschweiger wollten keinen Carl und gaben sich einen Wilhelm; die Belgier wollten keinen Wilhelm und gaben sich einen Leopold; die Franzosen wollten auch keinen Carl und gaben sich einen Philipp. Der Name Carl scheint besonders unbeliebt zu sein. In Spanien handelt sich's auch um Carl oder nicht Carl; in Portugal ist der Streit zwischen Peter und Michel. Meine Nase ist mir tausendmal lieber. Nun haben sie zwar vor zwei Jahren behauptet, man habe den König Carl vom Throne gestürzt weil er die Charte verletzt habe. Hat das der jetzige König nicht auch gethan? Also weil er Philipp heißt und nicht Carl, wäre ihm alles erlaubt? Ja er hat tausendmal schlimmer gehandelt als Carl X. Dieser that

es in der Leidenschaft, er konnte sich wenigstens damit entschuldigen, er konnte alles auf seine Minister wälzen, die Kränkung wieder gut machen, er wollte das wirklich thun. Aber Louis Philipp begnügt sich nicht blos mit dem Rechte der Leidenschaft, er will auch die Leidenschaft zu einem Rechte erheben, er verlangt das Recht, zu jeder Zeit, so oft es ihm beliebt, ungerecht sein zu dürfen. Und er begnügt sich nicht das Verbrechen allein zu begehen, er sucht auch die ganze Nation, in deren Stellvertretern zu seinen Mitschuldigern zu machen. Nun giebt es zwar hier Leute genug, die nicht schlecht sind, sondern nur dumm, welche behaupten, der jetzige Fall wäre doch ganz ein Anderer. Carl X. habe die Constitution aus eigner Machtvollkommenheit verletzt. Louis Philipp thue es in Gemeinschaft mit den Kammern. Bei jenem sei die Aufhebung der Charte Willkühr gewesen, dieser wolle sie gesetzlich machen. Aber was ändert das die Sache? O ja, es ändert die Sache, es macht sie weit weit schlimmer. Ist ein Verbrechen weniger ein Verbrechen weil es zweihundert Menschen theilen? Ist die Tyrannei der Gesetze weniger Tyrannei als die der Willkühr. Und wenn alle die dreißig Millionen Franzosen in der Kammer säßen, und sie alle stimmten Mann für Mann für ein Gesetz, daß der Regierung verstatte die persönliche Freiheit, die Frei-

heit der Presse aufzuheben, das heilige Asyl des Hauses zu verletzen — sie hätten das Recht nicht dazu. Keine Nation hat das Recht der Täuschung, der Furcht, dem Schrecken, der Selbstsucht, der Ermüdung des Tages, die bessere Einsicht, die Wahrheit, die Besonnenheit, die Liebe und Kraft der folgenden Tage, die unveräußerlichen Rechte eines kommenden Geschlechts aufzuopfern. Hier ist der Jammer, hier ist die Trostlosigkeit, das ist's was die wahre Freiheit Europens noch um ein Jahrhundert hinausschickt. Erst fehlt die Kraft, dann fehlt der Muth, dann fehlt die Einsicht. Wenn einmal die Völker Europens sich der Tyrannei ihrer Fürsten werden entledigt haben, werden sie in die Tyrannei ihrer Gesetzgeber fallen, und sind sie diese los geworden, gerathen sie in die Tyrannei der Gesetze. — Diese Tyrannei der Gesetze ist aber gerade die feste Burg, welche von der Freiheit seit fünfzig Jahren belagert wird. Was sie seitdem erobert, das sind blos einige Außenwerke, wobei noch nichts weiter gewonnen, als daß die Hoffnung der Einnahme der Festung etwas näher gerückt ist. Es muß Menschenrechte geben, die von keiner Staatsgewalt, und hätte jedes Bettlerkind im Lande Theil an deren Ausübung, zu keiner Zeit, in keinem Verhältnisse, um keines Vortheils, um keiner Beseitigung einer Gefahr willen, vernichtet, geschmälert

oder eingestellt werden dürfen. Auf der See, wenn Gefahr des Schiffbruchs eintritt, wirft man die Waaren über Bord, die Menschen zu retten; man wirft aber nie die Menschen über Bord die Waaren zu retten. In politischen Stürmen aber, opfert man das was der Menschen ist, dem auf was er hat, man wirft den Mensch über Bord, den Bürger zu erhalten — das ist Wahnsinn. Und wenn es auch alle Staatsbürger zufrieden wären, wenn sie alle so verdorben wären, das was sie haben, dem vorzuziehen was sie sind — es bliebe doch Wahnsinn.

Mit besserer Einsicht als Europa ließen die Amerikaner als sie ihre Freiheit gründeten, der Verfassungsurkunde eine Erklärung der Menschenrechte, nämlich derjenigen Rechte vorangehen, die weder der Heiligung der Gesetze bedürfen um Gültigkeit zu haben, noch je durch ein Gesetz eingeschränkt oder aufgehoben werden dürfen. Die französische Nationalversammlung hat es auch damit versucht. Aber jetzt denkt keiner mehr daran, und wenn man mit einem Staatsgelehrten von Menschenrechten spricht, lacht er Einen aus, und wenn man in Paris zwischen zwei und vier Uhr Nachmittags das Wort Menschenrechte ausspricht, werden vor Schrecken alle Wangen

bleich und die Renten fallen. Menschenrechte — das ist die Guillotine!

— Gestern Abend sah ich zum erstenmale Demoiselle **Georges** spielen; nicht zum erstenmale diesen Winter, sondern zum erstenmale im neunzehnten Jahrhunderte. Dieses Schicksal habe ich schon oft in meinem Leben gehabt: daß ich den Sonnenaufgang und den Mittag verschlafen, und erst beim Sonnenuntergange munter geworden bin. Demoiselle Mars habe ich voriges Jahr zum erstenmale gesehen, Talma kurz vor seinem Tode, mich selbst lernte ich erst nach dem dreißigsten Jahre kennen und ohne Sie hätte ich wahrscheinlich erst zehen Jahre später meine angenehme Bekanntschaft gemacht. Als ich vor zwei Jahre nach Paris kam, war die Freiheit schon im Untergehen, und ich mußte sogar auf einen hohen Berg der Begeisterung steigen, um noch ihre letzten Strahlen zu erwischen; denn im Thale war es schon dunkel. So immer zu spät. Ein politischer Ketzer bin ich geworden, seitdem man nicht mehr verbrennt und viertheilt, sondern blos mit dem Zuchthause auf unbestimmte Zeit und mit einer Abbitte vor dem Conterfei eines Königs bestraft. Dieses Abbitten vor dem Bilde des Königs von Baiern will mir gar nicht aus dem Kopf. Es ist zu fürch-

terlich, es ist zu lächerlich! Das ist ja ein christlich-türkischer Despotismus, ein Despotismus in seidenen Strümpfen und den Turban auf dem Kopfe. Nun möchte ich doch wissen, wie sie Einen, den sie zum Zuchthause verurtheilt, zwingen können Abbitte vor dem Bilde des Königs von Baiern zu thun, wenn dieser nicht will. Ich thäte es nicht; ich spräche wie der Geiger Müller in Cabale und Liebe: da ich doch in's Zuchthaus muß, will ich Euch sagen, daß Ihr Schurken seid. Der Präsident antwortet, glaube ich, darauf: Vergeß er nicht, daß es auch Staupbesen und Pranger giebt! O! es kömmt auch noch zu Staupbesen und Pranger; es kömmt auch noch dazu, daß Einer baarfuß und eine brennende Kerze in der Hand es vor der Kirchthüre büßen muß, wenn er gesagt, der Leib und das Blut des Herrn sei nicht in dem Fürsten. Die wahnsinnige Tyrannei hat keine Grenzen, es kömmt nur darauf an, welche Grenze die wahnsinnige Geduld des deutschen Volkes hat . . . Aber wo bin ich? Ich bin weit von Demoiselle Georges abgekommen. Zurück.

Sie sieht bei ihren Jahren noch gut genug aus, oder mein Glas müßte trübe gewesen sein. Auch ist in den Rollen die ihr anzugehören scheinen, ein Alter das an Ehrwürdigkeit grenzt gar nicht störend. Sie

hat eine schöne, volltönende Stimme, ihre Geberden sind anständig und ihr Mienenspiel ist sehr reich; freilich glaubte ich bemerkt zu haben daß sie beim Mischen ihrer Züge die Volte schlägt, und jede Farbe der Leidenschaft, die sie will, oben auf bringt. Das ist nun nicht die rechte Art. — Die Leidenschaft auch in ihrer entschiedensten Richtung, hat keine bestimmte Farbenleiter und sie ist sehr zufällig gemischt. Ich kann aber die Georges durchaus noch nicht beurtheilen, ich muß sie öfter sehen. Auch ist das Stück, in welchem sie auftrat, halb unbedeutend, halb dumm, das heißt: seit einigen Wochen daß es gegeben wird, ist das Haus gedrückt voll, jeder will es sehen. Perinet Le clerc, ou Paris en 1443, drame historique. Was die Leute schönes daran finden, begreife ich nicht. Außer den Decorationen und den weiblichen Kleidungen der damaligen Zeit gefiel mir doch gar nichts. Diesen Winter ist das Mittelalter Mode, oder vielmehr das dramatische Vieh wurde durch Noth die Alpe hinaufgetrieben dort zu weiden, weil sie in den letzten zwei Jahren die untere Region, das Kaiserreich, die Republik und das Zeitalter Ludwigs XV. ganz abgegrast haben. Jedes Theater bringt der Reihe nach ein pariser Mittelalter zur Vorstellung. Gestern kam die komische Oper, auch ein solches Mittelalterstück zum erstenmal Le Pré

aux clercs, Musik von Herold. Die heutigen Zeitungen rühmen diese neue Oper sehr. Ich lasse mir das alles sehr gern gefallen, denn ich profitire davon. Seit zwei Jahren leiten die Boulevards-Theater meine historische Studien. So oft ich ein historisches Schauspiel gesehen, ließ ich mir den folgenden Tag alle die Geschichtsbücher, Memoiren und Chroniken holen, die von der Zeit und der Geschichte handeln, die auf der Bühne vorgestellt werden, und ich las sie. Jungen Leuten möchte ich diese Art Geschichte zu studiren freilich nicht empfehlen; aber für Kinder und bequeme Leute ist das die rechte Art und ob ich zwar schlecht bestehen würde wenn mich Schlosser examinirte, so bin ich doch im Ambigü Comique der gründlichste Historiker.

Das Stück von welchem die Rede ist spielt zur Zeit Carls VI. und die Georges spielte die Isabeau von Baiern. Darüber brauchte ich aber nichts nachzulesen, denn die Geschichte war mir aus Schillers Jungfran von Orleans schon längst bekannt. Leider! Der Mensch weiß immer zu viel; denn daher kam es, daß mir das Drama lächerlich vorkam. Diese Isabeau ist verliebt, aber nicht wie ein weiblicher Satan, nicht wie eine alte Frau, nicht wie eine Ehrgeizige, nicht wie eine Königin, nicht wie eine Ra-

benmutter, nicht wie eine ausschweifende Frau; sondern wie ein junges unschuldiges Bürgermädchen. Und als ihr poltischer Feind, der Connetable von Armagnac, ihren jungen Geliebten foltern und dann in einen Sack stecken und Nachts in die Seine werfen ließ, weinte sie als ginge sie das was an und als gäbe es keine Männer mehr in der Welt. Aber die Georges wußte sich mit guter Manier aus der Dummheit des Dichters heraus zu ziehen. Also der Sack mit dem Schatze wird in's Wasser geworfen, aber wieder herausgefischt. Der Sack wird geöffnet und der sterbende junge Mensch im Hemde halb herausgezogen. Das ist seit einigen Tagen das zweitemal, daß ich einen sterbenden Menschen im Hemde aus einem Sacke habe kommen sehen. Das ist die historische Treue! Aber die Henkersknechte kehren zurück, werfen den Sack mit Inhalt zum zweitenmal in's Wasser und drohen mit einer Geisterstimme in die Nacht hinaus: laissez passer la justice du Roi! Das war die damalige Formel. Es ist recht schauerlich.

Um das Alter der Georges genau zu erfahren, ließ ich mir den Band der Biographie des contemporains holen, worin ihr Artikel steht. Da las ich etwas was mich stutzig machte. Sie wird dort nicht allein getadelt, sondern auch mit einer gewissen Bitterkeit getadelt, die ich mir nicht erklären konnte.

werden beide Räuber von Gensd'armen gepackt, sie entspringen aus dem Zimmer, die Gensd'armen ihnen nach. Der Vorhang fällt. Das Stück ist aus. Auf einmal gewahre ich, daß die Leute nach der Gallerie hinaufsehen und lachen. Ich hebe den Kopf in die Höhe und sehe in einer Loge des zweiten Ranges die beiden Räuber mit den sie verfolgenden Gensd'armen sich herumbalgen. Endlich wird ein Gensd'arme (ein ausgestopfter) von einem der Räuber hinab in's Orchester gestürzt. Und auf diesem Theater spielt die Georges, einst die Königin so vieler Königinnen!

Dienstag, den 18. Dezember.

Als ich gestern Abend nach Hause kam fand ich eine schwarze Visitenkarte vor, mit dem Namen weiß darauf. Es war ein Schauer wie sie da lag auf dem schwarzen Marmortische im röthlichen Scheine der Lampe; es war wie der Besuch eines Geistes. Es war der Name eines Polen. Ich habe solche schwarze Karte hier nie gesehen. Sollten sie vielleicht die Polen als ein Zeichen der Trauer angenommen haben? Ich werde es erfahren. Da haben Sie sie, ich schicke sie Ihnen, bewahren Sie sie gut. Und haben Sie je eine Thräne für einen König vergossen, und sollte das Glück es wollen, daß Sie noch ferner eine weinten; dann sehen Sie diese Karte an, daß Ihr Herz zur Wüste werde und der Sand alle Brunnen der Empfindung verschütte. Denn wahrlich es ist edler die ganze Menschheit hassen, als nur eine einzige Thräne für einen König weinen.

Ein sterbendes Volk zu sehen, das ist zu schrecklich; Gott hat dem Menschen keine Nerven gegeben solches Mitleid zu ertragen. Jahre, ein Jahrhundert lang in den Zuckungen des Todes liegen und doch nicht sterben! Glied nach Glied unter dem Beile des Henkers verlieren und all das Blut, alle die Nerven der verstorbenen Glieder erben, und dem ar-

men und elenden Rumpfe den Schmerz des ganzen aufbürden — o Gott! das ist zu viel! Denn einem Volke, wenn es leidet, werden nicht wie einem kranken Menschen Geist und Sinne geschwächt, es verliert das Gedächtniß nicht, sei es noch so bejahrt, wird es im Unglücke wieder zum Jüngling, zum Kinde, und die Jugend mit all ihrer Kraft und Hoffnung, die Kindheit mit ihrer Lust und allen ihren Spielen kehren ihm zurück. Als Gott die Tyrannen erschuf, diese Folterknechte der Welt, hätte er wenigstens die Völker sollen sterblich machen.

Man hat jetzt den Deutschen eiserne Reife um die Brust geschmiedet, Sie dürfen nicht mehr seufzen um die Polen; aber die Franzosen brauchen noch nicht zu schweigen. Es kommt dahin auch noch, aber bis dahin kömmt auch die Hülfe. Haben Sie in den französischen Blättern von dem neuen Jammer gelesen, den man auf die Polen gehäuft? Aus jeder polnischen Provinz werden fünftausend Edelleute eingefangen und nach dem Caucasus getrieben, um dort unter die Cosaken eingesteckt zu werden. Sie dürfen auf ihre Verbannung nicht vorbereitet werden, sie müssen unvermuthet Nachts aus ihrem Bette geschleppt werden. So befiehlt es ausdrücklich der kaiserliche Befehl. Und dem Belieben des Gorverneurs bleibt es frei gestellt, welche sie zur Verbannung wählen wollen; nur ist ihnen auf das strengste untersagt die

Begnadigung mit dem Caucasus, auf die schuldigsten der Polen fallen zu lassen; diese kommen nach Sibirien oder werden hingerichtet oder werden im Gefängnisse erdrosselt und vergiftet. Was ich gestern gelesen das ist noch ungeheurer. Fünfzig Polen wurden in Kronstadt, im Hafen, wie im Angesichte ganz Europas, auf Tod und Leben gegeiselt, weil sie ihr Vaterland nicht abschwören, weil sie dem Nicolaus nicht Treue schwören wollten. Und während sie die Reihen der Soldaten durchschlichen, durch Bajonette auf der Brust, am schnellen Gehen gehindert, ging ein Geistlicher zusprechend neben den Verurtheilten, und ermahnte sie zu schwören. Ein Geistlicher, das Cruzifix in der Hand, ermahnte im Namen des Erlösers zum Meineide! Aber wo gab es je einen Kaiser oder König, der nicht einen Pfaffen gefunden hätte, der noch schlechter war als er? Dreitausend andere Polen, standen in einen Haufen zusammengetrieben, auf dem Richtplatze, den Jammer ihrer Brüder mit anzusehen, und hinter ihnen sechstausend Russen, Kanonen vor sich, den Haufen Polen niederzuschmettern, wenn einer von ihnen murren sollte. Die anwesenden russischen Offiziere lachten — o nein, ich erzähle das nicht ihnen zum Vorwurfe, sondern daß man diese Schlachtopfer der Tyrannei auch beweine. Sie mußten lachen; nicht zu lachen wäre ihnen als Kaisermord angerechnet worden. Und das

men und elenden Rumpfe den Schmerz des ganzen aufbürden — o Gott! das ist zu viel! Denn einem Volke, wenn es leidet, werden nicht wie einem kranken Menschen Geist und Sinne geschwächt, es verliert das Gedächtniß nicht, sei es noch so bejahrt, wird es im Unglücke wieder zum Jüngling, zum Kinde, und die Jugend mit all ihrer Kraft und Hoffnung, die Kindheit mit ihrer Lust und allen ihren Spielen kehren ihm zurück. Als Gott die Tyrannen erschuf, diese Folterknechte der Welt, hätte er wenigstens die Völker sollen sterblich machen.

Man hat jetzt den Deutschen eiserne Reife um die Brust geschmiedet, Sie dürfen nicht mehr seufzen um die Polen; aber die Franzosen brauchen noch nicht zu schweigen. Es kommt dahin auch noch, aber bis dahin kömmt auch die Hülfe. Haben Sie in den französischen Blättern von dem neuen Jammer gelesen, den man auf die Polen gehäuft? Aus jeder polnischen Provinz werden fünftausend Edelleute eingefangen und nach dem Caucasus getrieben, um dort unter die Cosaken eingesteckt zu werden. Sie dürfen auf ihre Verbannung nicht vorbereitet werden, sie müssen unvermuthet Nachts aus ihrem Bette geschleppt werden. So befiehlt es ausdrücklich der kaiserliche Befehl. Und dem Belieben des Gouverneurs bleibt es frei gestellt, welche sie zur Verbannung wählen wollen; nur ist ihnen auf das strengste untersagt die

Begnadigung mit dem Caucasus, auf die schuldigsten der Polen fallen zu lassen; diese kommen nach Sibirien oder werden hingerichtet oder werden im Gefängnisse erdrosselt und vergiftet. Was ich gestern gelesen das ist noch ungeheurer. Fünfzig Polen wurden in Kronstadt, im Hafen, wie im Angesichte ganz Europas, auf Tod und Leben gegeiselt, weil sie ihr Vaterland nicht abschwören, weil sie dem Nicolaus nicht Treue schwören wollten. Und während sie die Reihen der Soldaten durchschlichen, durch Bajonette auf der Brust, am schnellen Gehen gehindert, ging ein Geistlicher zusprechend neben den Verurtheilten, und ermahnte sie zu schwören. Ein Geistlicher, das Cruzifix in der Hand, ermahnte im Namen des Erlösers zum Meineide! Aber wo gab es je einen Kaiser oder König, der nicht einen Pfaffen gefunden hätte, der noch schlechter war als er? Dreitausend andere Polen, standen in einen Haufen zusammengetrieben, auf dem Richtplatze, den Jammer ihrer Brüder mit anzusehen, und hinter ihnen sechstausend Russen, Kanonen vor sich, den Haufen Polen niederzuschmettern, wenn einer von ihnen murren sollte. Die anwesenden russischen Offiziere lachten — o nein, ich erzähle das nicht ihnen zum Vorwurfe, sondern daß man diese Schlachtopfer der Tyrannei auch beweine. Sie mußten lachen; nicht zu lachen wäre ihnen als Kaisermord angerechnet worden. Und das

duldet der Himmel? Das heißt nicht die Menschheit, daß heißt Gott selbst in den Koth treten. Aber nicht an Nicolaus allein denke ich; so schuldig er ist, er hat es nicht verdient unsern ganzen Fluch zu tragen. Er ist nur der gefällige Wirth, er gab seinen königlichen Brüdern ein königliches Schauspiel. Denn es ist kein Fürst in Europa, der nicht aus seiner Lage dieses blutige Schauspiel mit Wollust ansähe, und nicht dabei auf sein eignes Volk hinabschielte und ihm den stummen Wunsch zugrinste: nun wohl bekomme euch diese Lehre!

Der Haß und der Ekel steigen mir manchmal bis an den Hals hinauf und da werde ich meiner Wünsche und selbst meiner Verwünschungen überdrüßig. Es sind jetzt fünfzig Jahre daß die europäische Menschheit aus ihrem Fieberschlummer erwachte, und als sie aufstehen wollte, sich an Händen und Füßen gekettet fand. Fesseln trug sie immer, aber sie hatte es nicht gefühlt in ihrer Krankheit. Seitdem kämpften die Völker mit ihren Unterdrückern. Und rechnet man jetzt zusammen all das edle Blut das vergossen worden, all den schönen Heldenmuth, all den Geist, alle die Menschenkraft die verbraucht worden, alle die Schätze, die Reichthümer, drei kommenden Geschlechtern abgeborgt, die verschlungen worden — und wofür? für das Recht frei zu sein, für das Glück, auf den Punkt zu kommen wo man aufhört Schulden

zu haben und wo erst die Armuth beginnt. Und bedenkt man wie dieses Blut, dieser Heldenmuth, dieser Geist, diese Kraft, diese Reichthümer, wären sie nicht verbraucht worden zur Vertheidigung des Daseyns, zur Veredlung, zur Verschönerung, auf die Freuden des Daseyns hätten verwendet werden könnnen — möchte man da nicht verzweifeln? Alles hinzugeben für die Freiheit, alles aufzuopfern — nicht für das Glück, sondern für das Recht glücklich sein zu dürfen, für die Möglichkeit glücklich sein zu können! Denn mit der Freiheit ist nichts gewonnen als das nackte Leben, dem Schiffbruche abgekämpft. Und gewönnen nur die Feinde der Menschlichkeit etwas durch ihren Sieg, ja theilten sie nur selbst die Hoffnung des Sieges, es wäre noch ein Trost dabei. Aber nein, der Sieg ist unmöglich. Eine neue Macht die Widerstand findet, kann im Kampfe den Sieg finden, und im Siege ihre Befestigung; aber eine alte befestigte Macht war schon besiegt an dem Tage, wo der Kampf gegen sie begann. Wäre es nicht toll, wenn Männer die Zahnschmerzen haben, sich einredeten sie zahnten? Aber so toll sind unsere Tyrannen nicht. Dort die Pfaffen — sie wissen recht gut, daß der Zauber ihrer Gaukelkünste nicht mehr wirkt. Dort die Edelleute — sie wissen recht gut, daß die Zeit ihrer Anmaßung vorüber ist. Dort die Fürsten — sie wissen recht gut, daß ihre

Herrschaft zu Ende geht. Ja alle diese unsere Feinde wissen das besser als wir selbst; denn ihren Untergang sehen sie durch das Glas ihrer Furcht weit näher, als wir es sehen durch das Glas unserer Hoffnung. Aber weil sie es wissen, darum wüthen sie; sie wollen sich nicht retten, sie wollen sich rächen. Es giebt in Europa keinen Fürsten mehr, der so verblendet wäre, daß er noch hoffte, es werde einer seiner Enkel den Thron besteigen. Aber weil ohne Hoffnung, ist er auch ohne Erbarmen und nimmt sich die Tyranney seines Enkels voraus, sie zu der seinigen gesellend.

— Heute kaufte ich einen schönen Geldbeutel für Sie, von der Farbe des griechischen Himmels und der Königlich baierischen Nation: nämlich hellblau, mit einem goldenen Saume und mit weißer Seide gefüttert. So wonniglich weich anzufühlen, daß es einer zarten Seele schwer fiele, hartes unerbittliches Geld hineinzulegen. Aber Sie werden ihn zu Almosen bestimmen. Hören Sie wie Sie dazu gekommen. Noch fünf Minuten vorher dachte ich nicht daran ihn zu kaufen, ob ich zwar an Sie dachte, denn ich schrieb Ihnen gerade. Ich las die allgemeine Zeitung und darin von den hannöverischen Ständen und von der Oeffentlichkeit die man ihnen bewilligt, von der Größe eines Nadelstichs; und wie

man doch noch Angst gehabt, es möchten Spitzbuben von außen durch diesen Nadelstich in die Kammer steigen, und wie man darum den Nadelstich mit einem eisernen Gitter verwahrte und von außen Läden anbrachte, und innen eine Gardine davor hing. Darüber mußte ich so lachen, daß ich das Pult erschütterte; von der Erschütterung floß mein Stacheldintenfaß über, das eben gefüllt worden war und zu hoch. Jetzt kam ein Dintenbach von der Höhe herab, und strömte über die allgemeine Zeitnng gerade durch das hanöverische. Schnell rettete ich meinen Brief, faßte die allgemeine Zeitung am trocknen Zipfel und warf sie ins Feuer. Dann holte ich Wasser und wusch das Pult ab. Während dem Trocknen machte ich einige Gänge durch das Zimmer, und kam bei dieser Gelegenheit an das Fenster, und sah die Straße hinab. Da gewahrte ich, daß in das große Haus mir gegenüber viele Menschen gingen und daß viele glänzenden Equipagen davorstanden. Dann sah ich wieder viele Menschen und Wagen herauskommen und so ging das abwechselnd immer fort. Ich ward neugierig, schickte hinunter, und ließ Erkundigungen einziehen; erhielt aber keine Aufklärung. Da zog ich mich schnell an und ging selbst hinüber. Ich fragte den Portier des Hotels: où est . . . . . weiter wußte ich nicht was ich fragen sollte. Er antwor-

tete mir: im Hofe, links, im zweiten Stocke über den Entre-Sol. Da stieg ich hinauf und kam durch eine Reihe Zimmer, voll der schönsten Frauen und Waaren; es war ein Bazar und Serail zugleich. Man sah alle möglichen Handarbeiten in Nähereien, Strickereien, Stickereien, Malereien und wie sie sonst heißen. Auch männliche Handarbeiten, Bücher waren zum Verkaufe ausgestellt. An jedem Tische oder Laden stand eine Dame die verkaufte; an jedem Artikel war der Preis geschrieben. Eine Bekannte die ich dort fand erklärte mir: das wäre der Bazar eines Frauenvereins, der jeden Winter zum Besten der Armen diese Waare verfertigte und verkaufte. Stifterin dieses Vereins ist eine Madame Lutteroth, Schwiegertochter des reichen Kaufmanns, der früher in Frankfurt wohnte. Die wohlthätige Neigung dieser Dame wurde durch die Religionssekte zu welcher sich ihr Mann bekennt (ich glaube zu den Mennoniten) noch verstärkt und angetrieben. Auch ist es ihre Wohnung in welcher die Waaren ausgestellt sind. Es war recht artig zu sehen wie die Damen alle ihre Sachen priesen und anboten, mit einem Eifer, einer Zuthulichkeit, als verkauften sie zu ihrem eignen Gewinnste. Auf diese Art sind Sie zu dem blauen Geldbeutel gekommen. Jetzt aber bleiben Sie nicht länger eine verstockte Aristokratin, und

lernen Sie endlich begreifen, wozu die Oeffentlichkeit gut ist. Ich bringe ihn mit wenn die Lerchen und die Veilchen kommen und unter Otto's Strahlen die verdorrten Oelbäume wieder blühen.

Mittwoch, den 19. Dezember.

Bei den hiesigen Civilgerichten kam neulich ein Prozeß zwischen dem Kaiser Don Pedro und einem Pariser Bürger vor. Als der Huissier die Tagesordnung ausrief: Dumoulin contre Don Pedro! schrie einer der Zuhörer à Oporto, und Gelächter im ganzen Saale. Nemlich dieser Dümoulin verlangt von dem Kaiser einige und dreißigtausend Franken, für die Mühen, Reisen und Kosten die es ihm verursacht, als er ihm seine jetzige Frau die Beauharnois verschaffen half. Don Pedro will nicht bezahlen. Den Kuppel-Pelz nach den Flitterwochen einfordern — eine solche Dummheit hätte ich keinem Pariser zugetraut, die eigentlichen Prozeß-Verhandlungen haben noch nicht angefangen; die Sache muß hübsch werden. Dem guten Don Pedro geht es sehr schlecht in Oporto, er rückt nicht vor und ist wie fest genagelt. Das ist der böse Zauber des Juste-Milieu, den sein Freund und Beschützer Louis Philipp über ihn ausgesprochen. Dieser hat ihm gesagt: lassen Sie sich mich zur Warnung dienen; besser keine Krone als eine aus den Händen des Volkes; lieber gar nicht regieren, als mit einer Constitution; bleiben Sie nur ruhig stehen, gehen Sie weder rechts noch links, halten Sie sich gerade und die Krone wird Ih-

nen schon einmal auf den Kopf fallen. Das hat sich Don Pedro gemerkt und er war so ehrlich den constitutionellen Portugiesen nicht einmal etwas zu versprechen, außer, daß er sie wahrscheinlich nicht werde hängen lassen, wenn er wieder zur Regierung käme. Diesen aber genügt die Galgenfreiheit nicht, und sie leisten ihm darum in seinem Kampfe keinen Beistand. Louis Philipp wird ihm auch gesagt haben, er solle die heilige Allianz nicht ärgern, und sich darum nicht anstellen als wäre ihm an dem Glücke seines Volkes gelegen, sondern aufrichtig gestehen, es liege ihm blos an seiner Herrschaft, und dann würde sie nichts gegen ihn haben. So ist er auf seine Lohnsoldaten beschränkt, und wie will er mit diesen gegen ein von Glaubenswuth fanatisirtes Volk, gegen seinen von den mächtigsten Fürsten der Welt gut berathenen, gut unterstützten Nebenbuhler kämpfen?

Die Komödie die jetzt in Spanien gespielt wird ist auch merkwürdig. Ich nenne es Komödie, weil ich mich heute nicht ärgern will, denn es ist Mittwoch, ich erwarte Ihren Brief und nichts soll meine Freude stören. Aber an jeden der fünf andern Tage der Woche hätte ich der Sache einen andern Namen gegeben. Es empört mich viel stärker wenn Fürsten ihre Unterthanen wie Kinder behandeln, und sie mit Mährchen amusiren und sie mit groben Lügen täuschen, als wenn sie sie wie Männer und Sklaven züch-

tigen. Die spanische Königin hat ein Töchterchen, dem sie eine Krone verschaffen möchte. Aber ihrem Wunsche steht eine mächtige Parthei entgegen, und um diese Parthei zu bekämpfen, wirft sie sich in die Arme der Liberalen, und verspricht ihnen Freiheit, daß es eine Lust ist. Hat sie einmal ihren Zweck erreicht, oder ein anderes Mittel gefunden, ihren Zweck zu erreichen, wird sie die constitutionellen Spanier, die so thöricht waren ihr zu trauen und in ihre Falle zu gehen, eben so behandeln wie es Ferdinand gethan. Aber trotz der Maske, trotz der feinen List, in welcher alle Fürsten so geübt sind, bricht in den Reden und Handlungen der Königin Katharine, die angeborne Natur oft komisch genug vor. Ein Fürst der von Freiheit spricht, macht dann ein Gesicht wie Robespierre — von dem einst Mirabeau sagte: er sieht aus wie eine Katze die Essig getrunken hat. Neulich machte die Königin eine Proklamation an die Spanier bekannt, voll Honigworte, voll Freiheit, voll Glück, voll Ruhm, voll Versöhnlichkeit, kurz, voll Glaube, Liebe und Hoffnung — wie der Hofrath Roußeau in der Postzeitung am ersten Januar, wahrscheinlich singen wird. Plötzlich wendete sie sich an die verstockten Gegner ihrer himmlischen Absichten, krazt sie und spricht wie folgt: „Wer meinen mütterlichen Ermahnungen nicht „Gehör giebt, auf den wird das Beil niederfallen,

„das schon über seinem Kopfe hängt.“ Schöne, gute, liebe Mama! Die in Frankreich sich aufhaltenden Spanier, die nach erhaltener Bewillung jetzt zurückkehren, müssen an der Grenze, angeblich wegen der Cholera, dreißig Tage Quarantaine halten. Nun kann das Lazareth nur sechzig Personen fassen, und man hat berechnet, daß es drei Jahre dauern werde, bis alle Spanier in ihr Vaterland kommen. Drei Jahre! Das ist ein Glück für wenigstens zwei Dritt-Theile dieser Unglücklichen, die noch nach zwei Jahren Zeit haben umzukehren, und sich so vom Henkertode zu retten. Euer Journal de Francfort neulich, eiferte mit edlem Unmuthe gegen die Reformen, welche die Königin von Spanien und der türkische Kaiser in ihren Staaten vornehmen wollten, obzwar ihre Völker solchen Reformen entgegen sind. Welche schöne Theilnahme, welche Zärtlichkeit für das Glück und die Wünsche der Völker! Was hat denn die hohe Bundesversammlung auf einmal so weich gemacht? Ist etwa Rothschild's Koch krank geworden? Wie konnte aber . . . . . daß ich ein Narr wäre — da ist Ihr Brief.

— Fragen Sie mich doch einmal was die Doktrinairs eigentlich bedeuten. Ich weiß es selbst nicht recht, möchte mich darnach erkundigen und Ihnen davon schreiben.

— Der * * * * ist nicht ohne Geist und Witz, aber er schreibt etwas rauh. Er ist ein arger Hypochondrist und seine Satyre hat etwas Menschenfeindliches, das sie sauer macht.

— Ja wohl, ich habe es damals schon von mehreren Vornehmen gehört, daß ihnen meine Postschnecke sehr gefallen. Die erschien ihnen als eine Oase in meinen wüsten Schriften. Es war, weil ich mich darin über einen Demagogen und seinen langen Bart und über die Turnkunst lustig gemacht. Welche Menschen!

Zwölfter Brief.

Paris, Donnerstag, den 20. Dezember 1832.

Gestern kam Victor Hugo's Klage gegen den Minister bei dem Gerichte vor. Das Handelsgericht, dem diese Sache zufiel, hat im Börsengebäude seinen Sitz, und da es gerade die Stunde war in der ich dort täglich vorbeigehe, bekam ich Lust die Verhandlungen mit anzuhören. Als ich die Treppe hinaufging — mir pochte, wie immer, das Herz vor Zorn und Scham. Es ist eines der herrlichsten Gebäude der Welt; das Alterthum kannte kaum ein schöneres; unter diesem Säulendache sollte Phidias Jupiter thronen und strahlen und seine Menschenkinder mit hohem Stolz erfüllen auf solch einen Vater! Aber drinnen

sitzt Merkur in einem gepolsterten Lehnstuhle, mit gekrümmtem Rücken, den Geldbeutel in der Hand und klingelt. Merkur der alte Wucherer, der Phönizier, der Jude, der Mäkler, der Betrüger, der mit falschen Renten würfelt. Merkur der Schelm, der Meineidige, der Gott der Kaufleute und der Diebe, der am Tage seiner Geburt sich aus der Wiege schlich, hinauskroch auf das Landgut seines Stiefbruders Apollo, ihm die schönsten Ochsen stahl und dann, entdeckt, bei dem Haupte seines Vaters schwur, er wisse von gar nichts. Merkur Feind des Schönen, der Liebesläugner, der schon als Kind den holden Amor durchgeprügelt und seiner Mutter die ihn auf den Schoos genommen, ihren Gürtel stahl .... Also da ich die Treppe hinaufging, kam eine junge, schöne, blasse Frau, an dem Arme eines Herrn, die Treppe herunter, und ich hörte, wie sie einem ihr begegnenden Bekannten sagte: on étouffe! Ich kehrte wieder um. Mein Leben daran zu setzen, um einen halben Tag früher zu erfahren, ob Victor Hugo's König sich ferner amüsiren werde, oder nicht, schien mir Verschwendung. Abends bei Tische sprach ich einen der dabei war und es ausgehalten. Es war ein junger Mensch von achtzehn Jahren mit überflüssigem rothem Blute, dem etwas zu ersticken eher gesund als schädlich war. Es soll fürchterlich gewesen sein. Ueber dem Lärm, dem Gedränge,

dem Angstgeschrei hinaus, Fenster auf, wir ersticken, konnte man kein Wort von den Verhandlungen hören. Einer hat seine Hand verloren, die ihm zwischen Thüre und Angel zerquescht wurde. Der Angstruf: Fenster auf, wir ersticken, wurde immer stärker und allgemeiner. Der Präsident erklärte, er könne die Fenster nicht öffnen lassen; man höre schon jetzt wenig, bei offnen Fenstern würde man gar nichts hören. Da rief Einer: Herr Präsident, ich rufe Sie zum Zeugen auf, daß ich ersticke! Endlich wurden die Fenster geöffnet, man trieb den überflüssigen Theil des Publikums zum Saale hinaus, und die Verhandlungen wurden ruhiger fortgesetzt. Aus dem, was ich davon in der Gazette des Tribunaux gelesen, will ich Ihnen einiges mittheilen. Dieses Blatt wird von Advokaten des Juste-Milieu redigirt. Nun kann man ihnen zwar nicht vorwerfen, daß sie die gerichtlichen Verhandlungen mit Partheilichkeit darstellten; keineswegs. Ihre Nemesis legt in beiden Wagschalen gleiches Gewicht. Sie hält aber die Wage nicht mit der Hand, sondern sie hängt ihr von der Nasenspitze herab, als der rechten Mitte zwischen rechter und linker Hand, welches zur Folge hat, daß so oft Nemesis die Nase rümpft, die Wage etwas schwankt. Doch werde ich das schon in Abzug bringen.

Es war ein Rechtsstreit zwischen der romantischen und der klassischen Schule, es war wörtlich nichts anders als das, wie wir später aus Victor Hugo's Rede sehen werden — und diesen Streit sollte ein Handelsgericht entscheiden! Ist das nicht merkwürdig? Die Anhänger der romantischen Schule hatten sich in großer Menge frühzeitig im Saale eingefunden und sollen sich sehr unanständig und ungebührlich betragen haben. Als ihr König und Feldherr Victor Hugo eintrat, wurde er von seinem treuen Heere mit rauschendem Beifallklatschen empfangen; aber es schien, daß ihn diese kleine Huldigung mehr in Verlegenheit gesetzt als geschmeichelt habe. Odillon-Barrot, der Advokat des Klägers, nahm das Wort. „Die Berühmtheit meines Clienten überhebt „mich der Pflicht Sie mit ihm bekannt zu machen. „Seine Sendung, die ihm von seinem Talente, sei„nem Genie angewiesen, war, unsere Literatur zur „Wahrheit zurückzuführen; nicht zu jener Wahrheit „die nur ein Werk zur Uebereinkunft ist, zu einer „gemachten Wahrheit; sondern zu der Wahrheit, die „aus der Tiefe unserer Natur, unserer Sitten und „Gewohnheiten geschöpft wird. Diese Sendung, er „hat sie mit Muth übernommen, mit Ausdauer und „Talent durchgeführt.“ Nun bitte ich Sie, was das für Menschen sind! Da ist Viktor Hugo, der Fürst der Romantiker, der sein Land und Volk vertheidigt;

da ist Odillon-Barrot, der erste Advokat Frankreichs, der ihm beisteht, und beide wissen nicht einmal, worin das Wesen der Romantik, worin ihr gutes Recht besteht. Es besteht nicht in der Wahrheit, wie sie sagen, sondern in der Freiheit. Freiheit und Wahrheit sind aber zwei ganz verschiedene Dinge... Diese goldenen Worte, die ich da aussprach werden dem Herrn v. *** sehr gut gefallen, und er wird sie rühmen wie meine Postschnecke, und meinen Freunden sagen, da hätte ich wieder einmal sehr schön geschrieben und Sie sollten mich aufmuntern auf diesem guten Wege zu bleiben. —

Odillon-Barrot forderte für seinen Clienten, daß die Comödie-Française entweder Le roi s'amuse aufführe, oder dem Dichter eine Entschädigung von 25,000 Franken zahle. Dann geht er zur Rechtsfrage über. Wir wollen uns aber damit nicht aufhalten, uns kümmert blos der kleine, liebe, gute Skandal. Nachdem er gezeigt, daß kein Gesetz vorhanden wäre, das einem Minister das Recht gäbe, die Aufführung eines Stückes zu verhindern, setzt er hinzu: und gebe es auch ein solches Recht, so gehört es nicht zu den Amtsbefugnissen des Ministers der öffentlichen Arbeiten, und Herr von Argout indem er es in Anwendung brachte, hat sich also eine Gewalt angemaßt die ihm nicht gebührt. — „Aber in der „That, der Herr Minister des Handels greift sehr

„um sich; er hat sich die Verwaltung der National-„garde genommen; die Präfekturen sind ihm unter-„geordnet, und jetzt maßt er sich noch die Direktion „der Theater an, die durch ein Gesetz der hohen „Staatspolizei vorbehalten wurde. Wenn das so ist, „was wird denn dem armen Minister des Innern „noch übrig bleiben.“ Großer Beifall und allgemeines Gelächter. Es ist nämlich zu wissen, daß unser guter Monarch Louis Philipp, von den republikanischen Institutionen, die ihm umgaben, sich so geängstigt fühlte, daß er beschloß sich gleich Napoleon einen Polizei-Minister zu geben, der auf diese republikanische Institutionen Acht haben sollte. Aber es war noch um einige Monate zu frühe. Die Berry war noch nicht gefangen, Antwerpen noch nicht eingenommen und die Adresse der Kammer noch nicht erlangt. Darum begnügte er sich einstweilen, Thiers in's Geheim zum Polizei-Minister zu ernennen, und ihm öffentlich den Titel eines Ministers des Innern beizulegen. Alle Geschäfte aber, die sonst dem Minister des Innern oblagen, wurden ihm entzogen und dem Minister des Handels zuertheilt, und Thiers behielt nur die Polizei und einige Aemter die mit ihr verwandt sind.

Jetzt nahm Victor Hugo das Wort und sprach wie ein Poet und zwar wie ein romantischer Poet. Ein Dutzend solcher Reden vor einem deutschen Han-

delsgerichte gehalten, würden es verlernen machen, welch ein Unterschied zwischen einer Schuldverschreibung und einem Wechsel sei. Es war ein Corpus Juris oder eine Frankfurter Stadtreformation in Almanachsformat gedruckt und in Seide eingebunden. Er sagte, er hielt es für seine Pflicht, die kecke und strafbare Handlung, welche in seiner Person die Rechte aller gekränkt, ohne streng und feierlichen Widerspruch nicht vorübergehen zu lassen. Diese Sache sei keine gewöhnliche, nicht eine bloße Handelsangelegenheit, eine persönliche. „Nein, meine Herren, es ist mehr „als das, es ist der Prozeß eines Bürgers gegen „die Regierung.“ .... „Ich hoffe, Sie werden was „ich Ihnen zu sagen habe mit Theilnahme anhören, „Sie werden durch Ihren Richterspruch die Regierung „belehren, daß sie auf bösem Wege ist, und daß sie „Unrecht hat, die Kunst und die Wissenschaft mit „solcher Ungeschliffenheit zu behandeln; Sie werden „mir mein Recht und mein Eigenthum wieder geben; „Sie werden die Polizei und die Censur, die nächt„licher Weise zu mir gekommen sind und, nach Er„brechung der Charte, mir meine Freiheit und mein „Geld gestohlen, auf der Stirne brandmarken.“ Eine Polizei und eine Censur brandmarken — es ist doch gar zu schauderhaft! — „Die Bewegungs„gründe welche die Gesellen der Polizei einige Tage „lang gemurmelt haben um das Verbot dieses Stückes

„zu erklären, sind dreierlei Art: es ist der moralische „Grund, der politische Grund und, es muß gesagt „werden, so lächerlich es auch ist, der literärische „Grund. Virgil erzählt, daß zu den Blitzen, welche „Vulkan für Jupiter verfertigt, drei verschiedene „Stoffe genommen wurden. Der kleine ministerielle „Blitz, welcher mein Drama getroffen, und den die „Censur für die Polizei geschmiedet hatte, ist aus „drei schlechten Gründen zusammengedreht, gemengt „und gemischt." Der Dichter untersucht nun diese drei Gründe. Ueber den Vorwurf der Unmoralität bemerkt er: „Alle vorgefaßte Meinungen, welche gegen „die Moralität meines Werkes zu verbreiten der Po-„lizei auf einen Augenblick gelungen war, sind in „dieser Stunde wo ich da spreche verschwunden. „Drei tausend Exemplare des Buches in der Stadt „verbreitet, als so viele Advokaten, haben meinen „Prozeß geführt und gewonnen." Betreffend den politischen Grund des Verbots beruft sich Victor Hugo auf die Vorrede seines Dramas, und führt die dort befindliche Stelle an, die ich Ihnen früher mitgetheilt. Nach dieser Anführung bemerkt er: „Diese Schonung zu welcher ich mich verbindlich ge-„macht, ich werde sie halten. Die hohen Personen, „welchen daran liegt, daß dieser Streit würdig und „anständig bleibe, haben nichts von mir zu fürchten;

„ich bin ohne Groll und ohne Haß. Nur daß die „Polizei einem meiner Verse einen Sinn gegeben, „den er nicht hatte, das, erkläre ich, ist unverschämt „und gleich unverschämt gegen den König wie gegen „den Dichter. Die Polizei wisse es ein für alle „Male, daß ich keine Stücke mit Anspielungen mache. „Sie lasse sich das gesagt sein."

„Nach dem moralischen und dem politischen „Grunde kömmt der literärische. Daß eine Regie„rung aus literärischen Bewegungsgründen ein Stück „verbietet, das ist seltsam, aber es ist wirklich so. „Erinnern Sie sich, wenn es sich ja der Mühe lohnte, „sich einer solchen Sache zu erinnern, daß im Jahr „1829, als die ersten sogenannten romantischen „Werke auf dem Theater erschienen, zur Zeit wo die „französische Comödie Marion de Lorme annahm, „eine von sieben Personen unterzeichnete Bittschrift „dem Könige Karl X. überreicht wurde, worin man „verlangte, daß das Theater Français ohne weiteres, „und von wegen des Königs, allen Werken die man „die neue Schule nannte verschlossen werden möge. „Karl X. lachte und antwortete mit Geist, daß in „literarischen Angelegenheiten, er, wie wir alle, nur „seinen Platz im Parterre habe. Die Bitt„schrift starb an ihrer Lächerlichkeit. Nun wohl,

„meine Herren, heute sind mehrere von den Unter„zeichnern jener Bittschrift, Deputirte, einflußreiche „Deputirte der Majorität, die Theil an der Macht „haben und über das Budget stimmen. Um was sie „1829 ängstlich baten, das haben sie, mächtig wie „sie sind, 1832 thun können. Das öffentliche Ge„rücht erzählt wirklich, daß sie es waren die den „Tag nach der ersten Aufführung, in der Deputirten„kammer den Minister angegangen und von ihm er„langt haben, daß, unter allen möglichen und mora„lischen und politischen Vorwänden Le roi s'amuse „unterdrückt werden solle. Der Minister, ein schlich„ter, unschuldiger, gutmüthiger Mensch, ging in die „Falle .... Es ist merkwürdig! Die Regierung „leihet 1832 der Akademie ihre bewaffnete Macht! „Aristoteles ein Staats-Grundgesetz geworden! De„putirte welche Karl X. abgesetzt haben, arbeiten in „einem Winkel an der Restauration Boileaus! Wie „armselig!"

Jetzt erinnert sich Victor Hugo, daß er der Regierung gedroht ihr Feind zu werden, und fängt gleich an zu zeigen, daß es ihm mit der Drohung Ernst gewesen. „Doch verhehle ich mir es nicht, „daß die Zeit in der wir sind, nicht mehr jenen letz„ten Jahren der Restauration gleicht, wo der Wider-

„stand gegen die Anmaßungen der Regierung so ge-
„priesen, so aufgemuntert, so volksthümlich war.
„Die Ideen von Ruhe und Macht, genießen in die-
„sem Augenblick größere Gunst als die von Fort-
„schreiten und Freiheit. Es ist das eine natürliche
„Rückwirkung der Revolution von 1830, wo wir alle
„unsere Freiheiten im Sturmschritte zum zweitenmal
„genommen haben. Aber diese Rückwirkung wird
„nicht lange dauern. Unsere Minister werden sich
„eines Tags über das unversöhnliche Gedächtniß er-
„staunen, mit welchen selbst diejenigen Menschen, die
„jetzt ihre Majorität bilden, ihnen alle die Ungerech-
„tigkeiten zurückrufen werden, die man heute so schnell
„zu vergessen sich den Anschein giebt . . . Ich muß
„es hier sagen, ich habe starke Gründe zu glauben,
„daß die Regierung diesen Schlaf des öffentlichen
„Geistes benutzen wird, um die Censur in aller Form
„einzuführen, und daß meine Sache nur ein Vorspiel,
„eine Vorbereitung, eine Bahn zur allgemeinen Achts-
„erklärung aller Theater-Freiheiten ist. Indem sie
„kein Repressiv-Gesetz gab, indem sie geflissentlich
„seit zwei Jahren die Ausschweifungen der Bühne
„alle Dämme überschreiten ließ, glaubte die Regie-
„rung in der Meinung aller gesitteten Menschen,
„welche jene Ausschweifungen empören mußten, ein
„günstiges Vorurtheil für die dramatische Censur ge-

„schaffen zu haben. Meine Meinung ist, daß sie „sich betrügt, und daß in Frankreich die Censur nur „eine verhaßte Gesetzwidrigkeit bleiben wird.“

„Und bemerken Sie, daß in dieser Reihe will„kührlicher Handlungen, die seit einiger Zeit auf ein„ander folgen, die Regierung aller Größe, aller Offen„heit, alles Muthes ermangelt. Dieses schöne, ob„zwar noch unvollendete Gebäude, welches die Juli„Revolution entworfen hat die Regierung untergräbt „es langsam, unter der Erde leise, auf krummen „Schleichwegen. Sie faßt uns verrätherisch von hin„ten, in einem Augenblicke wo wir uns dessen nicht „versehen. Sie wagt mein Stück vor der Aufführ„rung nicht zu censiren, sie legt den andern Tag die „Hand darauf. Sie macht uns unsere wesentlichen „Freiheiten streitig; sie chikanirt uns in unsern best„erworbenen Gerechtsamen; sie setzt das Gerüste „ihre Willkühr auf einen Haufen alter, wurmstichiger, „abgekommener Gesetze; sie stellt sich, uns unsere „Freiheiten zu rauben, in einem Hinterhalte, in dem „Spessart kaiserlicher Dekrete, durch welchen die „Freiheit nie kömmt ohne ausgeplündert zu werden.“ (Victor Hugo sagte, Foret de Bondi; aber ich habe Spessart daraus gemacht, denn ich binn ein guter Patriot. Ich schreibe vaterländische Briefe wie

Herr von Gagern in der allgemeinen Zeitung, und bei mir hat alles eine deutsche Tendenz.)

„Ich sage unsere Regierung nimmt uns Stück-„weise alle die Rechte und Freiheiten, die wir in „den vierzig Jahren unserer Revolution erworben „haben. Ich sage, es kömmt der Rechtlichkeit der „Gerichtshöfe zu, sie auf diesem Wege, der so ver-„derblich für sie selbst als für uns ist, einzuhalten.... „Bonaparte, als er Consul und Kaiser wurde, wollte „auch den Despotismus; aber er machte es anders. „Gerade zu und mit einem Schritte trat er hinein. „Er gebrauchte keine jener erbärmlichen, kleinlichen „Pfiffe, mit welcher man uns heute, eine nach der „andern, alle unsere Freiheiten aus der Tasche spielt „die alten wie die neuen, die von 1830, wie die „von 1789. Napoleon war kein Duckmäuser und „kein Heuchler. Napoleon stahl uns nicht im Schlafe „unsere Rechte eines nach dem anderu, wie man es „jetzt thut. Napoleon nahm alles auf einmal, mit „einem einzigen Griffe, und mit einer einzigen Hand. „Der Löwe hat nicht die Art des Fuchses.“

„Damals, meine Herren, war es groß! Reich, „Regierung, Verwaltung — Ganz gewiß war es „eine Zeit unerträglicher Tyrannei; aber erinnern

„wir uns, daß wir unsere Freiheit in Ruhm reichlich „bezahlt erhielten. Das Frankreich von damals, „hatte wie Rom unter Cäsar, eine zugleich unterwür„fige und stolze Stellung. Es war nicht das Frank„reich wie wir es wollen, das freie sich selbst be„herrschende Frankreich; es war Frankreich. Sklave „eines Mannes und Gebieter der Welt.“

„Damals, das ist wahr, nahm man uns die „Freiheit; aber man gab uns ein erhabenes Schau„spiel dafür. Man sagte: an diesem Tage, zu die„ser Stunde, werden wir in diese Hauptstadt hinein„gehen, und am bestimmten Tage zur bestimmten „Stunde, zog man dort ein. Man entthronte eine „Königsfamilie mit einem Dekrete des Moniteurs. „Man ließ sich alle Arten Könige, in seinem Vor„zimmer herumtreiben. Hatte man den Einfall eine „Säule aufzurichten, ließ man vom Kaiser von Oest„reich das Metall dazu liefern. Man regelte, ich „gestehe es, etwas eigenmächtig die Verhältnisse der „französischen Schauspieler; aber die Verordnung „war von Moskow datirt. Man nahm uns alle un„sere Freiheiten, sage ich; man hatte ein Censur„Büreau, man zerstampfte unsere Bücher, man strich „unsere Stücke von dem Anschlagezettel; aber auf „alle unsere Klagen konnte man uns mit einem ein-

„zigen Worte prächtige Antworten geben, man konnte „uns antworten: Marengo! Jena! Austerlitz!“

„Damals, ich wiederhole es, war es groß; heute „ist es klein. Wie damals gehen wir der Willkühr „entgegen, aber wir sind keine Kolossen mehr. Un„sere Regierung ist keine solche, die uns über den „Verlust unserer Freiheit zu trösten versteht. Be„trifft es die Kunst — wir entstellen die Tuilerien; „betrifft es den Ruhm — wir lassen Polen unter„gehen. Doch hindert das unsere kleinen Staats„männer nicht, die Freiheit zu behandeln, als wenn „sie wie Despoten gewachsen wären; Frankreich un„ter ihre Füße zu stellen, als hätten sie Schultern „die Welt zu tragen. Wenn das noch wenige Zeit „so fortgeht, wenn die vorgeschlagenen Gesetze ange„nommen werden, wird der Raub aller unserer Frei„heiten vollendet werden. Heute läßt man mir von „einem Censor die Freiheit des Dichters nehmen, „morgen wird man mir durch Gensdarmen die Frei„heit des Bürgers nehmen lassen. Heute verbannt „man mich vom Theater, morgen wird man mich „aus dem Lande verbannen. Heute knebelt man „mich, morgen wird man mich deportiren; heute der „Belagerungs-Zustand in der Literatur, morgen in „der Stadt. Von Freiheit, Garantien, Charte,

„öffentlichem Rechte, kein Wort mehr; nichts da. „Wenn nicht die Regierung, von ihrem eignen In„teresse besser berathen, auf diesem Abhange einhält, „während es noch Zeit ist, werden wir sehr bald „allen Despotismus von 1807 haben, und ohne den „Ruhm. Wir werden das Kaiserreich haben ohne „Kaiser.“

„Noch zwei Worte, meine Herren, und möchten „sie Ihnen, wenn sie berathschlagen, gegenwärtig „seyn. In diesem Jahrhunderte gab es nur einen „großen Menschen, Napoléon, und eine große Sache, „die Freiheit. Wir haben den großen Menschen „nicht mehr, suchen wir wenigstens die große Sache „zu behalten.“

Sprach's! wie Voß im Homer zu sagen pflegt. Das Urtheil wird erst in vierzehen Tagen gesprochen... Da fällt mir ein, das ich etwas vergessen, das schön ist. Das Gesetz aus welchem der Minister sein Recht ein Stück zu verbieten herleitet, stammt aus der Schreckenszeit der Republik und wurde im Jahr 1793 gegeben. Darin heißt es wörtlich: Die Theater sollten wöchentlich dreimal, Brutus, Wilhelm Tell, Timoleon und überhaup nur republikanische Stücke aufführen, aber jedes Drama von

der Bühne entfernt halten, das geeignet ist den öffentlichen Geist zu verderben, und den schmählichen Aberglauben des Königthums wieder aufzuwecken. Wozu sich doch der Teufel nicht alle brauchen läßt — sogar zum Engel! Merkwürdig!

Dreizehnter Brief.

Paris, Montag, den 24. Dezember 1832.

— — — Heute Nachmittag verkündete der Donner der Kanonen die Uebergabe von Antwerpen. Ich sage: der **Donner**, weil das so üblich ist; gehört habe ich nichts davon. Auf der Straße wurde der Sieg für zwei Sous ausgerufen; aber ich kaufte ihn nicht, sondern ging nach Hause um mit Ihnen zu überlegen, ob die Einnahme von Antwerpen zwei Sous werth sei. Wer weiß! Was mag der König Philipp froh seyn, daß der Theater-Vorhang endlich gefallen ist, was mag er Furcht vor seinem eignen Muthe gehabt haben! Welche artigen höflichen Briefe mag er heute an alle Tyrannen Europens geschrieben und sie um Verzeihung gebeten haben für die sehr große Freiheit die er sich genommen, eine Citadelle zu erobern! Das war wieder ein ächt monarchischer Krieg, eine Schachpartie, wo sich

Bauern für den König schlugen. Zu vertheidigen war Antwerpen gar nicht, nicht mit aller Tapferkeit; der König von Holland wollte seine Ehre retten Die Ehre eines Königs erhält sich nur, im Blute — das ist bekannt. Es ist mir als wenn ich dabei wäre: der Marschall Gerard wird den General Chassé zu Tische bitten und da werden sie sich wechselseitig die artigsten, schönsten Dinge von der Welt sagen; dem Einen für seine heldenmüthige Vertheidigung, dem Andern für seinen heldenmüthigen Angriff. Es wird viel gelacht und Champagner getrunken und vor der Thüre spielt die Regimentsmusik. Unterdessen jammern die holländischen und französischen Verwundeten in den Spitälern, unterdessen jammern ihre Mütter, Weiber und Bräute. Der Herzog von Orleans zieht triumphirend in Paris ein, Marschall Gerard wird belohnt, und die Gebliebenen bekommen den Orden des heiligen Grabes. Warum? Lesen Sie in den Spaziergängen eines Wiener Poeten, das herrliche Gedicht. Warum? „Von dem poßierlich „kleinen Männlein, das sich auf der Sprache „garbenreichem, unermeßnem Erntefeld ein „einziges goldnes Körnlein liebend auser„wählt; das Männerwort: Warum?“ Ich bin selbst solch ein poßierlich kleines Männlein: wenn man mir den Kopf herunterschlüge, er murmelte immer fort: warum? — Doch wer weiß! die heilige

Allianz hat den französischen Löwen wieder einmal brüllen hören, und ist er auch noch in ihrem Käfig, so erinnert sie das doch, daß es ein Löwe sei und keine Katze. Vielleicht erschrickt sie darüber, vielleicht bekömmt sie größere Furcht vor Frankreich als vor Hambach und fängt Krieg an und dann ist uns geholfen. Ich bin so hoffnungslos, daß alles mir Hoffnung giebt. Ich habe manchmal Mitleid mit mir selber und komme mir vor wie jener schwedische Soldat, der das Rauchen so leidenschaftlich liebte, daß, als ihm einst im Kriege der Taback mangelte, er an einem angezündeten Strohhalm dampfte. Ein Bischen Strohrauch wird mir zur Wolke, jede Wolke zum Himmel, und von jedem Himmel hole ich die Freiheit herab. Und welche Freiheit! Es ist so wenig was ich fordere. Ich verlange nichts als Hosen, für mich und meine deutschen Kameraden, und daß uns nicht jedes alte Weib von Regierung soll immerfort dutzen dürfen. Mein einziger Ehrgeitz ist Deutschlands Oedip zu werden, der es von der Augsburger Sphinx befreit, die mich noch zu Tode ärgert. Sie ist schuld an meinen Zahnschmerzen. Täglich bringt der Berliner Correspondent eine diplomatische Nuß zum aufknacken; ich nehme sie in den Mund, beiße zu mit allen Kräften der Zähne — und die Nuß ist hohl, zerbricht wie Eierschaalen, meine Zähne knirschen unvermuthet auf einander und meine erschrocke-

nen Nerven zittern von den Zehen bis zu den Haaren. Und das muß man sich gefallen lassen, muß schweigend zusehen, wie dieser Berliner Affe die Zunge gegen die französische Regierung und das deutsche Volk herausstreckt, und darf ihm nicht auf das Maul schlagen!

Vierzehnter Brief.

Paris, Sonntag, den 30. Dezember 1832.

Louis Philipp, der gute Friedensrichter, hat seine Gerichtsdiener, nachdem sie jetzt den König von Holland ausgepfändet, gleich wieder aus Belgien zurückgerufen. Ich fange an zu glauben, der Mann ist ein Philister. Es wäre merkwürdig! Ist er kein Bösewicht, oder ist er nicht wahnsinnig, ist er ein Philister. Seine königlichen Vorfahren, durch viele Jahrhunderte, waren der Reihe nach, einige groß, die meisten klein; manchmal gut, öfter schlecht; viele leer, die meisten unmäßig. Aber so glatt gestrichen, wie ein Scheffel Hafer, gleich diesem Louis Philipp, war noch kein französischer König. Die Andern hatten ihre Leidenschaften, sie hatten ihre Krankheiten; aber diese Leidenschaft der Ruhe, dieses Ordnungsfieber hatte keiner von ihnen. O Gott! mußte ich das noch erleben, daß die Könige Hofräthe

werden! Und seine Dintenlecker, seine besoldeten Redner und Zeitungsschreiber, was sie ihm Hymnen singen! So wurde nicht Achilles und Hektor, nicht Alexander, nicht Cäsar, nicht Napoleon besungen. Sie sagen: vor Antwerpen sei ein Krieg geführt worden, wie noch keiner. Die Franzosen hätten nicht für die Freiheit gekämpft, wie unter der Republik, nicht für den Ruhm, wie unter Napoleon, sondern für die Gesetze hätten sie gekämpft, es sei ein legaler Heroismus gewesen. Für die Gesetze wären Frankreichs Heldensöhne drei Wochen lang zwei Fuß tief im Wasser gestanden, und hätten sich beregnen und niederschmettern lassen, und hätten dabei ihren fröhlichen Muth behalten; nicht aber die Marseillaise gesungen, wie die revolutionairen Blätter gelogen, sondern die guten Kinder hätten gerufen: vive le roi, vive le roi! . . . Und darum jene drei heißen Juli-Tage, und darum kam uns die Sonne um drei Erdfernen näher, um zwei armselige Könige, einen Regenten und einen Herzog auszubrüten! Einen Braunschweiger Herzog, der kürzlich auf jeden falschen Zahn seiner Unterthanen seine Abgabe von zwei Thaler gelegt hat, vierundsechszig Thaler für einen ganz falschen Mund! (Wenn dieser gute Herzog viele Beamten und Höflinge hat, muß er ein reicher Fürst werden.) Und darum dieses dreitätige Fest, welches die Götter selbst mit ihrer Gegenwart

beehrten, um den Namenswechsel einiger Tyrannen zu feiern! Und darum verschleuderte Jupiter in drei Tagen alle seine Blitze um ein frommer Jurist zu werden, und Götter und Menschen ferner durch Conferenzen und Protokolle zu beherrschen! Was ist da zu machen? Ich will mir einen Haarbeutel anhängen und mich von dem Fürsten von Sigmaringen zum Legationsrath ernennen lassen.

Ein deutscher Esel in London hat in einem englischen Journale von meinen Briefen gesprochen; ein deutscher Esel in Leipzig hat das im literarischen Conversationsblatt übersetzt und ein deutscher Esel in Paris hat mir den Artikel zu lesen gegeben und darauf geschworen, ein Engländer habe das gemacht. Ein Engländer soll gesagt haben: „Wir lieben eine vernünftige Preßfreiheit!“ Ein Engländer soll durch vier Seiten von Jude gesprochen und gesagt haben: ich sei „eingestandenermaßen“ ein Jude! Eingestandenermaßen — wie gefällt Ihnen das? Ein Engländer habe gesagt: das Ganze habe eine Satyre sein sollen auf das Reden und Treiben der Liberalen! Ein Engländer: ich sei ein kalter Mensch, ohne allen Enthusiasmus, und man höre es mir an, daß mir alles gleich wäre, so oder so! Dieses Lumpengesindel ist nur zu Löschpapier zu gebrauchen; aber sie drucken ihr bestes darauf und nennen es gutes weißes Druckpapier. Sie verstehen das nicht,

Sie haben nicht den Witz davon; aber wüßten Sie was das heißt **gutes weißes Druckpapier**, das gäbe Ihnen ein lebhafteres Bild von unserm öffentlichen Leben. O das Vieh — **eingestandenermaßen!**

Vorigen Sommer unternahmen einige Deutsche in London, ein freisinniges Blatt in deutscher Sprache. Als dort der Oesterreichische und der Preußische Gesandte das erfuhren, ließen sie von einem ihrer vertrauten Gesellen ein ähnliches Blatt ankündigen, das sie verschenkten oder wohlfeil weggaben, um das andere zu unterdrücken. Ihre Absicht gelang ihnen auch. Wenn man Patriotismus, Muth und Beharrlichkeit genug hätte, mich hier in Paris bei solch einem wohlthätigen Unternehmen zu unterstützen, nicht dem ganzen diplomatischen Korps den Nunzius an der Spitze sollte es gelingen, mich niederzudrücken, zu schrecken oder zu bestechen. Aber .... aber ... **gutes weißes Druckpapier!**

Montag, den 31. Dezember.

Ein neues Journal auf das kommende Jahr, das heißt auf Morgen angekündigt. L'Europe littéraire, Joural de la Littérature nationale et étrangère. Das einzige Interessante bei der Sache ist, daß Heine die Redaction der deutschen Litteratur übernommen, alles Uebrige, fürchte ich, ist Wind und wird zu Wasser werden wie jeder Wind. Die Natur mag es mir verzeihen wenn ich ihr Unrecht thue, ich weiß wahrhaftig nicht gewiß, ob jeder Wind zu Wasser wird; aber es steht einmal da. Die Ankündigung des Journals liegt vor mir: Prospectus confidentiel inprimé pour MM. les fondateurs et les redacteurs de l'Europe littéraire. Ich habe keine Geheimnisse vor Ihnen, und Sie sollen alles erfahren.

Pour nous faire l'écho fidèle des littératures et des Arts de tous les peuples, et arriver ainsi à cette universalité qui sera le but constant de nos efforts, nous avons dû nouer d'immensesrelations, non seulement avec les académies et les corps savants de nos provinces et des diverses capitales de l'Europe, qui représentent les centres d'autant de cercles partiels, mais encore nous mettre en rapport direct avec tous

les comités littéraires et artistes du monde civilisé. Nous devons dire qu'en France, comme à l'étranger, tous les noms célèbres dans la littérature, la philosophie et les diverses branches de l'art, ont accueilli notre projet avec le même enthousiasme, et qu'ils ont promis de contribuer de leurs travaux et de leurs noms au succès de cette grande et utile entreprise." Das ist alles Wind! Was wenigstens die berühmten deutschen Litteratoren betrifft, so ist nicht möglich, daß sie versprochen haben, an dem neuen Journale mitzuarbeiten, oder der Hofrath Rousseau in Frankfurt müßte ein Lügner seyn, was auch nicht möglich ist. Dieser hat ja kürzlich erst bekannt gemacht „daß die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands" sich verpflichtet hätten in sein Frankfurter Conversations-Blatt zu schreiben; und um ein Journal das der Hofrath Rousseau redigirt interessant zu machen, das allein könnte schon alle Kraft und Zeit einiger Dutzend Voltaires beschäftigen. Was bliebe ihnen für Paris übrig? Also gelogen. Weil ich gerade von ihm spreche — neulich erzählte mir jemand: in einem neuen Bande liri-liri-lirili-lyrischer Gedichte von Rousseau stehe auch eine Ode an den berühmten Pfeilschifter, worin diesem gesungen wird, er habe wie ein mächtiger Sturmwind, alle Demagogen, gleich welken Blättern vor sich hergetrieben. Wenn Sie

mich lieb haben, wenn Sie mich erquicken wollen, schicken Sie mir das Gedicht.

Jetzt das Wasser. „La politique sera complètement exclue de l'Europe littéraire. Notre feuille, ainsi concentrée dans le domaine de l'art, restera toujours placée en dehors des passions du moment: elle formera, pour ainsi dire, un territoire neutre, où pourroit demeurer et vivre en paix tous les partis et toutes les opinions. Le premier avantage, qui résultera pour notre recueil de cette exclusion totale de la politique, c'est qu'il pourra franchir toutes les frontières, et trouver auprès de tous les gouvernemens la protection et l'appui nécessaires au succès universel qu'il l'ambition d'obtenir. Déjà des hauts patronages sont assurés à l'Europe littéraire. Nous avons l'espoir de recontrer partout cette même bienveillance qui ne manqua jamais aux publications dont l'art et le progrès furent le but unique et special" . . . . Ich muß in der Mitte aufhören um zu horchen; es ist zehen Minuten vor Mitternacht.

Hoch! Hoch! Hoch!

Dienstag, den 1. Januar 1833.

Ich kehre zum französisch-europäisch-litterarischen Winde zurück. Der Herausgeber des neuen Journals schrieb früher den Figaro mit viel Geist und Witz. Unter der Regierung Casimir Periers zog er sich mit seinem Witze, seinem Gelde und seiner Tugend zurück, und hing, wie man zu sagen pflegt, die Politik an den Nagel, das haben schon viele gethan; es ist eine gefahrlose Inokulation des Galgens. Seitdem lebt er von seinen Renten. Die Moral eines Schriftstellers hat in Frankreich große Fortschritte gemacht. Der ärgste Schelm wenn er sein Gewerbe versteht, kann mit dem Code moral in der Hand sich vor die himmlischen Assisen stellen, und Gott und seine Engel keck herausfordern, ihm den Paragraphen zu nennen, den er übertreten. Ein deutscher Journalist verkauft sein Gewissen, ein französischer verkauft seine Aktien. So kömmt das Journal in andere Hände und man braucht die eignen nicht zu beschmutzen. Ein deutscher Journalist stellt sich an den Pranger, ein französischer begnügt sich ihn zu verdienen. Der Unternehmer der Europe littéraire, der die Gefahren der Tugend einmal kennen gelernt, meidet sie ängstlich und, um nicht zum zweitenmale in Versuchung zu kommen,

seine Aktien zu verkaufen, nahm er sich lieber vor, das neue Journal von aller Politik rein zu halten. Daher hat er auch hauts patronages gefunden, nämlich eine große Menge Aristokraten und Juste-Milianer, die das Unternehmen mit Geld unterstützen. Sie sind hier wie bei uns, es ist gar kein Unterschied. Sie glauben auch, es sei möglich dem Geiste der Zeit eine andere Richtung zu geben, und wenn man die Aesthetik gut bezahlt, werde die ungereimte Politik zu Grunde gehen. Sie sehen nicht ein, daß es ihnen an Verstand mangelt, sie glauben nur es mangle ihnen an Geld. Sie begreifen nicht, daß es ihnen an Kopf fehlt, sie meinen es fehlen ihnen nur die Köpfe Anderer — zum Abschlagen. Käme ich morgen zu dem ersten Minister jedes Staates auf dem europäischen Festlande und brächte ihm tausend Million Dukaten und einen ausführbaren Plan, hundert Tausend unruhige Köpfe nach beliebiger Auswahl herunter zu schlagen — er bestellte mich auf übermorgen wieder, und verspräche mir bis dahin die gute alte Zeit wieder herzustellen. Ich glaube ihr Irren kömmt daher, daß sie die Geschichte nicht kennen oder nicht verstanden haben, die Welt wurde immer von einer Idee beherrscht, und Völker wie ihre Regierungen mußten sich ihr unterwerfen. Zwischen einer und der andern Idee, kam aber immer ein Jahrhundert des Stillstandes; da schlief die Menschheit.

Diese Zeit des Schlafes benutzten die Machthaber um die Völker zu unterjochen. Diese erwachten und da gab es Revolutionen — da war erst das Christenthum, dann die Völkerwanderung, dann kamen die Kreuzzüge, darauf die Rückkehr der Künste und Wissenschaften nach Europa, dann folgte die Reformation, endlich die Idee der Freiheit. Zwischen dem Frieden der die Religionsstreitigkeiten endigte und der französischen Revolution war ein Jahrhundert des Schlafes, und während dieser Zeit bildete sich das ministerielle Regieren aus, das früher gar nicht statt fand. Die Menschheit erwachte endlich und ihr neues Tagewerk war die Idee der Freiheit, für die Machthaber die gefährlichste unter allen; denn die Freiheit ist eigentlich keine Idee, sondern nur die Möglichkeit, jede beliebige Idee zu fassen, zu verfolgen und festzuhalten. Man kann eine Idee durch eine andere verdrängen, nur die der Freiheit nicht. Wenn die Fürsten ihren Völkern sagen: wir geben euch Friede, Ordnung, Religion, Kunst, Wissenschaft, Handel, Gewerbe, Reichthum für die Freiheit — antworteten die Völker: Freiheit ist das alle zugleich; wozu sie wechseln lassen, wozu uns mit der Scheidemünze unseres Glücks beschleppen? Es ist also da gar nichts zu machen und die Europe littéraire wird die Welt nicht ändern. Uebrigens erscheint sie viermal wöchentlich in groß Folio „sur papier grand-raisin

vélin, satiné." Das würde man bei uns ein Prachtwerk nennen, ein deutsches Nationalwerk. Davon würden nur 36 Exemplare abgezogen für unsere 36 Fürsten, die andern aber bekämen das Journal auf gutem weißem Druckpapier.

Heute Vormittag habe ich im magnetischen Schlafe die Postzeitung von diesem Morgen gelesen. Auf der ersten Seite steht ein Neujahrsgedicht, von Glaube, Liebe und Hoffnung. Glaube ist Friedrich Wilhelm, Liebe ist Franz und Hoffnung ist Nicolas. Habe ich recht gelesen? Später ward es mir etwas dunkel und ich konnte nicht unterscheiden ob „Jakob hatte sieben Söhne" darin steht.

Mittwoch, den 2. Januar.

Sie sind klug. Sie geben mir auf Neujahr ein Trinkgeld und ziehen mir es dann an meinem Lohne wieder ab. Warum habe ich heute keinen Brief von Ihnen? Ist das Recht? Ist das schön?

Fünfzehnter Brief.

Paris, Mittwoch, den 2. Januar 1833.

Ihr Päckchen wurde mir gestern gebracht: Die Didaskalia, die Xenien, der Taback, das Büchlein von Goethe und der falsche Liberalismus. Den letztern habe ich jetzt zweimal. Es entgeht keiner seinem Schicksale: ich und der Krug, wir waren bestimmt: er, von mir gelesen zu werden, ich, ihn zu lesen. Erst vor wenigen Tagen kaufte ich ihn für dreißig Sous, weil man mir gesagt, daß ich darin stünde. Ich las die Stelle, die mich betrifft, welche mich meine Neugierde leicht finden ließ, und dann wollte ich die Schrift von vorn lesen. Aber bei'm Aufschneiden der Blätter fand ich: „Die Servilen wollen sehr viel, aber die Liberalen wollen lieber *alles*" — und das sei das witzigste was je aus

einem deutschen Munde gekommen und könne sich mit dem besten französischen Calembourg messen. Dann kam unter meinem Messer hervor: „ebendeshalb". Da verlor ich die Geduld. Was soll ich mit so einer alten Köchin machen? Was kann ich mit einem Hofrathe anfangen, der Ebendeshalb schreibt? Eben deshalb warf ich das Buch in meinen Papierkorb. Da Sie mir es aber auch geschickt, erkenne ich darin den Finger Gottes. Ich werde es lesen und Ihnen dann meine Meinung darüber sagen. Dieser Krug ist Professor in Leipzig und hat nach der polnischen Revolution, weil er gegen die Polen geschrieben — ich weiß nicht, ob Prügel bekommen, oder Prügel verdient, oder Prügel gefürchtet. Aber eins von diesen drei Dingen hat sich ereignet. Er ist einer der breitesten Köpfe Deutschlands. Die schöne Welt hält ihn für einen großen Philosophen, weil er so langweilig ist, und die Philosophen halten ihn für einen schönen Geist, weil er so seicht ist. Ich aber halte ihn weder für das eine, noch für das andere, sondern für einen Lump. Er schreibt über alles was geschieht ganz jämmerlich, und wenn ich die Geschichte wäre, wollte ich lieber gar keine Geschäfte machen, als solch einen Buchhalter haben. Er ist ein literarischer armer Teufel, der sich jeden Tag vor der Thüre des Welttheaters hinstellt und so oft ein

Stück aus ist, die Hand aufhält und bettelt. Kurz, er ist ein Ebendeshalb und ein Hofrath.

Wozu Sie mir die fünf Blätter Didaskalia geschickt, begreife ich auch nicht recht. Ich glaube Sie wollen mich ärgern. Da ist zuerst: Lionell und Arabella, (Fortsetzung) „Arabelle schauderte „bei diesen Worten in sich zusammen und drängte „sich näher an den Mann ihrer Liebe, als suche sie „Schutz bei ihm vor unsichtbarer Gefahr. Er schloß „sie fest an sich, legte ihr niedergesunkenes Haupt „an seine Brust und sprach feierlich: Weib meines „Herzens!“ Weib meines Herzens! — um auch feierlich zu sprechen — was kommen Sie mir mit solchen Sachen? . . . Ferner: Predigt über einen Rosenstock. (Schluß) „Wie viele Küße würde „man z. B. um so manche meiner schönen Zuhörer„innen finden?“ Davon verstehe ich nicht einmal die Grammatik . . . Weiter: Sitzung des Assisenhofs in Mainz. (Schluß). „Am 29. März „steckt er ein Messer in seine Hosentasche“ . . . . Unterhaltungen auf dem Marktschiffe zwischen Frankfurt und Mainz. (Fortsetzung.) „Hinter mir saß ein Mägdlein“ . . . . Dresden den 25. Novbr. „Die erfreuliche Nachricht von „der Vermählung unseres Mitregenten mit einer „Prinzessin aus dem Hause Wittelsbach ist nun hier „für niemanden ein Geheimniß mehr. Es ist zu

„hoffen, daß diese neue Verbindung zwischen zwei „bereits verschwägerten Familien auch segensreich für „die beiden Länder wirken werde.“ Ich gratulire und hoffe auch. —

Bitte sehr um Verzeihung. Da finde ich endlich den Artikel, den Sie mit einem Kreuzchen bezeichnet, den „Aufruf an die Germanier“ des Herrn von Hallberg. Sie hätten aber ein großes Kreuz davor setzen sollen. Danke für den guten Willen; doch ich habe den Artikel schon vor drei Wochen gelesen, ihn gerupft und gebraten wie eine Gans und ihn ganz allein verzehrt, ohne Sie zu Gaste zu bitten. Es thut mir leid, aber es ist nichts mehr davon übrig als ein Stückchen Erinnerung. Dieser Freiherr von Hallberg auf der Birkeneck bei Freising, auch unter dem Namen „Eremit von Gauding“ bekannt, mag ein ehrlicher Mann seyn, der es gut meint; aber irgend ein Hof-Federfuchser, der vielleicht an dem Tage gerade bei ihm schmarozt, hat ihm wohl den Aufruf in die Feder diktirt. Griechenland solle das Baierische Algier werden! Dahin kann es freilich noch kommen. Die Geschichte der Deutschen „blieb leer seit siebzehen Jahren, bis ein gro- „ßer, hochherziger König das alte unterdrückte „Volk der Griechen in Schutz nahm, und ihm sei- „nen Sohn als König gab.“ Schön gesagt! (Ich bin schläfrig. 11 Uhr) die Deutschen sollen nicht nach

Amerika gehen, dort Knechte zu werden; sondern nach Griechenland, um dort unter Baierisch-Russischer Regentschaft freie Männer zu seyn. Da wären die besten Früchte, Wein, schöne Mädchen, „Da könnt Ihr Euren Muth zeigen.“ Gute Nacht.

Freitag, den 4. Januar.

Ich habe die Xenien gelesen und habe mich sehr daran ergötzt. Die Hauptsache ist jetzt, die schläfrigen Deutschen wach zu erhalten, sei es durch Kaffe oder Schnupftaback, sei es durch singen oder schreien — gleichviel; nur daß sie nicht einschlafen. Schlafend durch die Pontinischen Sümpfe zu reisen, soll lebensgefährlich sein. Viele Xenien haben mir ungemein gut gefallen, besonders die über mich — versteht sich. Grob sind sie freilich alle, grobianißimo. Aber was liegt daran, wie eine Katze die Mäuse abthut, wenn wir sie dadurch los werden? Auch hat ja der Dichter sehr gut erklärt warum die Grazien ausgeblieben. Aber seine hebräischen Späße sind entsetzlich einfältig. Das war wohl die Vermögenssteuer des Frankfurter Bürgers, und der Mann hat sich aus Eitelkeit für dümmer angegeben als er ist. Er mag sich hüten, daß Heine nicht über ihn kömmt, er mag seine Nachtmütze nur recht tief über die Augen herunterziehen. Erinnern Sie sich:

Amerika gehen, dort Knechte zu werden; sondern nach Griechenland, um dort unter Baierisch-Russischer Regentschaft freie Männer zu seyn. Da wären die besten Früchte, Wein, schöne Mädchen, „Da könnt Ihr Euren Muth zeigen." Gute Nacht.

Freitag, den 4. Januar.

Ich habe die Xenien gelesen und habe mich sehr daran ergötzt. Die Hauptsache ist jetzt, die schläfrigen Deutschen wach zu erhalten, sei es durch Kaffe oder Schnupftaback, sei es durch singen oder schreien — gleichviel; nur daß sie nicht einschlafen. Schlafend durch die Pontinischen Sümpfe zu reisen, soll lebensgefährlich sein. Viele Xenien haben mir ungemein gut gefallen, besonders die über mich — versteht sich. Grob sind sie freilich alle, grobianißimo. Aber was liegt daran, wie eine Katze die Mäuse abthut, wenn wir sie dadurch los werden? Auch hat ja der Dichter sehr gut erklärt warum die Grazien ausgeblieben. Aber seine hebräischen Späße sind entsetzlich einfältig. Das war wohl die Vermögenssteuer des Frankfurter Bürgers, und der Mann hat sich aus Eitelkeit für dümmer angegeben als er ist. Er mag sich hüten, daß Heine nicht über ihn kömmt, er mag seine Nachtmütze nur recht tief über die Augen herunterziehen. Erinnern Sie sich:

Gefährlicher Bund?

Schmul und Heyum sie schreiben als deutsche Männer für Freiheit,
Kommt noch der Itzig dazu, stürzen die Fürsten vom Thron.

Nun, warum nicht? Wenn ein Jude stark genug ist, die wankenden Fürsten auf ihren wankenden Thronen zu halten, warum sollten drei Juden nicht Macht genug haben sie herunter zu stürzen? Auch Christus war ein Jude, und er hat die Götter aus dem Olymp gestürzt, und das war doch eine ganz andere Fürstenschaft als die der heiligen Allianz und des hohen deutschen Bundes! Wo ist jetzt Jupiter mit seinen Blitzen? Vor unserm Spotte schützt ihn nur unser Vergessen — und das hat ein Jude gethan! — Ich glaube, der Schmul bin ich, und der Heyum wird wohl Heine seyn; aber wo bleibt der Itzig? Itzig! Itzig! Itzig! Itzig! . . . Es giebt aber doch nichts dümmeres als so ein deutscher Philister, besonders wenn er ein Gelehrter ist. Sie kennen mich, ich kenne die Andern — nicht Einer unter uns dachte je an den Juden; nie, so oft wir die Dummköpfe und Philister züchtigten kam es

uns in den Sinn, daß es die nehmliche Peitsche sei, mit der sie selbst uns einst geschlagen! Und jetzt kommen sie und erinnern daran, und bringen uns täglich die schönsten Schadenfreuden in das Haus! So dumm zu seyn — ich verliere mich darin.

Samstag, den 5. Januar.

Am Neujahrstage — o! Man könnte den Verstand darüber verlieren. Die Juli-Revolution, ein Zorn-Vulkan von dem Himmel selbst geladen, damit die Könige zu schrecken und zu strafen, ist ein wasserspeiender Berg geworden, den Völkern zum Verdruße und den Fürsten zum Gespötte! Ich fürchte, daß ich aus Verzweiflung noch ein Dichter werde und mich blamire. Am Neujahrstage, diesem monarchischen Erndtefeste überall wo Land und Gut des Volks, das Landgut des Fürsten bilden, haben Philipps Knechte, die schweren Garben Frankreichs, sein Glück und seinen Ruhm, seine Tugend und seine Ehre, seine Rosen und seine Lorbeeren — haben das duftende Heu der dürren Rednerblumen ihm auf Wagen jauchzend in den Hof gefahren. Feld und Wiese, alles dem König; wer nicht sein Kind ist, ist sein Knecht. Man schämt sich ein Mensch zu sein. Wer weiß, ob nicht das Pferd in edlem Zorne seinem Reuter flucht; nur verstehen wir sein Wiehern nicht. Aber das gezäumte Menschenvolk küßt die Sporen seines Reiters. Sie haben den König Vater des Vaterlands genannt: dies Findelkind vom Greve-Platze! Das französische

Heer in Belgien wurde glücklich gepriesen, von zwei königlichen Prinzen Beispiele der Tapferkeit zur Nachahmung zu erhalten. Die grauen Helden von Marengo wurden in die Kriegsschule zweier Milchsuppen-Gesichter gegeben! Sie haben den König gesagt: er hätte die Cholera besiegt, vor seiner Barmherzigkeit hätte sich die unbarmherzige Vorsehung geflüchtet — Sie haben ihn vergöttert, daß er im Juni seine Feinde niedergeschlagen, und mehr als jede andere Schmeichelei, hat König Louis Philipp diese mit Wollust eingeschlürft. Er hat geprahlt und gespottet: Die Republik wäre erbleicht vor seinem Sterne. Es war ein Bürgerkrieg, Bürgerblut war geflossen; ein König sollte das vergessen, oder kann er es nicht vor Schmerz, einen Trauerflor über seine Erinnerung hängen. Aber dieser König, rühmt sich seines Sieges und jubelt darüber wie ein Schneider der einmal Muth gehabt aus Furcht. Der Schmerz und die Verachtung der edelsten Franzosen kümmert ihn nicht, ihm lächelt der Beifall seiner Brüder in Wien, Berlin und Petersburg. Und in der Mitte, nicht, wie seine Schmeichler sagten, an der Spitze von vierzig tausend Soldaten, ist er gegen drei hundert Republikaner gezogen, die sich wie Helden vertheidigt.

Frankreich hat das Scharlachfieber; Blutigel rund am Halse, Purpur über den ganzen Leib und

mit seinem ewigen Sein und Nichtsein, sondern die zwei Heinriche, Richard, Lear. Das ist ja zum erstaunen, das hat sich ja sehr zum Guten geändert. Waren sie denn nie bei einer solchen Aufführung? wie wird gespielt? wie der junge Heinrich, wie Falstaff? In der That, ich freue mich darüber um Frankfurts Willen. Ich bin der Meinung, daß man durch das Schauspiel auf den öffentlichen Geist einwirken könnne so abgestumpft man auch gegen solche Reizmittel sein mag. Ein guter Bürger der aus einem Stücke von Shakespeare kömmt, kann noch den nehmlichen Abend seinen besten Freund todtstechen, aber ihn todt langweilen, das kann er nicht.

Ferner wurde mir erzählt, man habe mehrere ausgezeichnete Juden zu Mitgliedern des Museums aufgenommen und allen ohne Unterschied erlaubt, Aecker zu kaufen und Landwirthschaft zu treiben. Sehen Sie, mein eignes Feld, das ich seit fünfzehen Jahren im Schweiße meines Angesichts bebaue, fängt an grün zu werden. Man muß nur die Geduld nicht verlieren; die geistige Erdkugel dreht sich alle Jahrhundert nur einmal um die Sonne. Aber Geduld! Ich habe schon oft daran gedacht, ob nicht möglich wäre, wie Geldanleihen, Geduldanleihen zu machen, und so wie die Fürsten durch Rothschild sich die Abgaben der Urenkel ihrer Unterthanen ein Jahrhundert voraus bezahlen lassen, uns auch die Geduld

die unsern Urenkeln zufallen wird voraus zu nehmen. Das letzere wäre unschädlicher als das erstere ist; denn unsere Urenkel werden keine Geduld brauchen. Im Gegentheile, alsdann werden die sie brauchen, gegen die wir sie jetzt brauchen. Uebrigens bleibt es immer schön was die Direktoren des Museums und der Gesetzgebende Körper gethan haben. Zugleich hoffe ich aber daß sie bei ihren Reformen mit weiser Vorsicht zu Werke gehen werden. Sie haben wegen der Juden schöne Beschlüsse gefaßt; das möge aber hinreichen für gegenwärtiges Jahrhundert, die Ausführung bleibe dem kommenden vorbehalten. Sie mögen beherzigen was der Kaiser von Oesterreich kürzlich in der Rede gesagt, mit welcher er den Ungarischen Landtag eröffnete. Er sagte nehmlich: „Schwierig sind die Geschäfte zu deren Verhandlun„gen wir euch diesmal berufen haben; sie übertreffen „weit alle die Gegenstände, worüber während der „vierzigjährigen Dauer meiner Regierung auf Reichs„tagen zu berathen war .... Unsere Väter haben „durch das, was sie im 91sten Jahre des vo„rigen Jahrhunderts beschlossen ihre Sorg„falt bereits auf diesen Gegenstand gewendet, die „Art und Weise der Ausführung aber, welche „reichlichen Stoff sich um das Vaterland verdient zu „machen darbietet, uns ganz überlassen.“ Und jetzt fordert der Kaiser seine getreuen Stände auf,

bei diesen Verhandlungen langsam und vorsichtig zu Werke zu gehen, und den gefährlichen Reizen der Neuerungen zu widerstehen. Wenn nun der Kaiser von Oesterreich sogar einen reichlichen Stoff sich um das Vaterland verdient zu machen, vierzig Jahre geschont hat, wie viel nöthiger ist es, daß die Regierung des kleinen Frankfurts einen so ärmlichen Stoff als die Verbesseruug des Zustandes der Juden ist, nicht zu früh augreife, sondern durch Aufhäufung der Zinsen das Kapital wachsen lasse, damit der Stoff sich um das Vaterland verdient zu machen nach verzig Jahren auch reich werde.

Ihnen aber gebe ich jetzt drei Aufträge und einen zwar freundschaftlichen aber ernst gemeinten. Rath. Erstens, gehen Sie in das Theater und sehen Sie wie Richard hinkt. Zweitens gehen Sie in das Museum und geben Acht, ob nicht die g moll-Symphonie von Mozart, aus Verdruß das sie Juden mit anhören, in das Dur überspringt. Drittens, lassen Sie auf dem Römer Erkundigungen einziehen ob man die Aecker der Juden in dem Grund-Lagerbuche unter der Rubrik Aecker jüdischer Nation einschreibe. Mein Rath ist: berichten Sie mir künftig besser, sonst werden Sie zurückberufen; dann giebt es Kriegsfurcht, die Papiere fallen und die

Handels-Kammerdiener erheben ein Jammergeschrei daß alle Milch davon gerinnt.

Haben Sie „die Thronrede“ des Großherzogs von Darmstadt gelesen? Schlafen Sie recht wohl.

Montag, den 7. Januar.

Von Chateaubriand ist eine neue Schrift erschienen: Mémoire sur la captivité de Madame la Duchesse de Berry. Sie sollen sich aus Freundschaft für mich etwas darüber freuen; denn dieser gute Mann nimmt mir jeden Winter die Hälfte meines Zornes ab. So oft er erscheint, gehe ich in mein Zelt und lasse ihn kämpfen. Freilich muß ich diese Hülfe mit melancholischen Gedanken bezahlen. Wenn ich sehe, wie ein so geistreicher und edler Mensch von der Legitimität faselt, greife ich nach meinem Kopfe und rufe betrübt aus: Auch Chateaubriand hat den Verstand verloren und war doch mehr als du! Die Legitimität, diese Hoffnungslosigkeit des Unglücks, diese Erblichkeit der tiefsten menschlichen Erniedrigung — das vertheidigen, das preisen! O Wahnsinn!

Als Chateaubriand von der Gefangenschaft der Herzogin erfuhr, eilte er aus der Schweiz nach Paris, und bot sich ihr in einem Schreiben zu ihrem Sachwalter an. Aber die Minister erlaubten weder ihm noch seinen Briefen den Einlaß in Blaye. Schon dreimal seit der Revolution hat Chateaubriand von der Welt Abschied genommen und sich in die Einsamkeit begeben, und dreimal schon kehrte er zurück.

Er sagt: „Ich habe Hunger und Durst nach Ruhe; „es kann mir keiner lästiger sein als ich es mir selbst „bin; aber ich suche mich mit meiner eignen Achtung „von der Welt zurückzuziehen: man sehe sich vor „welche Gesellschaft man in der Einsamkeit wähle." Nun, warum hat er nicht gleich das erstemal als er Paris verließ seine Selbstachtung mitgenommen? Wie vergißt man dreimal sein Paket zu machen? Ja, die Berry ist unterdessen gefangen worden! Nun was geht ihn die Herzogin an? Man höre, „meine Denkschrift über das Leben und den „Tod des Herzogs von Berry, in die Haare „der Wittwe gewickelt, die jetzt im Kerker schmachtet, „liegt bei dem Herzen, das Louvel dem Herzen Hein„richs IV. noch ähnlicher machte. Ich habe diese „ausgezeichnete Ehre (insigne honneur) nicht „vergessen, die im gegenwärtigen Augenblicke die Be„zahlung fordert; ich fühle lebhaft meine Schuld." Das ist artig. Ich ließe es mir selbst gut gefallen, wenn eine schöne Witte ihr langes seidnes Haar um meine Schriften flechtete; aber sie hineinlegen in die Todesurne, zu dem Herzen ihres Mannes — nichts da! Man kann nicht wissen, ob sie nicht eine Wittwe von Ephesus ist, die nach vier Wochen die Haare wieder herausnimmt, sie ihrem neuen Liebhaber zu schenken, und dann meine Schriften allein verfaulen läßt bei dem Herzen des geliebten Todten. Nichts

da, und habe ich nicht recht, daß ich nach meinem Kopfe fühle? Notre-Dame de Blaye, nennt Chateaubriand die Herzogin und erzählt von den Wallfahrten, die fromme Gläubige in großen Schaaren dahin machten. Er sagt: „man wirft mir vor, „daß ich eine Familie dem Vaterlande vorziehe. „Nein; ich ziehe die Treue des Eides, dem Meineide, die moralische Welt der materiellen Gesellschaft „vor. Das ists.“ Freilich ist es das, nach der Lehre der Monarchisten. Der Räuber nachdem er sein Handgeld empfangen und dem Hauptmanne Treue geschworen, darf plündern und morden; denn Treue ist heiliger denn das körperliche Wohlbehagen der Wanderer!

Chateaubriand meint: nur die Legitimität gäbe einer Regierung und der bürgerlichen Ordnung Dauerhaftigkeit. Aber wäre dies auch, wie es nicht ist, was würde das beweisen? Nicht die Dauerhaftigkeit, der Vollgenuß ist die Bestimmung jedes Daseins. Es kömmt nicht darauf an lange, sondern viel zu leben. Nichts ist dauerhafter als ein Stein, aber die Pflanze, das Thier vergehen schnell. Wenn die Oesterreichische Monarchie noch zehen Tausend Jahre lebte und der Nordamerikanische Freistaat endigte morgen, in seinem fünfzigsten Jahre, wäre darum Oesterreich ein besserer, ein glücklicherer Staat als Nordamerika gewesen? Napoleon sagte auf St. He-

lena: „Daß meine Dynastie nicht älter war, das hat „mich zu Grunde gerichtet. Noch vom Fuße der „Pyrenäen hätte ich mich wieder emporgehoben, wäre „ich mein Enkel gewesen.“ Und daraus will Chateaubriand die Herrlichkeit der Legitimität beweisen! Guter Gott! Das beweißt ja eben ihr Fluchwürdiges, ihre Verderblichkeit. Das große Glück, wenn Napoleon noch zwanzig Jahre länger die Völker Europens auf dem Altare seines Ehrgeizes hätte schlachten dürfen! Das schöne Loos der Franzosen, wenn Napoleon, als legitimer Fürst mit seinen gekrönten Vettern befreundet, der Freiheit und Gleichheit, die er im Kriege als Waffen gegen sie gebrauchte dann gar nicht mehr bedürftig, Frankreich völlig zur Galeere hätte machen können!

Was ist es aber, was einer legitimen Monarchie größere Dauerhaftigkeit gewährt, als einer usurpirten oder einer Republik? Etwa weil erstere in den Herzen der Völker Wurzeln schlägt? O nein. Es ist nichts, als daß alle Fürsten die Sache eines legitimen Monarchen als eine Familienangelegenheit, als ihre eigne betrachten, und ihm darum in Gefahren Beistand leisten. Es ist nichts, als weil die legitimen Fürsten alle Usurpatoren und Republiken als Broddiebe hassen und sie offen oder heimlich, mit Gewalt oder mit List zu Grunde zu richten suchen. Redet von der Macht der legitimen Fürsten, redet

aber nicht von ihrem Rechte. Sagt, daß die Völker einen ligitimen Fürsten fürchten, sagt aber nicht, daß sie ihn lieben. Die Franzosen haben dreimal die Bourbons verjagt, so legitim sie waren, und haben für den Usurpator Napoleon mehr gethan als je für einen ihrer Könige; denn sie liebten ihn. Die Schweizerische Republik lebt schon ein halbes Jahrtausend im Glücke und Frieden, weil sie ihre Berge gegen die Fürsten schützte oder diese über die Theilung des Raubes nicht einig werden konnten. Nordamerika genießt seit sechszig Jahren Freiheit und Ordnung, weil es die Könige nicht erreichen können. Don Pedro ist ein legitimer Fürst, warum gelingt es ihm nicht? Weil er seinem Volke die Freiheit zu geben gedenkt und ihn darum seine gekrönten Brüder als ein unwürdiges Glied aus der Familie gestoßen, und ihm schaden soviel sie können. Don Miguel ist ein Usurpator, warum erhält er sich? Weil er die Tyrannei meisterhaft handhabt, und die entzückten Fürsten ihm darum heimlich Beistand leisten. Das ist der Segen der Legitimität, daß ist die Ruhe und Ordnung in Monarchien: man findet sich mit den Räubern ab, und gegen den Beutel lassen sie uns das Leben. Und will einer sein Leben und seinen Beutel behalten, schlägt man ihn todt und dann heißt es: Seht! das sind die blutigen Folgen der Revolutionen. Vor einigen Jahren machte Vidocq der

Regierung den Vorschlag: er wolle jede gestohlene Sache gegen dreißig Prozente ihres Werthes zurückschaffen. Nun, wer sich mit zwei Dritt-Theile seines Glückes begnügen will, wer nicht den Verstand und den Muth hat, Diebe und Räuber von seinem Eigenthume abzuhalten, der hat Recht die Monarchien zu lieben.

Chateaubriand, als Sachwalter der Berry, spricht von ihrem Rechte nach Frankreich zu kommen um die Krone ihres Sohnes zu fordern. Sie ist Mutter; er berufe sich auf das Herz jeder Mutter. Das ist stark! Ich sehe ganz deutlich, was alles in einem mütterlichen Herzen liegt, aber eine Krone sehe ich nicht darin. Eine Mutter mag für ihr Kind ein Schaukelpferd, eine Puppe kaufen; aber dreißig Millionen Franzosen zum Spielwaaren Lager! Aber ein Land wie Frankreich zur Schachtel! O Herr Vicomte! Es ist Ihr Ernst nicht. Nein, was wir armen Menschen jetzt geplagt sind, die Steine könnten sich darüber erbarmen! Früher hatte man es doch nur mit erwachsenen, mit regierenden Fürsten zu thun, jetzt quälen uns die fürstlichen Kinder, schon während dem Leben ihrer Eltern! Da ist der Herzog von Bordeaux, da ist die Donna Maria, da ist die Tochter der Königin von Spanien, die erst einige Monate alt ist. Als gebe es kein anderes Mit-

tel die Schmerzen eines zahnenden Kindes zu stillen, als ihm einen Scepter in den Mund zu stecken!

Was Chateaubriand noch ferner von den Rechten der Berry sagt, das kümmert mich nicht; nicht darum habe ich seine Schrift gelesen, nicht darum schreibe ich Ihnen davon. Ich will mich nur an das halten, was er gegen unsern gemeinschaftlichen Feind hervorgebracht, daran will ich mich erquicken. Sie erkennen an Chateaubriand und mir, daß wirklich ein Bündniß zwischen den Carlisten und Republikanern besteht. Es ist die Sympathie des Hasses gegen die bestehende Ordnung der Dinge. Ob aber die Republikaner und die Carlisten sich auf der Gasse und in geheimen Clubbs zu Thaten vereinigt, bezweifle ich. Es wäre dumm von den Republikanern und toll von den Carlisten. Erstere könnten leicht überlistet werden, denn die Carlisten haben das Geld, also auch den Verstand; diese aber, würden, sobald die jetzige Regierung gestürzt wäre, ehe ihnen Hülfe von außen käme, und würden ihnen die Armeen auf Dampwagen zugeführt, alle todt geschlagen werden, so daß keiner von ihnen übrig bliebe, sich des Sieges der Legitimität zu erfreuen.

Sehen wir jetzt wie der neue Jeremias siedendes Oel auf die Köpfe der Sünder herabgießt. „Wenn in dieser Wüste ohne Spur von Geist und „Herz sich am Horizont ein großes einsames Denk-

„mal zeigt, wenden sich plötzlich alle Blicke dahin. „Die Frau Herzogin von Berry erscheint um so erhabener, als alles rund um sie her flach ist. Ja, „sie hätte zu fürchten verkannt zu werden, denn sie „ist diesseits oder jenseits eines Jahrhunderts das „ihres Gleichen hervorzubringen vermochte. Um zu „bewundern muß man fassen; der Muth bleibt der „Furcht stets ein Geheimniß; die Mittelmäßigkeit „knurrt den Genius an. Die Gefangene von Blaye „ist nicht von ihrer Zeit, ihr Ruhm ist ein Anachro„nismus." Larifari! Doch sind es respektabele goldene Lügen und ich ziehe meinen Hut vor ihnen ab. Es sind noch keine vierzehen Tage, daß Chateaubriands Schrift erschienen und schon sind dreißig Tausend Exemplare davon gekauft, die dem edlen Verfassar fünfzig Tausend Franken eingebracht haben. Die Legitimisten nehmlich haben auf diese delikate Weise seine Treue belohnen wollen. Jetzt kann doch Chateaubriand mit seiner eigenen Achtung nach Genf zurückkehren und in seiner Einsamkeit die sehr angenehme Gesellschaft von hundert Bankzetteln genießen. Fünfzig Tausend Franken für sieben Bogen, die Arbeit einiger Tage! So viel hat mir mein dicker Liberalismus in meinem ganzen Leben nicht eingebracht. Der Mund wässert einem darnach ein Royalist zu werden. Zum Glücke bezahlen sie einem in Deutschland schlecht. Um fünfzig tausend Franken zu ver-

dienen, müßte ich die Schweiz, ganz Nordamerika, Columbien, Buenos-Ayres, Mexiko todtschlagen und fünf oder sechs Preßfreiheiten, eben so viele Constitutionen, die Reformbill, den Dr. Wirth, den ganzen Hambacher Berg, Rotteck, Welcker, und zum Desert mich selbst verschlingen. Das wäre ein saurer Verdienst.

Dienstag, den 8. Januar.

Ich will Ihnen wieder einen Beweis geben, daß die Tugend belohnt wird, was Sie mir so oft nicht glauben wollten. Verflossenen Samstag wollte ich auf den Opernball gehen. Einige Tage vorher, hörte ich, daß auf dem Theater (im le mari et l'amant) eine Cousine in der Provinz, ihren Vetter der zum erstenmale nach Paris reiste, die Lehre gab: surtout Charles, n'allez pas au bal de l'opéra; on s'y perd. Trotz dieser Warnung aber gedachte ich doch hinzugehen, so mächtig wirkt das Laster auf junges Blut. Auf dem Wege aber fing mir an das Gewissen zu zittern, oder was es sonst war; es war sehr kalt. An der Ecke des Boulevard stand ich am Scheidewege des Herkules. Da ging ich nach Hause zurück und schlief, wie man nach einer edlen Handlung zu schlafen pflegt. Am andern Morgen erfuhr ich, daß auf dem Balle ein gräulicher Lärm gewesen. Die neue moralische Polizei des Jüste-Milieu, wollte, ich weiß nicht welchen Bachantischen Tanz, verbieten. Darüber gab es Streit, die Gendsarmerie drang ein, mishandelte viele, und nahm mehrere gefangen. Das Lustigste bei der Sache aber war, daß die Polizei diesmal die Witterung verloren, und gerade die edelste Jugend des Jüste-Milieu, königliche Beamte, Ban-

quiersöhne und andere solche Heilige angetastet hatte. Sie mußten den andern Tag sehr um Verzeihung bitten. Wäre ich nun dabei gewesen, ich hätte sehr leicht in die Bachanalien, die Schläge und das Gefängniß mit hinein gezogen werden können. Meine Tugend bewahrte mich davor.

Ich kehre zu Chateaubriand zurück. Ich gestehe es Ihnen aufrichtig, die fünfzigtausend Franken wollen mir gar nicht aus dem Kopfe. Was meinen Sie, würde es wohl meiner Seligkeit viel schaden, wenn ich einmal sieben Bogen gegen meine Gesinnung schriebe? Ach! wär' ich doch ein Katholik und könnte an die Wirksamkeit der Absolution glauben! Chateaubriand fährt fort: man entgegnet mir: Die Herzogin von Berry sei in keiner so großen Gefahr, man werde sie zur gelegenen Zeit wieder frei geben. „Aber die Minister des Königs sind nicht unabsetz„bar. Ihr seid gutmüthige Seelen, ich will es „glauben; allein kennt Ihr Eure Nachfolger! Fand „nicht Elisabeth, daß Maria Stuart, nach neunzehen „Jahren Gefangenschaft, in der Verborgenheit ihres „Kerkers, nach außen Unruhen errregt und Einver„ständniße mit dem Auslande und den Feinden des „Staates hatte? Dann hat man bei Volks-Unruhen, „nie in den Gefängnissen gemordet? Endlich, wenn „ich Kerkermeister wäre, würde ein Gedanken mich „schaudern machen. Ich würde bei mir sagen: es

„wäre möglich, daß Gott in seiner Barmherzigkeit
„Die welche auf Erden nur Trübsale gefunden, zu
„den Freuden des Himmels abriefe; ich würde mir
„sagen: man hat das Loos der Waise im Tempel
„noch nicht vergessen. Wenn ein so großes persön=
„liches Interesse an dem Leben einer Fürstin hängt (!),
„wenn aus einer Gefangenschaft, die einen undank=
„baren Ehrgeitz (!!) laut anklagt, eine Schaam und
„ein tiefer Groll, so natürlich fließen müssen: Da
„kann aus dem Zusammenfluß von Umständen die Ver=
„läumdung schrecklich hervorgehen. Die Verläumdung
„aber kann in der Geschichte, den Charakter der
„Wahrheit (!!!) annehmen. Seht euch vor ....
„Die Wohltaten der Willkühr, die man der Herzogin
„angedeihen läßt rühren mich wenig; ich könnte fürch=
„ten, daß diese Wohlthaten zu einer Quelle neuen
„Jammers würden. Schwer würde mir fallen in
„Erinnerung zu bringen, was ich neulich von gewissen
„Gespenstern (!!!!) sagte, die in einem gewissen
„Schloße (!!!!!) haußen. Ich hoffe, um der Ruhe
„der Nächte der Macht selbst willen die ich be=
„kämpfe (!!!!!!) — ich hoffe nie gezwungen zu
„sein, jenen nächtlichen Erscheinungen, die einer halb=
„verbrannten Frau, ihr nacktes Kind in den Armen
„und Ketten nach sich schleppend (!!!!!!!) zuzuge=
„sellen; eine Deputation von Schatten, die käme ei=

„nem Schatten-Könige (!!!!!!!!) ihr Kompliment „zu machen.“ — —

††† Gelobt sei Gott und seine guten Geister; ich bin glücklich durch den Hexen-Wald. Ich habe, gleich einem guten Zeitungsschreiber fromme Ausrufungszeichen geschlagen und, wie sie bemerkt haben werden, in steigender Angst und arithmethischer Progression. Früher habe ich mich oft über solche abergläubische Furcht lustig gemacht; aber Noth kennt kein Gebot, ich konnte mir nicht anders helfen. Ich bin ein Patriot; ich zitterte in deutscher Sprache zu denken, was Chateaubriand wagte in französischer drucken zu lassen. Mündlich das Weitere. Verbrennen Sie diesen Brief oder noch sicherer: legen Sie ihn in einen Band von Carove's Werken.

„Pas mal pour un Allemand.“ Wie gefällt Ihnen das? Wüthend war ich darüber. Wartet nur! Wenn wir einmal das Elsas wieder haben, Lothringen, Burgund und Euren König zum Grafen von Paris gemacht — da werden wir Euch zeigen, daß wir witziger sind als Ihr. Da hatte einmal ein Deutscher in Paris bei Tische etwas gesagt, was seiner Meinung nach sicher nicht witzig sein sollte, und da rief ein Franzose, der dabei gewesen und dieses erzählt, gnädigst aus: Pas mal pour un Allemand! Brazier heißt die Canaille. Ich las so eben im livre des cent-et-un, im Arti-

tel La chanson et les sociétés chantantes. Da ist von den Vaudevillediners die Rede, welche man in Deutschland frömmer und romantischer Liedertafeln nennt. Zu einem solchen Sing-Essen war einmal „le fameux Docteur Gall“ eingeladen. „Le jour où nous reçumes la visite de ce der-„nier, on lui servit un plat de friture composé „seulement de têtes de gibiers, de pois-„sons et de volailles. On lui demanda s'il „voulait tâter les crânes de ces messieurs ou de „ces dames? Le savant se dérida, et répondit „en riant: qu'il fallait qu'il tâtât les corps au-„paravant, vu qu'à table son systême ne s'iso-„lait point. Pas mal pour un Allemand.“ Aber nur Geduld bis zum Frühlinge!

Mittwoch, den 9. Januar.

. . . . . . Es ist recht unartig von Ihnen daß Sie mir so lange nicht geschrieben. Ich habe Ihnen schon oft gesagt, daß Sie mir außerordentlich schreiben mögen, so oft Sie wollen; aber die gewöhnlichen Brieftage müssen Sie darum nicht versäumen. Ich bin gewöhnt daran und wenn ich an solchen Tagen nichts erhalte verdaue ich schlecht. Seit vorigen Freitag habe ich keinen Brief bekommen und es scheint mir ein Jahr zu seyn. Sie hätten sich doch vorstellen können, daß ich vor Begierde brenne etwas näheres von meinem Buche zu erfahren. Die Eigenliebe hat ewige Flitterwochen und ich liebe meine verblühten Schriften wie in den Tagen ihrer Jugend. Ich gehe voller Angst umher, gleich einem Ehemanne, dessen Frau zum Erstenmale in Kindesnöthen liegt. Wird es ein Sohn? Wird es eine Tochter? „Es „ist weder ein Sohn, noch eine Tochter geworden, „sondern eine Misgeburt.“ Diese kleine schöne Satyre schenke ich dem ersten Rezensenten meiner Briefe aus Freundschaft und Hochachtung. Er kann damit machen was er will. Der Leithammel meiner Rezensenten hat sich auch schon hören lassen. In der Leipziger Zeitung ist in einem Berichte aus Wien von den Pariser Briefen die Rede; „deren dritten

Band Börne eben jetzt druckt." Zum Unglücke kann man sich gar nicht auf den Styl dieser guten Leute verlassen. Was heißt das: Eben jetzt druckt? Auf jeden Fall soll das bedeuten: drucken läßt; aber sind sie schon gedruckt? oder werden sie erst gedruckt? Und wenn das letztere — woher will denn ein Wiener wissen was darin steht? Werden die Briefe etwa in Wien gedruckt? Das wäre ein Meisterstreich von dem Verleger. Als der schlaue Casanova aus dem Gefängnisse der Staats-Inquisition von Venedig entsprang, flüchtete er sich in das Haus des Sbirrenhauptmanns; dort hielt er sich am sichersten. In dem Berichte heißt es: ich hätte mich gerühmt, daß meine Schreibereien am meisten von den Wienern gelesen würden; das möchte aber wohl eine Aufschneiderei sein. Der Himmel wolle meine Demuth vor größeren Gefahren befahren!

Jetzt bitte ich Sie aber auch, fleißiger als es vorigen Winter geschehen, auf die erscheinenden Rezensionen Acht zu haben, sie für mich zu sammeln und mir mit Gelegenheit zu schicken. Nicht die Hälfte von dem was über mich geschrieben worden, habe ich damals zu lesen bekommen. Einige der interessantesten Rezensionen kamen mir erst nach meiner Rückkehr in Deutschland unter die Augen: wie die von Görres und Carové und eine in der Abendzeitung, worin es heißt: „Börne steht jetzt auf dem Punkte,

„wo der Mensch in den Tiger übergeht.“ Es wäre zwar damals noch Zeit gewesen darüber zu schreiben und es in meine Briefe einzuschieben; aber es wäre ein Anachronismus meiner Gefühle geworden und ich lüge nicht gern. Also thun Sie was ich verlange und vergessen Sie nicht, daß ich auf dem Punkte stehe, wo der Mensch in den Tiger übergeht und daß es gefährlich ist mich zu reizen.

Siebzehnter Brief.

Paris, Donnerstag, den 10. Januar 1833.

..... Ich wollte ich wäre bei Ihnen, ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen zu überlegen, etwas Gelehrtes, einen Punkt aus dem Staats- und Hausrechte. Ich kann aber ohne Sie nicht fertig werden. Hören Sie was es betrifft. Im Jahre 1817 machte die französische Regierung den Entwurf zu einem Wahlgesetze für die Deputirtenkammer. Solche Wahlordnungen wurden natürlich im Interesse der Macht eingerichtet. Da nun die Freiheit,

statt, der Gesundtheit gleich, etwas angebohrnes, Unbemerktes, Ungefühltes zu sein, stets etwas Erworbenes, Bestrittenes, kurz, ein ewiger Kampf ist, und man dieses wie jedes Kampfes in den reifern Jahren, theils müder, theils unkräftiger wird — sieht die Regierung überall darauf, daß die Bürger erst im höhern Alter zu Volksvertretern gewählt werden können. In jenem französischen Wahlgesetze war also bestimmt, daß ein unverheiratheter Mensch erst mit dem vierzigsten Jahre, ein verheiratheter mit dem fünf und dreißigsten, und ein Wittwer schon mit dem dreißigsten wählbar sein. Daß ein Ehemann früher erschöpft wird als ein lediger Mensch, begreift sich leicht: Der Kampf für seine persönliche Freiheit läßt ihm wenige Tapferkeit zum Kriege für die öffentliche übrig. Warum aber ein Wittwer schon im dreißigsten Jahre matt ist, und fünf Jahre früher als ein Verheiratheter, verstehe ich nicht, und darüber möchte ich Ihre Weisheit vernehmen. Wenn ich ein Wahlgesetz zu machen hätte — ich verfaßte es im Interesse der Freiheit — würde ich festsetzen: daß ein lediger Mensch nicht mehr nach dem dreißigsten, und ein Verheiratheter nicht mehr nach dem fünf und zwanzigsten Jahre Deputirter werden könnte. Doch was die Wittwer beträfe, ließe ich sie lebenslänglich wählbar sein; denn ich würde annehmen: ein Witt-

wer müsse das Herrliche und Köstliche der Freiheit so lebhaft fühlen, daß er noch im siebenzigsten Jahre ein Spartakus werden könnte. Was denken Sie davon.

Samstag, den 12. Januar.

.... Spricht man denn in Frankfurt auch von einem Congresse, der nächsten Frühling dort gehalten werden soll, und wozu beide Kaiser kommen? Es wäre schön. Das würde ja der deutschen Revolution eine Eisenbahn eröffnen.

Achtzehnter Brief.

Paris, Samstag, den 12. Januar 1833.

Ich komme auf Chateaubriand zurück, den edlen Narren, der mir aber lieber als die sieben Weisen jeder Schule; auch der Liberalen, das dürfen Sie mir glauben. Die Treue ist seine geliebte und verehrte Dulcinea. Nicht den Bourbons, nicht der Legitimität, sich ist er treu. Wäre das nur Jeder in seinem Glauben, in seiner Gesinnung, wie weit besser wäre dann Alles! Wollte nur Jeder was er will, ganz und immer, wie viel milder wäre der Widerspruch, wie viel menschlicher der Streit! Denn wahrlich, nicht das eigensinnige Festhalten auf jeder Meinung, wie die guten Leute glauben, sondern das furcht-

same oder heuchlerische Nachgeben macht die Partheien so unversöhnlich. Gäbe es keine Royalisten die Liebe zur Freiheit heuchelten, freilich, zur wahren, wie sie sagen — gäbe es keine Freisinnigen die Anhänglichkeit für den Fürsten heuchelten — beide aus List, Trug oder Schwäche — man könnte sich besser verständigen, denn man verstünde sich besser.

Es ist gut daß Sie wissen, was Chateaubriand von der gegenwärtige Lage Frankreichs, von seinen äußern Verhältnissen, was er von der Erbärmlichkeit der Regierung, und der Ermüdung der Nation spricht, auf welche die Tyrannei die Hoffnung ihres Gelingens gründet. Chateaubriand ist kein Zimmerspekulant, wie ich, der die Welt durch das Fenster ansieht, er hat nichts zu errathen und zu vermuthen, er braucht keinen Argwohn und keine Hoffnung; er ist ein vornehmer Mann, steht an der Spitze einer reichen und mächtigen Parthei, die Alles weiß, Alles erfährt, und Vieles selbst thut oder stört. Er ist selbst ein Staatsmann, der die Mittel und Wege, die Stärke und Schwäche aller Regierungen kennt. Ihn konnte nicht, wie mich, die Liebe zur Freiheit verblenden; denn er ist ein guter Royalist der reinsten Art, ein Legitimist. Es könnte sich freilich finden, daß das was er Louis Philipp vorwirft, nur das Verderbniß jedes Fürsten sei; aber dann, desto

schlimmer für Chateaubriand und desto besser für uns. Darum noch einiges aus seiner Schrift.

„Die Revolution der Juli-Tage, aus dem Volke „hervorgegangen, hat, abtrünnig von ihrem Ursprunge „sich von dem Ruhme geschieden und um die Schande „gebuhlt, als gäbe das Eine ihr den Tod, als wäre „die Andere ihre Lebensquelle. Das Jüste-Milieu „hat sich einer ausschweifenden Macht ergeben, an „welche die Regierung Carls X. nie gedacht, und die „man nie von ihr geduldet hätte. Verächter der „Gesetze, zum Spotte der Charte vor 1830, hat er „den Belagerungs-Zustand eingeführt; zehen wichtige „Artikel des neuen Vertrags sind von ihm gebrochen „worden. Er trieb seinen Spott mit der persön„lichen Freiheit; er hat die Gefängnisse angefüllt, die „Haussuchungen, die Militär-Kommissionen, die Preß„processe vermehrt und einen Schriftsteller wegen ei„nes Wortspiels zum Tode verurtheilt . . . Der „Fetfa, welchen die Minister der Pairskammer vor„gelegt haben, verwandelt dem Geiste nach, die con„stitutionelle Monarchie in einen orientalischen Des„potismus. Es ist Constantinopel mit den Enuquen „der Doktrine als Janitscharen; nur tragen sie, wie „Mahmud, Chalwaris auf englische Art, als Zei„chen der Fortschritte der Civilisation. Aber wenn „die Franzosen nicht bis zur letzten Staffel der Völ-

„terleiter herabgekommen sind, wenn man noch ohne „zu erröthen oder zu lachen von Freiheit reden darf; „werde ich mit meinen Betrachtungen fortfahren.“

„Es ist augenscheinlich, daß das Prinzip der „Juli-Revolution, und das Prinzip der continental-„Monarchien sich feindlich entgegen stehen, daß diese „beiden unvereinbaren Prinzipien nicht lange neben „einander fort dauern können; daß das Eine noth-„wendig das Andere zerstören muß. Wenn die über-„raschten Fürsten im ersten Augenblick das König-„thum der Barrikaden anerkannt haben, werden sie „früher oder später, ohnfehlbar davon zurückkommen; „denn keinem von ihnen wird sonderlich viel daran „liegen, von einem Pflastersteine umgeworfen oder „von einem Vetter verdrängt zu werden. Ja, jemehr „sich in Frankreich ein Anschein von Ordnung und „Wohlstand zeigte, jemehr würden sich die absoluten „Regierungen entsetzen, denn die Versuchung für ihre „Völker wäre dann um so größer. Wie wäre auch „möglich eine freie Tribüne, freie Journale, die „Gleichheit der Stände, die Theilung aller Aemter „und jedes Glückes zu haben, ohne daß die Revolu-„tion, minder bedächtig als ihre schwachen Führer, „über den Rhein ginge? . . Daß Souveraine, von „einem dreißigjährigen Kriege ermüdet, schlafen wol-„len; daß Gesandte lieber in Paris bedeutende Per-

„sonagen sind, als bei sich zu Hause hinten an ge„setzt und vergessen; daß sie darum in Angelegen„heiten von welchen sie sich selbst Rechenschaft geben „oder nicht, sie ihrem Hofe die Wahrheit verbergen „— das begreift sich. Lasset aber einen gewissen „Tag kommen um einen gewissen Menschen ge„hen und ihr werdet es erfahren.“ Die letzte Aeußerung bezieht sich auf den russischen Gesandten, den Grafen Pozzo di Borgo, von welchem gesagt wird, er liebe so sehr den Aufenthalt in Paris, daß er darum seit der Revolution sich die größte Mühe gäbe, seinen Kaiser in friedlicher Stimmung gegen Frankreich zu erhalten. Dieses erregte in der letzten Zeit endlich den Argwohn des russischen Hofes und Pozzo di Borgo wurde nach Petersburg berufen um Rechenschaft abzulegen. Aber durch Aufopferung einer bedeutenden Geldsumme an eine einflußreiche Person, soll ihm gelungen sein seine Unschuld darzuthun, und er durfte nach Paris zurückkehren.

„Die gesellige Ordnung lößt sich auf; die Anar„chie die in die Köpfe eingedrungen, bedroht die ma„terielle Gesellschaft. Man versteht sich über nichts „mehr, die Verwirrung der Ideen ist unglaublich. „Wenn der Nachbar nicht seinen Nachbaren erwürgt, „so unterbleibt es, nicht weil ihn die Staatsgewalt „hindert, sondern weil die Fortschritte der sittlichen

„Bildung ihm den Gedanken der Gewaltthätigkeit ge„nommen haben. Keine Parthei, kein Mensch glaubt „innerlich an den Bestand der gegenwärtigen Ord„nung der Dinge — für eine Regierung die aller„gefährlichste Stimmung. Die Quasi-Legitimität, „sich für stark, entschlossen, unerschrocken ausgebend; „Willkühr für Kraft, den unverschämtesten Gesetzes„bruch für Gesetzlichkeit haltend, gibt über die Prin„zipien nach und verträgt sich mit Allem was ihr „Furcht macht. Sie erhält sich nur, durch das vor„gehaltene Schreckbild einer noch schlimmern Zukunft „als sie selbst ist; sie stellt sich als eine traurige „Nothwendigkeit dar und sagt: (sonderbarer Anspruch „auf das öffentliche Vertrauen!) ich bin immer „noch besser, als das was kommen wird. „Das ist so ausgemacht nicht.“

„Vierzigjährige Stürme haben die stärksten „Seelen niedergeworfen; die Gefühllosigkeit ist groß, „der Egoismus fast allgemein; man duckt sich um un„bemerkt zu bleiben und sich in Frieden durchzubrin„gen. Wie nach einer Schlacht die Leichen die Luft „verderben, so bleiben nach jeder Revolution ange„fressene Menschen übrig, die Alles mit ihrem Eiter „beschmutzen.“

„Die Freiheit ist nirgends mehr als in den „Herzen einiger Wenigen, die würdig sind ihr eine

„Zuflucht zu eröffnen. Ein Gegenstand der Spötter „aller jener Elenden, die einst ihr Feldgeschrei dar„aus gemacht, wird diese verkaufte, geschändete, an „allen Straßenecken ausgebotene und verschacherte „Freiheit; diese Freiheit, welche die Possenreißer des „Jüste-Milieu sich mit Fußstößen einander zuwerfen; „diese gebrandmarkte und mit der Haspel der Aus„nahmsgesetze erwürgte Freiheit, wieder durch ihre „Vernichtung die Revolution von 1830, in eine „große Schmach und eine hündische Schurkerei ver„wandelt.“

„Die Gleichheit, diese Leidenschaft der Franzo„sen, scheint allen Bedürfnissen genug zu thun. „Der Bürger der glaubt einen König gewählt zu „haben, der an dem Tische dieses Königs zu Mittag „ißt, und mit seinen Töchtern tanzt, weiß sich in „seiner Pfauen-Eitelkeit, mit Freiheit und Ruhm „wohlfeil abzufinden. Wenn man ihn festhält und „ihm Handschellen anlegt, denkt er, er habe sie sich „selbst angeschnallt; denn er ist die Quelle der Macht, „er klirrt aus Prahlerei mit seinen eignen Ketten, „als Zeichen seiner starken Unabhängigkeit. In sei„nen Augen ist die Monarchie eine Haushaltung und „das Diadem das Band einer Nachtmütze“

„Die Frau Herzogin von Berry sah einen „Theil dieser Dinge vom fremden Strande aus . . .

„Man sagte der edlen Tochter Heinrichs IV., daß „es in Frankreich eine Parthei gäbe, die mit Hunde„Geduld Alles ertrage (!); Freiheit heuchelnd, scham„los ihre Reden durch ihre Handlungen Lügen stra„fend (!!); die Verachtung der Nation und die Fußtritte des Auslandes (!!!) unterwürfig hinnähme; „sich gegen künftige Mißfälle in ihrer Filzigkeit (!!!!) „Rettung sichere und in der Hoffnung zu leben krieche, „krieche, krieche, weil es schwer ist zu zertreten was „sich so platt macht unter den Füßen (!!!!!). Die „wohlwollende Prinzessin . . .“ — Doch genug von „der Prinzessin; gute Nacht Prrinzessin!

Montag, den 14. Januar.

Jetzt nur noch was Chateaubriand über den belgischen Krieg gesagt. Mir seinem Sancho Pansa, ziemt es, wie jedem treuen Diener, die edlen Reden seines Herrn zu verkündigen. „Aus dem was heute „unsere mit der Klugheit der Quasi-Legitimität um-„windelten Soldaten gethan, kann man sich überzeu-„gen was die ächten Juli-Männer hätten thun kön-„nen. Man hat vor Antwerpen das Heldengeschlecht „von Marengo, Friedland, Navarin und Algier er-„kannt; nur sah man mit Schmerz, daß das Jüste-„Milieu so viel Tapferkeit verschwendete, so viele „Menschen aufopferte, um das Feuer der Linken zum „Schweigen zu bringen, um sich eine Kammermajo-„rität zu schaffen, und, mit einer dummen Naivität „eine Festung zum Vortheil unserer Nachbarn zu er-„obern. Wir, uns eilend über die Grenzen zurück „zu gehen, und nachdem jeder unserer Soldaten auf „den Apell des englischen Controleurs geantwortet „haben wird, wir werden die Kosten eines glänzen-„den Kriegszugs übernehmen, der aber nichts endet, „weder für Frankreich, noch für Holland, noch für „Belgien — ein mörderisches Tournier, dessen mit-„telbare Folge, früher oder später ein Krieg, dessen „unmittelbare Folge sein wird, die Schelde dem Han-

„del Großbrittanniens zu eröffnen. Dieses, das in „dem blutigen Spiele keinen Schiffsjungen gewagt, „hat nur einige Guineen auf hohe Zinsen angelegt. „Fünf bis sechs tausend von dem Geschütze oder der „Krankheit hingerafften Soldaten, mehrere tapfere und „geschickte Offiziere getödtet oder verwundet, einige „und vierzig Millionen aus der Tasche der Steuer„pflichtigen genommen, bilden die Mitgift, welche wir „das Glück und die Ehre haben werden, die Ehe„liebsten des englischen Präfekten von Belgien anzu„bieten.“

Dienstag, den 15. Januar.

Ein preußischer Naturforscher wollte eine wissenschaftliche Reise nach Nordamerika machen und bat seinen König um Unterstützung. Dieser antwortete: Amerika sey schon genug ausgeforscht, aber in Sibirien wären noch die schönsten Entdeckungen zu machen. Als sich nun ein anderer Naturforscher fand der sich bereitwillig zu Sibirien erklärte, bekam er achthundert Thaler Reisegeld. Ist das nicht artig? ja, dieses Amerika thut ihnen wehe wie ein hohler Zahn und stört sie im Schlafe. Wenn es nur zu plombiren wäre! Eine Republik ohne Guillotine — und sie sagen uns doch seit vierzig Jahren: Republik und Guillotine, das wäre Alle eins! Freiheit ohne Blut — und sie lehren doch der Hofraths-Jugend in allen Schulen: die Freiheit sey eine Art Fisch der nur im rothen Meere lebe! Aber sie hoffen sehr auf eine bessere Zukunft, auf Blut und Königthum auch in der neuen Welt. Sie haben es längst vorher gesagt, das Band welches die verschiedenen Länder Amerikas aneinander knüpfe würde bald zerrissen und dann würden die vereinigten Staaten aus der gottlosen Liste der Republiken gestrichen und in die heilige Civilliste gesetzt werden. Und in diesen Tagen hat sich wirklich ereignet, daß eine Provinz

der vereinigten Staaten, aus Unzufriedenheit mit einem Douanengesetze, das ihrem Handel schadet, sich von der Union gewaltsam loszutrennen droht. Schon fangen die Aristokraten zu jubeln an. „Das Werk Washingtons und Frankreichs stürzt zusammen;“ schon halten die Europäischen Fürsten im Stillen eine Familien-Musterung und vertheilen Amerika zwischen ihre Ottos, Carls, Wilhelms und Friedrichs; schon erkündigt sich Herr von Gagern vertraulich bei Herrn Rothschild, welcher Fürst am meisten Credit habe, und arbeitet an einer schönen Rede für die hessendarmstädtische Kammer, worin er von der Brüderschaft des Mississippi und des Rheins spricht. Unvergleichlich ist die dumme Naivität mit welcher die Royalisten die Naturnothwendigkeit der monarchischen Regierungen darthun und ihre feste Hoffnung ausdrücken, daß Gott in seiner Barmherzigkeit auch bald den amerikanischen Völkern Könige verleihen werde. Sie sagen: ein Staat in seiner Kindheit und in seinem Greisenalter könne der Monarchie nicht entbehren. O! zugegeben mit tausend Freuden. Aber was folgt daraus? daß eine Monarchie nichts als eine Laufbank oder eine Krücke ist, und daß wenn man der Laufbank nicht mehr und der Krücke noch nicht bedarf, man keine Könige braucht. Ich gebe ihnen mehr zu als sie verlangen, und bekenne daß die Staaten nicht blos in ihren Kinderjahren und im

hohen Alter, sondern auch zu jeder Zeit ihres Lebens einer fürstlichen Regierung bedürfen — sobald sie krank werden. Dann ist die Monarchie das Heilmittel und der Fürst der Arzt. Aber sobald die Gesundheit zurückkehrt, wirft man das Arznei-Glas zum Fenster hinaus und verabschiedet die Aerzte. In diesem Zustande der Wiedergenesung ist jetzt der größte Theil der europäischen Welt. Wozu also noch länger Doktor und Apotheker? wozu so vieles Geld für Arznei-Mittel ausgeben, das wir für unsere Nahrung nützlicher und angenehmer verwenden könnten? Aber da giebt es Völker die von Gesundheit strotzen und in der Einbildung krank sind, nur da sehen wir die ganze lächerliche und traurige Geschichte von Molieres malade imaginaire. Lesen Sie gleich vorn die Apotheker-Rechnungen: es ist eine Satyre auf die monarchischen Budgets. Da sind die Volks-Doktoren Onifarius Vater und Sohn; da ist der Volks-Apotheker Pargo, die den unglücklichen Argan anführen und abführen, daß es ein Erbarmen ist. Wohlmeinende Freunde belehren ihn, daß er gesund sey, und er möge doch Doktor und Apotheker zur Thüre hinaus werfen; aber da tritt jedesmal madame Belise, der nach dem Gelde des armen Tropfes gelüstet, zur rechten Zeit hinzu und spricht zärtlich mon petit fils, mon ami, mon pauvre mouton! und erstickt ihn unter Federbetten. Endlich aber, ich hoffe es, wird

wie Argan auch das Volk klug werden, sich selbst zum Doktor kreiren und das erhabene und geheimnißvolle clysterium donare, postea segnare, ensuita purgare — was man regieren nennt — selbst lernen und ausüben.

Haben Sie aber, wenn Sie Thee getrunken, je daran gedacht, daß es der Thee ist dem wir die Amerikanische Freiheit zu verdanken und alle die herrlichen Folgen, die sie für Europa gehabt? Ein Zoll den das englische Parlament auf den Thee gelegt, veranlaßte den Abfall der amerikanischen Colonien. Ich rede da freilich im Geiste der Monarchisten, die jede Revolution einem unglücklichen Zufalle zuschreiben; wäre es nicht der Thee gewesen, wäre eine andere Veranlassung dazu gekommen; nicht die Freiheit, die Tyrannei bedarf einer Erklärung. Doch ist es immer schön, daß es der Thee war, und daß er so wieder gut machte was er verdarb. Nehmlich der Thee, der Kaffe und andere indischen Gewürze, haben erstaunlich viel dazu beigetragen, die Despotie in Europa zu begründen — einerseits, indem sie die Völker durch den Genuß körperlich, durch Gewöhnung an Ueppigkeit geistig entnervt haben, und andererseits, indem das Emporblühen des Handels die Fürsten bereichert hat, so daß sie sich stehende Heere bilden konnten, mit welchen sie die Freiheit niederschlugen. Trinken Sie die nächste Tasse Thee auf die Gesund-

heit Carolinens, nehmlich jener amerikanischen Provinz, die durch ihren Widerspruch das Land zu entzweien droht; trinken Sie auf das Wohl der Freiheit überhaupt; es geht dem armen Mädchen gar zu schlecht.

Weil wir gerade vom Thee sprechen, muß ich Sie doch über etwas fragen, das mich seit einigen Tagen sehr beunruhigt. Ich kaufte mir Thee, grünen und schwarzen, von beiden gleich viel an Gewicht. Ich habe für jede Sorte eine besondere Büchse. Als ich nun zu Hause die Büchse füllte, machte der schwarze Thee die Büchse ganz voll, der grüne aber nur zur Hälfte. Es ist nun die Frage: bin ich betrogen oder nimmt der grüne Thee weniger Raum ein, als der schwarze? Es wäre merkwürdig wenn ein Betrug stattgefunden, es war doch ein maison de confiance in dem ich den Thee kaufte. Ein maison de confiance nennt man hier einen Kaufladen, worin man geprellt wird wie in jedem; aber man darf kein Wort dagegen sagen. Beklagt man sich im mindesten, antworten sie stolz c'est une maison de confiance.

Mittwoch, den 15. Januar.

Da ist Ihr Brief, ich kann aber heute nicht mehr auf Alles antworten, ich bin gestört worden, es ist zu spät. Ein Spanier hat mich besucht, einst beim Corps des Marquis Romana. Ich erzähle Ihnen noch von ihm.

— Eine gemischte Schulkommission, heißt eine Schulkommission, die aus Dummheit und Pedanterie gemischt ist. Adieu.

Neunzehnter Brief.

Paris, Freitag, den 18. Januar 1833.

Ich glaube es war mein vorletzter Brief, dessen Kürze ich durch störende Besuche erklärte. Kein wahres Wort daran. Es war wieder ein schönes Buch, in dem ich herumkroch wie eine Fliege in der Zuckerdose, und ich konnte nicht heraus. Wenn Sie mir auf das Heiligste versprechen wollen, es gar nicht in die Hand zu nehmen an den Tagen an welchen Sie mir zu schreiben haben, will ich es Ihnen verrathen. Es heißt: Mémoires d'un cadet de famille, aus dem Englischen übersetzt, bis jetzt zwei Bände. Der Name des Verfassers steht auf dem Titel, aber ich habe ihn vergessen und das

Buch schon weggegeben. Er nennt sich Freund des Lord Byron. Der Held dieser Denkwürdigkeiten war ein Seeräuber und hat dem Lord Byron den Stoff zu seinem Corsar und den Giour gegeben. Freilich können diese Denkwürdigkeiten für eine Frau nicht so anziehend sein als für einen Mann .... Für einen Mann? O! Es ist mein Spott. Ich meine: für Männer wie wir sind; ich meine: für einen Mann wie ich bin, der glaubt etwas zu sein, weil er sich schämt nichts zu sein. Ich schwöre es Ihnen, als ich in dem Buche las, hob ich meinen Arm hoch empor und redete ihn an: Schlingel, alter Schlingel! sage mir doch, was hast du denn gethan in deinem halben Jahrhunderte? Ich saß am Kamine und starrte in die lodernde Glut. Brennen — leben! Von diesem Holze bleibt ein wenig Asche übrig, das Andere Alles geht als Rauch in die Luft. Aber dieser Rauch sammelt sich zu Wolken, diese Wolken stürzen als Regen herab der die Erde befruchtet, und so ernährt der Tod das Leben. Auch von den Menschen bleibt nur ein wenig Asche übrig, auch sein ganzes Dasein geht in Rauch auf; aber dieser Rauch wird nicht zur Wolke, er kehrt nicht zurück, er befruchtet nichts. Wo kommen nun die zahllosen, unbenutzten, ungenossenen Kräfte aller der Millionen Menschen hin, die nichts waren, die nichts werden durften? Die Erziehung

schlägt sie todt. Gut, ich weiß das; aber was wird aus ihnen nach dem Tode? Wehe, die Erziehung! Sobald ein Mensch geboren wird — gleich umstellen und umlauern ihn die Mutter, die Amme, der Vater, die Wärterin; später kömmt der Lehrer, später der Polizeimann dazu. Die Mutter bringt ein Stückchen Zucker, die Amme ein Mährchen, die Wärterin eine Ruthe, der Vater den Vorwurf, der Lehrer den Stock, der Staat seine Ketten, sein Henkerbeil. Und zeigt sich eine Kraft, rührt sich, stammelt nur eine Kraft — gleich wird sie fortgeschmeichelt, fortgepredigt oder fortgezüchtigt. So werden wir wohlerzogene Menschen, so bekommen wir schöne Talente. Wissen Sie was ein großes Talent heißt? Ein Talent ist eine große fette Gansleber. Es ist eine Krankheit; der Leber wird das ganze arme Thier aufgeopfert. Wir werden in einen engen Stall gesperrt, dürfen uns nicht bewegen, daß wir fett werden; werden gestopft mit moralischem Welschkorn und gelehrten Nudeln, und dann schnaufen wir und ersticken fast vor Moral, Gelehrsamkeit und Polizeifurcht, und dann kömmt eine alte Köchin von Regierung, betastet uns, lobt uns, schlachtet uns, rupft uns und benutzt unsere schönen Talente. Was nur an uns stirbt möchte ich wissen; ich möchte wissen, was nur der Tod an uns zu holen findet! Aber der Tod ist ein armer Hund; nichts als Knochen sein

ganzes Leben lang, selten daß ihm ein voller Mensch herabfällt.

Dieser Corsar — man kann es aus den Epochen seines Lebens berechnen, er war ein Knabe als die Seeschlacht von Trafalgar vorfiel — ist jetzt erst vierzig Jahre alt und lebt wahrscheinlich schon längst wieder in seinem Vaterlande und baut sein Feld. Ein Jahrtausend am Leben hat er schon zurückgelegt und die dreißig Jahre die er noch leben mag, sind ihm ein Desert, eine Sieste. Thaten, von welchen, eine einzige nur, das ganze arme Leben eines Menschen bereichern könnte, hat er vergessen, und jetzt in seiner Einsamkeit, da er seine Denkwürdigkeiten schrieb, war es oft eine seltene Waffe, die er erbeutet und noch besitzt, oder ein anderes Zeichen, was ihn an eine blutige Schlacht, an eine furchtbare Gefahr erinnert. Der indische Ocean, mit seinen liebeswarmen, seligen Inseln, war sein Spielplatz. Dort ist die kriegerische Sonne, deren Pfeile Niobes Töchter getödtet; dort ist das ächte Urbild der Sonne, die wir nur aus Kupferstichen kennen. Da wachsen Ananas wie bei uns die Rüben. Der Tiger beheult die Nacht, wie bei uns die Nachtigall sie besingt. Der Pfeil eines Wilden ist Morgengruß, der vergiftete Dolch eines Malaien ist Abendgruß.

Er hatte eine Liebe, ein arabisches Mädchen, **Zela**, die Tochter eines Scheiks. Einmal in der

Nacht überfiel er einen malaiischen Ort und metzelte die Einwohner nieder, sie für verübte Gewaltthätigkeiten zu züchtigen. Die Gefangenen der Malaien befreite er. Unter diesen war ein Araber, zum Tode verwundet, der ehe er verschied, die Hand seiner vierzehenjährigen Tochter in die ihres Erretters legte. Der Corsar trug sie auf seinen Schultern in sein Schiff. Sie ward sein Weib, die Mutter seiner Kinder, sie begleitete ihn auf allen seinen Seezügen, theilte alle seine Gefahren, ward sein Schutzgeist. Könnte ich Ihnen die arabische Zela schildern! Sie ist der holde Genius des Kaffes, der heiße dunkle Blick des Morgenlandes, ein Brennspiegel der Seeligkeit. Zela ist für den Geist des Corsaren, was der Kaffe für sein Fleisch. Denn ich muß Ihnen sagen, er trinkt Kaffe, wie ich auch, nur unter andern Umständen, und das hat mich am meisten geärgert und darüber bin ich roth geworden. Ich trinke Kaffe — nicht einmal des Morgens, da kann ich ihn nicht vertragen; sondern Mittags nach dem Essen, nachdem ich etwas geschlummert, um neue Kraft zu neuer Schwäche zu sammeln; ehe ich mich wieder an den Schreibtisch setze und federfuchse und schimpfe wie ein altes Weib gegen Buben, die mit Steinen nach mir werfen. Er — wenn ihn eine tolle Meereswoge in die See schleudert und die Wellen mit ihm spielen und ihn sich einander zurollen;

sein Muth und seine Stärke helfen ihm wieder empor, er wird halbtodt an Bord gebracht — er trinkt Kaffe und alles ist wieder gut. Wenn er aus sechs Wunden blutend ohnmächtig niedersinkt; der dumme Schiffs-Chirurg kömmt mit Kübeln von Arzneitränken, mit seinen Messern ihm Arme und Beine abzuschneiden — der Held schlägt die Augen auf, fordert eine Tasse Kaffe, trinkt sie und ist geheilt. Wenn — doch genug. O Schlingel! — ich. O Schlingels! — Ihr.

Samstag, den 19. Januar.

. . . . . Auf das was **** sagt, lassen Sie Acht geben. Er steht zwar ganz unten in der vornehmen Welt, aber unter der aristokratischen Sippschaft herrscht eine merkwürdige Sympathie, und wenn man aufmerksam ist, kann man oft unten hören was oben gesprochen wird und so erfahren was sie vorhaben. Es kann recht leicht sein, daß sie dießmal meine Briefe nicht verbieten, planmäßig nicht; denn aus der Polizeilumperei kommen sie nie heraus. Sie halten immer für leicht und möglich die öffentliche Meinung zu unterdrücken oder zu beherrschen, und wenn es ihnen mislingt, denken sie, sie hätten nur das rechte Mittel nicht gewählt. Das Verbot der Briefe hat nichts geholfen, jetzt denken sie die Duldung werde wirksamer sein, aber ihre Verachtung wird mir so wenig schaden, als ihr Haß.

Ich habe den Artikel in der Nürnberger Zeitung gelesen. Er ist gut gemeint; aber ich finde mich noch schwerer in diese Menschen, als sie sich in mich finden. Da heißt es wieder: es sei doch jammerschade, daß ein so geistreicher Mann, wie ich sei, und der so unendlich viel Gutes wirken könnte, so unmäßig wäre! Guter Gott! Auf wen soll ich denn wirken? Auf die Regierungen etwa? Auf

den Fürsten von Wallerstein, den Herrn von Blittersdorf, den Herrn von Nagler? Oder wohl gar auf die regierenden Fürsten, auf den Großherzog von Baden etwa, den ein Fluß über welchen eine bequeme Brücke führt von der Weltschule trennt und der nichts gelernt. Auf einen Fürsten der sein Wort gebrochen, und für die Klagen und Schmähungen seines Volkes reichlichen Ersatz in einem preußischen Generals-Titel findet und in einem artigen Briefe, den ihm sein König geschrieben? Ich soll Gehör bei Menschen suchen, die vierzig Jahre lang den Donner des Himmels überhört? Und das noch mit freundlichen Worten, mit Höflichkeit und Bescheidenheit! Meine Hofmeister sehen eine deutsche Regierung für eine alte gute Großmutter an. Sie meinen: die Großmutter hat ihre Launen, denn sie ist alt und kränklich; aber sie ist doch unsere Großmutter, wir müssen Nachsicht mit ihr haben. Nein, nein, nein, zum Teufel! nein. Nicht Großmütter, Furien sind unsere Regierungen. Ist es großmütterlich was Baiern thut, das jeden Mann von Gefühl auf die Folter einer peinlichen Untersuchung spannt, bis er bekenne, wer seine Mitfühlenden gewesen? Ist es großmütterlich, wenn die Nassauer Regierung einen Greis von siebenzig Jahren in einer Winternacht aus seiner einsamen Landwohnung reißt und ihn auf drei Jahre zu Dieben und Räubern ins Zuchthaus sperrt,

weil er in einer ausländischen Zeitung freimüthig über die Finanzen des Landes gesprochen? Ist es großmütterlich, wenn die preußische Regierung, wie sie selbst bekannt macht, Spione in Paris hält, die ihr jedes Wort der Klagen eines ihrer Unterthanen berichten? Mit des Teufels Großmutter will ich höflich sein, aber mit keiner Rabenmutter von deutscher Regierung.

Ich habe mir das oben besprochene Buch aus der Leihbibliothek noch einmal holen lassen. Der Verfasser heißt Trelawney und nennt sich „Compagnon et ami de Lord Byron.“

Ich habe nicht Zeit mehr das Blatt herunterzuschreiben; ich bin wieder durch Besuche gestört worden. Adieu.

Zwanzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 20. Januar 1833.

Meine deutsche Eselshaut ist schon wieder voll und ich muß sie aufräumen, um für die neue Woche Platz zu bekommen. Deutsche Eselshaut nenne ich die Pergamentblätter in meiner Schreibtafel, die dazu bestimmt sind, beim Zeitungslesen die deutschen Angelegenheiten zu merken. Wollte ich sie, wie ich es mit dem übrigen Europa mache, auf Papier zeichnen, müßte ich mir jeden Monat ein neues Taschenbuch kaufen. Sie sollten nur einmal das kleine gelbe Ding sehen, man glaubt es nicht wie viel Aerger hineingeht. Wenn ich das nachher in Briefen ausbreite, ist es nichts mehr; es ist dann Schaam, Zorn, Wuth, Schrecken in vieler Dinte aufgelößt. Aber auf dem Pergamente ist es die reine natürliche Leidenschaft, wie sie aus dem Herzen kömmt. Oft nur ein Wort, ein Zeichen, ein Schrei; aber beredt-

samer als die schönste lange Rede. Wenn Worte, wenn ein Ach, ein O, ein Weh zünden könnten, schleuderte ich einmal mein Taschenbuch in das verfluchte taxische Haus, daß das ganze Sünden-Register mit allen Sünden-Registratoren in Rauch und Feuer aufginge. Dort ist die Büchse der Pandora, nur ohne die Hoffnung. Doch nein, nicht ohne Hoffnung! die Hoffnung ist da, aber nicht in der Büchse; ich hoffe mehr als je. Es kann nicht lange mehr so bleiben, sie machen es zu arg. Ein Volk erträgt lange den Haß, den Zorn, den Druck, wohl auch den Spott seiner Tyrannen: aber die Verachtung — nein. Was! die Milch, das sanfte, harmlose Ding, wird sauer und gerinnt, steift sich und widersteht, wenn man sie etwas tückisch anhaucht wenn sie einer schlägt — und das stolze Blut, der edle Sohn des Körpers und der Seele, sollte sich nicht rühren, wenn freche Edelbuben in ihm herum plätschern? Es kann nicht sein, das ist nicht möglich, das ertragen sie nicht lange mehr — es ist Eisen im Blute.

Die Volkskammer in Weimar hatte die Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen beschlossen; denn was wäre selbst die Wahrheit im Verborgenen? Nur eine gefährliche Waffe mehr in den Händen der Lüge. Aber die Edelleute in der andern Kammer haben die Oeffentlichkeit verworfen, denn sie meinten in ihrer Weisheit, damit hätten noch alle Revolutionen und Repu-

bliken angefangen und alle Monarchien geendet — worin sie auch ganz Recht haben. Der Hauptmann der Edelleute, der Landesfürst, hat den Antrag der Kammer auch verworfen, mit all dem lächerlichen Hochmuthe, dessen ein kleiner deutscher Fürst nur fähig ist, mit dem ganzen Trotze, den der Schwager eines Kosaken-Kaisers sich glaubt erlauben zu dürfen. Man muß die Epistel lesen, die der Großherzog seinen getreuen Ständen vor die Füße geworfen hat! Er sagt ihnen: sie möchten ihm ja mit solchem Zeuge nicht mehr kommen, und das Volk solle ja nie in Menge etwas fordern, mit zahlreichen Bittschriften nahen; denn wenn er noch so geeignet wäre etwas zu bewilligen, und wenn es das Billigste wäre — nie würde er thun was viele, was Alle von ihm verlangten! Die Epistel schließt mit den Worten: „Wir bestätigen übrigens „sämmtlichen Abgeordneten und durch solche sämmt„lichen geliebten Unterthanen noch wörtlich die Fort„dauer unserer festbegründeten Huld und Gnade.“ Bedenke dich glückliches Volk! Sehen Sie, so spricht Göthes würdiger Zögling. Aber ich hoffe die Zeit wird bald kommen, daß wir diesen deutschen Fürstchen unsere Huld und Gnade bezeigen und bei Gott! ich hoffe, das nicht blos wörtlich.

In Hannover ist ganz das nämliche geschehen; auch dort hat die Adelskammer den Antrag der Volks-

Deputirten auf Oeffentlichkeit verworfen. Die armen Hanoveraner sind am schlimmsten daran, unter allen deutschen Völkerschaften. Sie müssen ihrem Könige vergüten was er an zwölf Millionen freier brittischer Bürger verliert; auf jeden Hanoveraner kömmt die Tyrannei von dreizehen Seelen. So ist der deutsche Adel! Nach der Juli-Revolution mußte er gezwungen ein ganzes Jahr fasten, und jetzt holt er heißhungrig die 365 versäumten Mahlzeiten nach. Wohl bekomme es ihnen! Nur daß sie sich hüten, sich nicht den Magen zu verderben, daß sie sich wohl hüten; denn wahrlich, lassen sie es zum Brechen kommen, möchte es ihnen schlimm ergehen. So ist der Adel aller Länder und Zeiten, so wird er bleiben, so lange man ihn duldet. Er ist immer so gewesen, er ist im Livius was in der Mannheimer Zeitung. Sie erkennen keinen Gott der Menschen, sie erkennen nur einen Gott der Edelleute; sie erkennen keinen Volks-Fürsten, sie erkennen im Fürsten nur ihren Hauptmann; sie erkennen kein Vaterland, der Hof ist ihr Wald, das Land eine Stätte ihrer Räuberei, das Volk ihre Leute. Im Jahr 1816 hielt der Vicomte von Castelbajac, ein restaurirter Emigrant, in der französischen Deputirtenkammer eine feurige Rede über die Wiederherstellung der Religion, durch Vermehrung der Macht und des Reichthums der Geistlichkeit. Da, im heiligen Eifer,

entwischte ihm der Ausdruck: „das Wohl des Vaterlandes“ . . . Vaterland! Er erschrack seines unwillkührlichen Verbrechens und sich entschuldigend sagte er der Kammer: „Du reste, en employant le mot patrie, je n'entends point le „mot dont on a tant abusé, qui a servi de pré„texte à tous les interêts, à toutes les passions, „et d'excuse à tous les crimes; j'entends „par patrie, non le sol où je suis atta„ché sous les honteuses lois de l'usur„pation, mais le pays de mes pères avec „le gouvernement légitime.“

— Die Freiburger Bürger hatten den Herrn von Rotteck zu ihrem Bürgermeister gewählt, aber die Badische Regierung hat diese Wahl verworfen. Nun darüber läßt sich nichts sagen, das ist etwas Bundestägliches. Die Minister hatten ihre ganze Macht gebraucht, all ihren Einfluß geübt, alle ihre Ränke spielen lassen, diese Wahl zu verhindern; sie hatten dem Herrn von Rotteck ihren eignen Candidaten entgegengesetzt, und er bekam achthundert Stimmen, und der Regierungs-Candidat nur zweihundert. Sehen sie, was die höchst- und allerhöchst weisen Bundestagsbeschlüsse für ganz unterthänigste Folgen haben. Freiburg, in dem größten Theile seiner Bevölkerung, war gar nicht liberal. Viele waren aus alten Zeiten noch östreichisch gestimmt, die meisten

waren Gegner von Rotteck und Welcker, denn die guten Bürger hatten sich von ihren Regierungs-Pfaffen weiß machen lassen, Welcker und Rotteck wären Schuld an der Sündfluth. Als ich verflossenen Sommer dort war, wohnte ich einem Abendessen von dreißig bis vierzig Personen bei. Darunter waren etwa zehen Bürger, alle übrigen waren aus dem gelehrten Stande. Man versicherte mich, ich sähe da alles beisammen was in Freiburg an Liberalismus aufzutreiben gewesen. Und wie hat sich das jetzt geändert! Das haben die Bundestags-Gesandten bewirkt, das sind die wahren Revolutionärs, die guten ächten Hambacher. Der Großherzog von Baden hätte tausendmal eher den Herrn von Blittersdorf pensioniren sollen als Rotteck und Welcker. Aber sie sind mit Blindheit geschlagen, mit einer Blindheit gegen welche die Aegyptische Finsterniß blendendes Tageslicht ist. Ich bitte Sie, thun Sie mir doch den Gefallen und fragen Sie mich in Ihrem nächsten Briefe: ob ich denn gar nichts über die Bundestagsbeschlüsse schreiben werde? Ich möchte Sie gern auslachen, das wird mich erheitern. Den vielen Narren, die seit vorigem Sommer diese Frage an mich gethan, wollte ich aus Höflichkeit nicht in das Gesicht lachen: aber mit Ihnen als meiner lieben Freundin brauche ich keine Umstände zu machen. Ich soll von den Bundestags-Beschlüssen sprechen!

Als hätte ich mich darüber gewundert, als wäre ich einer jener Thoren die das überrascht. Ich hatte die Bundestags-Beschlüsse schon ein Jahr früher gelesen, ehe sie gedruckt, ja ehe sie geschrieben waren. Habe ich denn in den Pariser Briefen von vorigem Winter nicht davon gesprochen? Doch vielleicht das nicht einmal; es schien mir so etwas natürliches, so etwas zu seyn, was sich ganz von selbst versteht.

Briefe aus Paris

1832—1833

von

Ludwig Börne.

Sechster Theil.

Paris.

Bei L. Brunet.

1834.

Als hätte ich mich darüber gewundert, als wäre ich einer jener Thoren die das überrascht. Ich hatte die Bundestags-Beschlüsse schon ein Jahr früher gelesen, ehe sie gedruckt, ja ehe sie geschrieben waren. Habe ich denn in den Pariser Briefen von vorigem Winter nicht davon gesprochen? Doch vielleicht das nicht einmal; es schien mir so etwas natürliches, so etwas zu seyn, was sich ganz von selbst versteht.

Briefe aus Paris

1832—1833

von

Ludwig Börne.

Sechster Theil.

Paris.
Bei L. Brunet.
1834.

Inhalt zum VI. Bande.

Ein und zwanzigster Brief.

Paris, Montag, den 21. Januar 1833.

Heute ist der Jahrestag der Hinrichtung Ludwig XVI. Es sind gerade vierzig Jahre. Um diesen jour funeste et à jamais déplorable, wie vorgestern die Pairskammer beschlossen, religiös würdig zu feiern, mit Gebet, Reue, Buße und Thränen, um zu zeigen wie jede Republik eine Tiger-Essenz ist, und jede Monarchie eine See von Mandelmilch und Rosenwasser — will ich Ihnen folgende lustige und herzbrechende Geschichte mittheilen: Ich habe sie aus einer französischen Schweizer-Zeitung übersetzt. Vorher aber will ich Sie daran erinnern, was ich Ihnen kürzlich einmal von den Wassersäcken der Welt geschrieben, und wie das

Fürstenthum Neufchatel, von dem Könige von Preußen beherrscht, der Wassersack der Schweitz sei. Jetzt lesen Sie.

Die Patrioten
in den
Gefängnissen von Neufchatel.

„Am 8. December des vorigen Jahrs, begab „sich Herr von Perrot, Maire von Neufchatel und „Präsident des Criminalgerichts in die Gefängnisse, „um den wegen politischen Vergehen Eingekerkerten, „die sogenannte Amnestie zu verkündigen, mit welcher „der König von Preußen, in seiner unerschöpflichen „Güte, sie zu begnadigen geruhte. Diese Magistrats„person legte den Unglücklichen einen Eid auf, nach „welchem sie auf den königlichen Scepter zu schwören „hatten: „daß sie an der Person ihrer Richter sich „nicht zu rächen suchen; daß sie keinen Groll, gegen „wen es auch sei, bewahren; daß sie ihrem Gefäng„nisse Treue hüten, und während der ganzen Zeit „ihrer Gefangenschaft kein Mittel zur Flucht ver„suchen wollen.“ Alle Gefangenen sprachen die „Eidesformel aus: nur Dubois der zum Tode ver-

„urtheilt, dessen Strafe aber in lebenslängliche Ge-
„fangenschaft mit beständiger Zwangsarbeit verwandelt
„worden war, weigerte sich zu schwören; dieser un-
„glückliche Patriot, als man ihm den Scepter vorhielt,
„erklärte, daß er sich ein solches Gelöbniß nicht
„auflegen könnte. Auf eine zweite Aufforderung
„wiederholte Weigerung, worauf der Maire befahl
„Dubois in das Gefängniß zurückzuführen."

„Fünf Minuten später, fielen auf einen Befehl
„des Maires, zwei Gensd'armes über Dubois her,
„knebelten ihn, legten ihm Handschellen an, schleppten
„ihn die Treppe herunter, zerrten ihn über den
„Gefängnißhof, und warfen ihn in ein Loch, das
„man den Käfig nennt, um vierzehen Tage, bei
„Wasser und Brod darin zu schmachten. Dieses
„Folter-Instrument, ganz genau nach dem Modelle
„desjenigen verfertigt, das der Cardinal de la Belue,
„auf Befehl Ludwig XI. ersonnen, ist ein Käfig von
„ohngefähr fünf und einem halben Fuß ins Gevierte,
„in dem man weder sitzen noch stehen kann, und in
„einem alten Thurme des Gefängnisses angebracht.
„Der Unglückliche, den man hineinsperrt, muß sich
„auf dem Stroh, das man ihm unterlegt nieder-
„krümmen. Der Käfig ist aus starken Eichenbohlen
„gezimmert, empfängt nur ein wenig Licht durch die
„Fensteröffnung einer innern Thüre, und das blos
„wenn eine äußere Thüre von Eisen, die den Eingang

„des Thurms schließet, geöffnet wird. Im Sommer „kann der Unglückliche, den man in dieses Loch sperrt, „es noch aushalten! aber im strengen Winter wird „es unerträglich, da die Luft von allen Seiten ein„dringt. Auch wurde der unglückliche Dubois, „nachdem er die Folter des Winterfrostes acht und „vierzig Stunden ausgehalten, von dem Gefängniß„Wärter in dem erschrecklichen Zustande eines er„frornen Menschen gefunden. Er hatte keinen Puls „mehr und war steif wie eine Leiche. Der Kerker„meister entsetzte sich über die Folgen dieser kanni„balischen Grausamkeit, eilte fort, Decken und „warme Speisen zu holen, und bemühte sich mit „Hülfe seines Sohnes, das unglückliche Schlacht„opfer in das Leben zurückzurufen. Gleich darauf „setzte er den Maire von den Folgen seines barbari„schen Befehls in Kenntniß. Dieser ließ Dubois „in sein altes Gefängniß zurückbringen und forderte „ihn von neuem auf den verlangten Eid zu leisten. „Der Gefangene mußte sich in sein schmachvolles „Schicksal finden, doch bei sich wohl begreifend, „daß ein solcher abgefolteter Eid nur Wort und „Wind sei.“

„Dieses ist die genaue Darstellung von der „Lage des unglücklichen Dubois, die uns einer „seiner Leidensgenossen, der glücklicher als er, nach „Verlauf seiner Strafzeit, das Gefängniß verlassen

„durfte, mitgetheilt hat. Eidgenossen! Nach solchen „Schandthaten dürfen wir nicht mehr allein die „Henker von Modena und Lissabon verwünschen. „Die Preußisch-Neufchateller Zwerg-Tyrannen, haben „sich zur Höhe jener zu erheben gewußt. Das „sind die Qualen, welche unsere Brüder in den „Gefängnissen von Neufchatel, und alle die, welche „die würdige Regierung dort noch hineinführen kann, „täglich zu erdulden haben! Berner! das ist das „Schicksal, welches jeden Augenblick Meuren bedroht. „Und im Herzen der Schweiz mit seinen milden „und patriarchalischen Sitten, und im Herzen der „republikanischen Schweiz werden solche monarchisch-„aristokratische Schandthaten geduldet!

Und warum sie nicht dulden, wenn sie aus so guten lieben Händen kommen? Der preußische Staat ist der glücklichste der Welt, er hat die allerbesten Schulen. Dort wird das Volk gründlich zum constitutionellen Leben erzogen; in den Schulen muß die Freiheit von der Pike auf, vom a b c an dienen. Sie halten jetzt schon am a, b ab; im zwanzigsten Jahrhunderte kommen sie an das b, a ba und nach eben so viel Jahrhunderten als das Alphabet Buchstaben hat, werden die Reichsstände zusammengerufen. Was mich aber an dieser schönen Geschichte von dem Menschenkäfig am meisten ergötzte, war der Scepter, dieses heilige Kreuz worauf man

schwören ließ. Das ist ein Seitenstück zur Buße vor dem Bilde des Königs von Baiern. Die Despotie in Deutschland wird täglich orientalischer, romantischer, sie funkelt wie Smaragden und Rubinen. Man glaubt den Calderon, oder ein Mährchen aus tausend und einer Nacht zu lesen. Es kömmt noch dahin, daß man die Angeschuldigten kleiner Ketzereien in ein Krystall-Gefängniß sperren wird, oder sie zur Buße mit nackten Füßen auf Perlen wird gehen lassen — und daß man die Angeschuldigten großer Ketzereien, an einen Galgen von Sandelholz hängen wird.

— Schwamm herbei! Die erste Seite der deutschen Eselshaut ist sauber; jetzt zur zweiten. Ein Eßwaarenhändler in München „a l'honneur de prévenir la haute noblesse et le respectable public." daß er frische Trüffeln bekomme. Es ist das Erstemal, daß ich so etwas in französischer Sprache lese und es nimmt sich ganz gut aus. Aber nicht gut nimmt es sich aus, daß das verehrungswürdige Publikum so entsetzlich einfältig ist, so etwas zu dulden. Das verehrungswürdige Publikum sollte sich vereinigen, bei keinem Handelsmanne etwas zu kaufen, der die Frechheit hat in seinen Ankündigungen besonders von dem hohen Adel zu sprechen. Möchten sie doch endlich einmal zur Besinnung, endlich einmal zum Bewußtsein ihrer Macht

kommen! Möchten sie doch endlich begreifen lernen, daß die Sitten mächtiger sind als die Gesetze, und daß nur die Gesetze in den Ständen des Adels sind, die Sitten aber in den Ständen des Volks! Wären die Sitten nicht mächtiger als die Gesetze, es stünde heute schlimm in Frankreich mit Freiheit und Gleichheit. Es giebt keinen entscheidenden Tag, es giebt kein Schlachtfeld, keinen großen Sieg der Freiheit. Ist eine Seite der Geschichte herabgeschrieben, werden die Zahlen addirt, und diese Summe nennt man eine Revolution. Fällt das Buch wieder in die Hand des Feindes, glaubt er die Revolution vernichtet zu haben, wenn er jene Summe nicht als Transport auf die neue Seite setzt. Er meint die Rechnung von vorn anzufangen, er merkt nicht, daß die alte Rechnung fortgeht — er ist ein Esel. Aber seid Ihr keine Esel! Ihr werdet nie etwas zu addiren bekommen, wenn ihr nicht täglich aufschreibt, Brüche zu Brüchen, Zahlen zu Zahlen gestellt. Es giebt nur Minuten, nur kleine Händel, kleine Zänkereien der Freiheit. Spottreden, Epigramme, Prügel, Ohrfeigen, Thüre hinaus, Treppe hinunter werfen. Aber jeder Tag hat vier und zwanzig Stunden, jede Familie hat fünf Seelen, und Ihr glaubt es nicht was fünf Seelen in vier und zwanzig Stunden verrichten können, wenn sie ernstlich und immer wollen . . . . . Du verehrungswürdiges

Frankfurter Publikum — warum bist du denn so gar einfältig, dich in deinem Concertsaale auf die Hinterstühle zu setzen, und dem hohen Adel die Vordern zu überlassen? Thut das nicht, setzt euch selbst mit euren Weibern und Töchtern vorn hin. Zwar weiß ich wie viel es einem bescheidenen Manne kostet, sich in einen öffentlichen Kampf mit der Eitelkeit einzulassen; aber es soll auch nicht Einer allein, alle Bürger sollen sich zugleich hervorstellen. Und werdet ihr auch verbannt, bringt der guten Sache das Opfer. Seid nicht demüthig, seid nicht blöde, seid nicht schwach. Eure Demuth ist ihr Hochmuth, eure Blödigkeit ist ihre Frechheit, eure Schwäche ist ihre Stärke. Geht jede Stunde einen Schritt, aber geht diesen Schritt jede Stunde und ihr werdet bald an das Ziel gelangen.

— „Göttliche Gerechtigkeit wie — lange noch wirst du deine Blitze schlafen lassen?" Sie glauben vielleicht ich hätte das gesagt? O nein, es steht im frankfurter französischen Journale und wird bei einer, ich weiß nicht mehr welcher, Gelegenheit ausgerufen, wo die Fürstenschaft oder der Adel irgend eine Schleppe bekommen. Das Wort ist schön, aber die ganze hohe deutsche Bundesversammlung, mit allen ihren Excellenzen, Grafen und Baronen, mit allen ihren Legationsräthen und Gesandtschafts-Sekretairen, mit dem großen

Heere ihrer besoldeten Zeitungsschreiber, hatte so etwas Schönes nicht sagen können, sie mußte sich erst einen Franzosen dazu kommen lassen. Der verstehts! Er spricht wie wir, er macht unsere Stimme nach, er meint Gott wäre blind und harthörig wie der Patriarch Isaac, werde seinem spitzbübischen Sohn Jakob für seinen Erstgebohrnen halten und ihm seinen Segen geben. Wahrhaftig es gefällt mir, daß sie selbst die schlafenden Blitze der Gerechtigkeit aufwecken!

Dritte Seite. Noch einmal Preußen. Prussia for ever. Die Preußische Regierung, wie jede germanischen Ursprungs — es ist des Tacitus wegen — besoldet Spione in Paris, um dort auf ihre geliebten treuen Unterthanen etwas Acht zu geben. Dagegen läßt sich nichts sagen, keine Monarchie kann der Spione entbehren, man lebt so lange man kann. Warum haben Republiken, warum haben Nordamerika, die Schweiz, die freien deutschen Städte keine Spione? Weil dort die Regierungen nicht zu befürchten brauchen, daß ihre Bürger einmal den Verstand verlieren und ihre freie Verfassung gegen einen Fürsten vertauschen möchten. Die Bewohner einer Monarchie aber wünschen sich einen Freistaat sobald sie zu Verstande kommen; je vernünftiger sie also werden je mehr Spione braucht ein Fürst. Das ist also ganz in der Ordnung.

Außerordentlich ist es aber, eine sehr außerordentliche Naivität, daß eine Regierung es eingesteht und drucken läßt, sie treibe Spionerie, wie es die Preußische gethan.

Da ist ein gewisser Traxler in Cöln, ein königlich Preußischer Paradiesvogel, ich meine: einer der Seeligen im Preußischen Paradiese, das so herrliche Rüben und Schulen hat — der ließ etwas in einem Pariser Blatte von der Seeligkeit aller Rheinpreußen drucken und von ihrer Anbetung gegen die Mark Brandenburg. Die preußischen Behörden entdecken den Namen des Spaßvogels und sperrten den Traxler in einen Käfig. Ein Gefängniß ist die beste Widerlegung aller Sophismen, es ist die wahre Schule der Logik. Der Temps (darin standen die Artikel) fragte: wie denn die Preußische Regierung ohne Verletzung des Briefgeheimnisses ihren Correspondenten habe entdecken können? Der Preußische Advokat antwortete: Briefe öffnen! Pfui! so etwas erlaubt sich seine Herrschaft nicht; aber „den klugen Maasregeln unseres Gouvernements „ist es zuzuschreiben, daß man endlich durch Ver„mittlung eines Agenten der Pariser Poli„zei, die Originalbriefe des Traxlers und „mehrere von andern ähnlichen unnützen Gesellen, „für Pariser ultraliberale Blätter bestimmt, erhielt.... „Der deutlichste Beweis, mit welchem Ver-

„trauen diese Radicalreformers und Lügenver-
„breiter unsere Regierung verehren, daß sie
„nicht Scheu trugen ihre Correspondenzen frank
„und frei durch die Post an die vollständigen
„Adressen der Zeitungs-Büreaus abgehen zu
„lassen . . . . . Nur von Traxlers Briefen
„wurde bis jetzt erst Gebrauch gemacht, die andern
„sind wohl noch aufgespart zur gelegenen
„Zeit . . . . . Die Landesgesetze dürften dies
„wahrhaft verbrecherische Treiben leicht als lands-
„verrätherisch betrachten und eine Strafe be-
„stimmen, welche als Warnung für ähnliche Brief-
„steller, der Strenge und des Ernstes nicht entbehren
„wird."

Unnütze Gesellen, Lügenverbreiter — das ist der Oden-Styl monarchischer Begeisterung; mit dem wollen wir nicht rechten; der Preußische Correspondent als er so schrieb, kam vielleicht eben vom Tische. Wir wollen uns an die Prosa halten. Die klugen Maasregeln der Preußischen Regierung sind bewunderungswürdig! Der große Friedrich mit seinen herrlich blauen Augen stand vor mir, aber ob er lachte oder weinte, konnte ich nicht unterscheiden; denn schnell verhüllte er sich das Gesicht, als ich von seinen Enkeln erzählte . . . Als einen Beweis der Verehrung, als ein Zeichen des Vertrauens sieht es die Preußische Regierung an,

wenn ihre Unterthanen sie nicht für so niederträchtig halten, daß sie die Briefe öffne! So sind alle Monarchien. Jede monarchische Rgierung will für jedes Unrecht, mit welchem sie ihre Unterthanen verschont, gelobt sein; dann soll man ihre Gerechtigkeit preisen. Jedes Gut, das sie ihren Unterthanen nicht raubt, will sie als Geschenk betrachtet wissen, wofür man Dank schuldig sei. Wenn sie den Bürgern erlaubt, jedem so gut er es versteht, den Weg seines Glückes zu verfolgen, seinem Wohlstande nachzugehen, wenn sie ja einmal nicht hindert, rühmt sie sich, Wohlstand über das Land zu verbreiten und die Selbsthuldigung nimmt kein Ende. Das ist wörtlich wahr. War doch neulich in einem Russischen Zeitungsartikel zu lesen: „Die Polen hatten alle ihre moralischen und „physischen Kräfte der Regierung zu verdanken, „die sie schmählich verriethen, ob sie ihnen gleich „die Mittel verschafft hat, mit denen ein „achtmonatlicher blutiger Krieg geführt ward.“ Wenn ein unglückliches Volk, nachdem es die Tyrannei ausgesogen, noch so viel Kraft behielt, sich der Tyrannei zu widersetzen, wird ihm das als Verbrechen, als Undank angerechnet! Nichts haben sie den Polen übrig gelassen; aber um für die Freiheit zu kämpfen braucht es keiner andern Waffe, als der Liebe zu ihr.

Ist das nicht artig, wenn der Preußische Advokat sagt: nur den Traxler habe man einstweilen vorgenommen, die andern gleichschuldigen Pariser Correspondenten werden zur gelegenen Zeit aufgespart? Das ist Gerechtigkeit! Sie sind wohl noch nicht fett genug die Andern? Ihr verwahrt sie wohl für eueren nächsten Freiheits-Schmaus? Und: die Gesetze — dürften — leicht — eine Strafe bestimmen — die des Ernstes nicht entbehren wird! Also das Gesetz ist Richter, das Gesetz wird bestimmen! O mein Friedrich!

Mittwoch, den 23. Januar.

. . . . . Schicken Sie mir Ihre Sachen, ich werde nicht grob sein, wenigstens diese Woche nicht mehr, ich bin ganz erschöpft.

Ich freue mich, daß dem *** meine Briefe so gut gefallen. Ich will auch auf die Jugend wirken; wir Alten sind keines Punkts auf dem i der Freiheit würdig. Grüßen Sie ihn herzlich von mir und seine Frau, und sie sollen der *** mehr Zucker in den Thee werfen, damit sie nicht so sauer spreche. — Glauben Sie ja keinem, der sagt ich wäre kein Gelehrter; das ist boshafte Verläumdung.

Zwei und zwanzigster Brief.

Paris, Freitag den 25. Januar 1833.

Wenn ich nur den bösen Zauber begreifen könnte, der die Italiener hier verhindert, den Don Juan gehörig zu Stande zu bringen. Man spielte ihn vor einigen Tagen wieder und ich habe mich gelangweilt wie immer. Es ist Mozarts Musik; aber ohne ihren Geist. Es ist die nämliche Gestalt, Haltung, Farbe; aber ohne Leben. Es ist eine Wachsfigur, es ist gemaltes Feuer. Ich wollte unser Guhr käme einmal hierher und suchte dem ungläubigen Orchester etwas Religion beizubringen.

Als ich gestern über den Boulevard St. Antoine, der jetzt Boulevard Beaumarchais heißt, spazieren ging, sah ich mir genau drei Häuser an, die nicht weit von einander liegen. Ich sah hinein, hinauf und da es alle drei Eckhäuser sind, machte ich die Runde um sie, ganz wie ein Dieb, der kund-

schaften will, auf welche beste Art er in der Nacht einsteigen könnte. In diesen Häusern wohnten einst berühmte Menschen. Solche verödete Wohnstätten rühren mich mehr als die Gräber auf dem Kirchhofe. Dort war früher nichts und jetzt lebt da der Tod, es ist eine Art Geburt. Hier aber war früher alles, und jetzt ist das Leben todt, da ist die wahre Vernichtung. Und welches Leben war in diesen Häusern! Alle Lust und aller Schmerz des Daseins; alle Weisheit und alle Thorheit des Lebens; Reichthum, Armuth, die Freuden der Jugend, die Leiden des Alters, Witz, Geist, Aberglaube, Philosophie, Edelmuth, Gaunerei, Freundschaft, Treue und Verrath, aristokratische Verderbniß und demokratische Wuth, zwei Jahrhunderte und beide verraucht, und das ganze Paradies und die ganze Hölle, die zwischen der glücklichen und unglücklichen Liebe siegen. Jetzt wird in allen drei gemeine Krämerei getrieben!

In dem ersten Hause hat Cagliostro gewohnt. Es sieht etwas labyrinthisch und theatralisch aus und ist ganz geeignet zu einem Schauplatze für Geisterbeschwörungen, Goldmacherei, Somnambulistischen Spuk und andere Täuschungen. Göthes aristokratische Verstocktheit und beispiellos enge Hofbeschränkung wurden mir durch nichts klarer als durch die falsche Ansicht, unter welcher er das Leben des

Cagliostro und die Halsbandgeschichte betrachtete. Er sah sie als revolutionaire Erscheinungen, als die ersten Blitze an, mit welchen das Weltgewitter begann. Und sie waren gerade das Gegentheil: das helle Aufflackern einer verlöschenden Zeit. Cagliostro's Treiben war eine Parodie der monarchischen Taschenschauspielerkunst. Ganz wie er, zu gleichen Zwecken und mit gleichen Mitteln, haben die Fürsten aller Zeiten, die Völker aller Länder betrogen, so oft wegen unzureichender Macht die List nöthig geworden. Die Halsbandgeschichte war die Sittenverderbniß aller Höfe, nur daß sie hier zum erstenmale öffentlich geworden. Freilich wenn wahr ist, was neulich die Monteskikelchen an der Ilm und der Saale, die edlen Ritter des Thüringer Waldes, die Großherzoglich-Sachsen-Weimar-Eisnach-Moskowitsche Adelskammer behauptet: Daß Oeffentlichkeit der Anfang aller Revolutionen gewesen — dann war die Halsbandgeschichte wohl eine revolutionaire Erscheinung. Aber an wem die Schuld, wenn keine Monarchie die Oeffentlichket ertragen kann?

Das andere Haus gehörte einst der Ninon de l'Enclos, der schönen Magdalene — ohne Reue — die alle die unendliche Barmherzigkeit Gottes erschöpfen muß, wenn er ihr so viel vergeben will als sie geliebt hat. Ihre Zeitgenossen wunderten sich, daß sie

noch im höchsten Alter Bewunderer gefunden. Wie würden diese erst erstaunen, wenn sie heute lebten, und sähen, daß noch jetzt, nachdem Ninon länger als hundert Jahre todt ist, noch jeder Mann von Gefühl sie liebt? Es ist ein großer Streit unter den Gelehrten, in welchem Alter Ninon zum letzten male glücklich gewesen, ob in ihrem siebenzigsten oder in ihrem achtzigsten Jahre. Ich glaube aber weder das eine noch das andere; denn sie war neunzig Jahre alt als sie starb. Chesterfield fragte einmal eine Dame von vierundsiebenzig Jahren, in welchem Alter die Frauen zu lieben aufhörten? diese erwiederte: Mylord, das weiß ich nicht, Sie müssen eine ältere fragen. Ninon's Haus hat drei Seiten, die nach drei verschiedenen Straßen gehen. Vorn nach dem Boulevard ist eine Hofmauer, vielleicht früher eine Gartenmauer, die zwei Pavillons verbindet. Den einen garstig roth angestrichen, verunziert eine Weinschenke der gemeinsten Art. Zu dem andern, höher auf einer Terrasse gelegen, der einen Balkon hat, davon herunter zu springen, führt von der Straße aus eine kleine, holde, anliebelnde Treppe, so eng, daß in dunkler Nacht ein gehender und ein kommender Liebhaber sich unmöglich hätten ausweichen können. Doch für solche Fälle war gesorgt. Auf der entgegengesetzten Seite nach einer andern Straße, hat das Haus noch eine Thüre. Da ist der Haupt-

Eingang, das Thor. Jetzt hängt eine Tafel davor: Apartement à louer. Wie würde Ninon darüber lachen, wenn sie das läse. Ein nicht-möblirtes Apartement, also nur jahrweise zu vermiethen. Sie hat ihr Haus oft genug vermiethet; aber die längste Miethzeit war nicht länger als ein Tag unserer Antipoden. Das Haus hat ungewöhnlich viele Fenster, welche die ganze Höhe der Zimmer einnehmen, und von denen jetzt mehr als die Hälfte vermauert sind. Diese vielen Fenster gehören zu dem Nachruhme der Ninon. Sie heuchelte nicht; in welchem Zimmer, in welchem Winkel sie auch war, es konnte ihr jeder Nachbar in das Herz sehen. Sie war so edel, daß, sobald ein Mann ihre Gunst erhielt, er das Recht ihr ein Geschenk zu machen auf immer verlor. Edel und doch gestorben — wie traurig! Aber es sterben auch gewöhnliche Menschen, die nichts haben als das Leben, und das ist noch trauriger.

Das dritte Haus war das von Beaumarchais. Dieses suchte ich eigentlich auf, die andern sah ich nur im Vorübergehen. Ich hatte eine Wallfahrt dahin gelobt, als ich einige Tage vorher im Theater Français, Figaro's Hochzeit aufführen gesehen. Das Haus liegt oder lag vielmehr am Ende des Boulevards und am Eingang der Vorstadt

St. Antoine, sehr bezeichnend als Grenze zwischen Monarchie und Republik, wie Beaumarchais selbst eine war. Das Haus, der Garten, einst zu den Merkwürdigkeiten von Paris gehörend,. die jeder Fremde zu sehen eilte, sind verschwunden. Nur die Gartenmauern stehen noch, hoch, mit Frazenmäulern zum Abflusse des Wassers versehen; es scheint der Garten lag auf einer Terrasse. Auch noch ein Lusthäuschen hat sich erhalten, von launischer Bauart, einen reichen Besitzer verrathend. Ich trat in den geräumigen Hof. Dieser umschließt jetzt ein neues Gebäude zur Salzniederlage bestimmt. Salz — Beaumarchais — es ist ein Erbe der seiner nicht ganz unwürdig ist. Beaumarchais gehörte zum Salze seiner Zeit Unser heutiges Leben hat kein Gewürz mehr, es ist wie ein Kinderbrei. Auch ist jetzt die Menschheit ein Kind, das in die Schule geht. Nichts trauriger als eine solche Zeit der Entwickelung und der Lehre, wie die unsere und die schon ein halbes Jahrhundert dauert. Man ist da immer entweder zu jung oder zu alt. Ist man zu jung, ist man gedankenlos und die Zeit geht einem verloren; ist man zu alt, ist man sorgenvoll und man geht selbst verloren In der ganzen französischen Geschichte, war das achtzehnte Jahrhundert gewiß das glücklichste für alle genußliebenden Menschen, Philosophen und Müssiggänger. Wer aber von je-

nen Menschen, beim Ausbruche der Revolution, sich und die Freiheit verstanden, hätte sich unter den Trümmern der Bastille müssen begraben lassen. Auch unter den Ehen, welche die Liebe geschlossen, giebt es Glückliche, wenn auch selten; aber wer die Freiheit geheirathet, nachdem er sie als Jungfrau geliebt, ist immer unglücklich. Natürlich. Die Wehen der Zeiten kommen nach den Geburten und man erkauft die Vater- und Mutterfreuden nicht mit Angst und Schmerzen, sondern man bezahlt sie damit, nachdem man sie schon genossen. Beaumarchais war nicht so glücklich einen Tag nach der Monarchie zu sterben. Er lebte lange in die Revolution hinein, hörte ihre Versprechungen, erfuhr ihre Täuschungen, dann starb er und sah ihre Erfüllungen nicht mehr.

Es ist merkwürdig, wie aller Geist der Menschen nichts hilft, wenn der Geist der Zeiten sich ändert. In einer Nacht war Beaumarchais ein Dummkopf geworden; in einer Nacht hatte er allen seinen schönen Muth, seine Klugheit, seine Gewandtheit, seine sonst so unerschütterliche Festigkeit verloren.

Mit dem Kriege des Lebens hatten sich die Rüstungen des Lebens geändert, und die Revolution

fand Beaumarchais wie im Schlafrocke. Wie wäre es erst Voltaire ergangen, der so viel waffenreicher als Beaumarchais, sich so viel wehrloser gefühlt hätte! Sie kennen Beaumarchais als Schriftsteller, aber wissen vielleicht nicht, daß er einer der größten und thätigsten Geschäftsmänner, einer der unternehmendsten Köpfe, einer der feinsten Hofleute und gewandtsten Weltleute gewesen, und daß er in allen Verlegenheiten, in allen Gefahren des geselligen und bürgerlichen Lebens, immer den größten Muth und eine bewunderungswürdige Geistesgegenwart gezeigt. Sein Abentheuer mit Clavigo in Spanien ist durch Göthe bekannt geworden; aber erst gestern habe ich aus seinen hinterlassenen Briefen erfahren, wie er einst ganz allein in einem Walde bei Nürnberg von Räubern angefallen worden, und, ob zwar schwer verwundet, sich durch seine Unerschrockenheit und Tapferkeit gerettet hatte, nachdem er einen der Räuber niedergestoßen, die andern verjagt. Er war zugleich ein Ouvrard und ein Voltaire. Durch seine kühnen und glücklichen Handelsunternehmungen ward er einer der reichsten Männer von Frankreich. Im Amerikanischen Freiheitskriege, machte er den Insurgenten, im Einverständnisse mit der französischen Regierung, große Waffenlieferungen. Da gab es nun, wie immer bei solchen Unternehmungen, Kapereien, Schiffbrüche, verzögerte oder verweigerte Bezahlungen.

Beaumarchais, durch seine Gewandtheit, wußte aus allen diesen Verwicklungen sich zu seinem Vortheile zu ziehen. Nun, dieser nämliche Beaumarchais zeigte sich in der Revolution unerfahren wie ein Kind, feige wie ein deutscher Stubengelehrter. Er unternahm auch für die revoultionaire Regierung, Gewehrlieferungen; verlor aber nicht allein sein Geld, sondern fast auch seinen Kopf darüber. Früher hatte er es mit Ministern einer absoluten Monarchie zu thun. Die Cabinetsthüren solcher Großen schließen und öffnen sich jedem leicht und sanft, der Schlösser und Angeln zu ölen versteht. Später hatte es Beaumarchais mit ehrlichen, das heißt mit gefährlichen Leuten zu thun; das wußte er nicht zu unterscheiden und ging zu Grunde darüber.

Man hörte, daß er im Auslande Waffen aufkaufte, und er kam in Verdacht, dieses für Rechnung der Feinde zu thun; das Gerücht verbreitet sich im Volke. In einer Nacht stürmten die Vorstädter, Racheglühend, sein Haus. Sie schrien, es wären Waffen darin versteckt. Beaumarchais flüchtete sich in Todesfurcht. Das ganze Haus wurde umgekehrt, die Erde des Gartens wurde tief aufgewühlt; man fand nichts. Besonders die Weiber des heiligen Antonius waren wie rasend. Man hat sie oft die Furien der Revolution genannt; aber nein, sie

waren die Rachefurien der Monarchie, sie kamen hinter der Sünde. Die Feinde der Freiheit möchten gern die Strafe für das Verbrechen erscheinen lassen. Die angstzitternden Diener Beaumarchais, waren im Hause zurückgeblieben und konnten später ihrem Herrn von dem Hergange erzählen. In dem reichen und vollen Hause wurde nichts entwendet, auch nicht von dem Werthe eines Pfennigs. Kein Glas Wein wurde angenommen, die Wuthentbrannten löschten ihren Durst mit Wasser. Der zerlumpte Kerl, der die Rotte anführte, erklärte es würde jeder niedergestochen, der nur etwas anrühre.

Eine Frau hatte im Garten eine Nelke abgebrochen; sie bekam dreißig Ohrfeigen, und wäre beinahe im Springbrunnen ersäuft worden. Als Beaumarchais den andern Morgen in sein Haus zurückkehrte, war er erstaunt, alle seine Schätze wiederzufinden. Er war erstaunt — so wenig verstand er die Revolution, er der doch selbst dreißig Jahre daran gearbeitet! Er starb 1799 in seinem siebenzigsten Jahre, bei ungeschwächter Kraft des Körpers und des Geistes; nur seine Heiterkeit hatte er verloren. Ein Freund, der ihn noch wenige Stunden vor seinem Tode, ohne das geringste Zeichen von Uebelbefinden gesehen, äußerte die Vermuthung, er möchte sich freiwillig das Leben geraubt haben. Beaumarchais sagte ihm beim Scheiden: „Ich bin

nicht neugierig mehr" . . . Und wo sich dieses alles begab, wo solch eine Welt von Leben lebte, wird jetzt Kochsalz verkauft! Ich bin gestört worden sonst hätte ich Ihnen noch von der Aufführung des Figaro gesprochen. Aber ich thue es in meinem Nächsten.

Samstag, den 26 Januar.

. . . . . Nun, das ist schön, daß Sie mir nachkommen und von meiner Weisheit zu erfahren wünschen, was von den türkischen Angelegenheiten zu halten sei. Seit acht Tagen suche ich das mit aller Macht zurückzustoßen. Ich habe schon an Europa schwer zu tragen und jetzt soll ich gar noch den Orient auf mich laden! Das halte ich nicht aus. Und daß Sie es nur wissen: mir hat der Zorn der Götter, das böse Geschick, oder wie man es nennen will, jetzt eine Herkules-Arbeit zugeworfen, die alle meine Kraft verzehrt. Ich schreibe Ihnen ein andermal davon; die Geschichte ist merkwürdig, aber weitläufig. Nur so viel in der Kürze: Die eilfte Plage Aegyptens ist über mich gekommen; ich habe seit einiger Zeit die Pflicht, eine junge schöne Frau, fast noch ein Kind, die vor einigen Monaten geheirathet hat, in ihrer schrecklichen Eifersucht über eine erträumte Geliebte ihres Mannes zu beruhigen, und sie nennt mich alle fünf Minuten ihren respectable ami. Augen, roth und naß vor Liebe, und ich bin ihr ein respectable ami, ein Schnee-

mann, an dem sie ihren heißen Schmerz abkühlen will! Braucht es da noch des halben Mondes um mich rasend zu machen? Ich verwünsche Sonne, Mond und Sterne und die ganze dumme Astronomie, die mich zum respectable ami gemacht. Doch genug für heute.

Drei und zwanzigster Brief.

Paris, Samstag, den 26. Januar 1833.

In der Hochzeit des Figaro spielte die alte Mars die Susanna. So etwas kann mich zugleich betrübt und zornig machen. Wenn ausgezeichnete Menschen, von ächten und anerkannten Verdiensten, sich solche kleine Eitelkeiten erlauben, was bleibt dann der Gemeinheit übrig? Sechszig Jahre ist sie alt und übernimmt eine Rolle, für die man schon im dreißigsten nicht jung genug mehr ist. Eine Frau, welche die seltene glückliche Natur einer Ninon hätte, könnte vielleicht in ihrem sechszigsten Jahr noch eine Susanne seyn; aber eine spielen — niemals. Und was mir am schlimmsten schien, war: daß die

Mars besonnen genug blieb, ihr Vermögen zu berechnen, und aus Furcht es zu übersteigen, es nicht einmal zu erreichen wagte. Sie stand nun da in ihrer edlen Art, wie eine betagte Königin und wagte, besorgt die Majestät ihrer Würde oder ihres Alters zu verletzen, nicht die kleinste jugendlich heitere Bewegung, die sich doch selbst eine betagte Königin zuweilen erlauben dürfte. Sie hatte so eine vornehme Haltung, daß die Gräfin als Kammermädchen neben ihr erschien, und es war ganz wunderlich zu sehen, wenn die Dienerin saß und die Gebieterin neben ihr stand. Wenn Figaro oder der Page ihr einen Kuß raubte, ließ sie es geschehen, wie ein Spalier von dem Knaben eine Birn abreißen. Diese Nachsicht, die freilich ein gebildetes Publikum überall mit einer beliebten Schauspielerin hat, finde ich kaum löblich. Gewiß ist es für Menschen von Gefühl eine rührende Vorstellung, sich zu ihrem Vergnügen eine Künstlerin bemühen zu sehen, die einst ihre Väter entzückt hat. Aber wir müssen auch an unsere Kinder denken, und aus Dankbarkeit für den Genuß den unsere Eltern gehabt, nicht den Enkeln den Genuß entziehen. Wenn, wie es an vielen Orten geschieht, eine Schauspielerin eine jugendliche Rolle zwanzig Jahr zu lange behauptet, so werden dadurch die jungen Künstlerinnen in ihrer Ausbildung zurückgehalten, und oft stirbt darüber ein ganzes Theaterge-

seine Schmerzen, seine Genesung, seinen Arzt und seine Gesundheit vergessen. Jener Figaro, jenes große Zeughaus voll Spott, Tadel, Witz, Humor und Satyre, daß einst eine Welt gegen eine Welt bewaffnete, was ist aus ihm geworden? verschmähtes Kinderspielwerk; das erwachsene Volk hat keine Freude mehr daran. Wo sonst der Sturm des Beifalls tobte, da war es still; man klatschte nicht, man lächelte kaum. 1785 kam das Stück auf die Bühne, 1789 wurde es unter freiem Himmel aufgeführt. Beaumarchais hatte die Möbels der Monarchie mit zarter Pfauenfeder leicht abgestäupt; fünf Jahre später zerschlug die Nationalversammlung die Möbels, und bald stürzte das leere Haus zusammen. Staub ist die Schminke jeder alten Monarchie; den fort, und man sieht ihre Runzeln, ihr garstiges Pergament, und sie wird ein Spott der Jugend.

Figaro's Hochzeit war eine Welt-Komödie, bildete Epoche in der großen und majestätischen Geschichte Frankreichs. Und kömmt mir einer und kauderwelscht von Demagogen, von Volksverführern, von Zeitungsschreibern, von Lügenverbreitern, von Revolutios-Fabrikanten: so will ich ihm beweisen, bis er roth wird, daß Ludwig XIV. indem er die Aufführung des Tartüffe, und Ludwig XVI. indem er die Aufführung des Figaro gestattete — jener der Geistlichkeit, dieser dem Adel die erste Wunde beigebracht,

und daß es also zwei französische Könige gewesen, welche die französische Revolution herbeigeführt. Denn Adel und Geistlichkeit sind die beiden Enden des Balancier-Baumes der Fürsten, da jede Regierung die nicht auf dem Boden des Volkes ruht, jede monarchische Regierung nur Seiltänzerei ist; fort die Stange, Plautz der König!

Und hierin ist wieder etwas, das meine deutsche Hoffnung bis zur Unsichtbarkeit entfernt, und meine Ungeduld und Verzweiflung vermehrt. Wir haben keinen Figaro auf der deutschen Bühne, wir werden nie einen bekommen, denn man wird nie seine Aufführung erlauben. Und kömmt einmal die Zeit, daß man zu einem solchen Stücke keine Erlaubniß mehr gebraucht, braucht man auch das Stück nicht mehr. Um gerecht zu sein, muß man sagen: die Könige aus dem Hause Bourbon hatten Alle etwas königliches; in einer verdorbenen Zeit gingen ihnen Gerechtigkeit und Menschlichkeit nie ganz verloren; der Hof hatte sie, sie hatten nicht den Hof verdorben, und sie blieben immer die besten unter den Hofleuten. Um gerechter zu sein muß man sagen; der französische Adel des achtzehnten Jahrhunderts war gebildet, geistreich, von milden Sitten und weit entfernt von dem düstern Hochmuthe des deutschen Adels. Darum aber weil sie so gewesen, sahen sie die Revolution nicht kommen und gingen ihrem Ver-

schlecht aus, das die bedeutendsten Rollen nie auf neue würdige Art darstellen sah.

Aber wie viel strenger noch als es geschehen hätte ich die Mars beurtheilt, hätte nicht eine gewisse Ehrfurcht meinen Tadel bescheidener gemacht. An dem nämlichen Tage, da man Figaro aufführte, war es aus den Zeitungen bekannt geworden, daß die Mars von einem ihrer ehemaligen Liebhaber unvermuthet eine Erbschaft von vierzigtausend Franken Renten gemacht habe. Das Geld ist der wahre Cothurn, die Mars kam mir zuweilen erhaben vor. Diese Erbschaftsgeschichte ist sehr merkwürdig und voller Moral und Philosophie; sogar etwas Religion kömmt darin vor. Sollten Sie vielleicht in der Zeitung diese Geschichte nicht gelesen haben, schreiben Sie mir es, ich erzähle sie Ihnen dann. Damit Sie aber während der vierzehn Tage die darüber hingehen werden, keine üble Meinung von der Mars hegen, will ich Ihnen gleich erklären, was hier unter Liebhaber zu verstehen sei. Der alte Herr der unsere Susanna zur Erbin eingesetzt, war ihr Liebhaber, wie man keinem Bettler wehren kann, der Liebhaber jeder Königin zu sein. Er hatte sie, aber sie hatte ihn nicht lieb. Sie gab ihm kein Gehör und nie Zutritt in ihr Haus. Aber ein edler Mann rächt sich für weibliche Grausamkeit nie anders, als durch ein Geschenk von vierzig tausend Franken Renten.

Die Rolle des Figaro wurde von Monrose ganz unleidlich dargestellt. Dieser Monrose ist sonst einer der besten Schauspieler des Theater Français, besonders ausgezeichnet in den spitzbübischen Bedienten der Stücke Molieres. Aber eben die metallene Gefühllosigkeit und Unverschämtheit jener spitzbübischen Bedienten wußte er nicht los zu werden, und Figaro's Geist, Grazie und Sentimentalität verstand er nicht aufzufassen, oder verstand sie nicht darzustellen. Die Melodie seines Spiels und Beaumarchais Worte, paßten gar nicht zusammen. So war diese Aufführung eine der langweiligsten die man sich denken kann, und was die Unlust noch vermehrte, war die Schläfrigkeit des Publikums, dessen rege Theilnahme durch Lob und Tadel eigentlich die Pariser Komödie so anziehend macht. Doch eben diese Apathie der Zuschauer interessirte mich auf eine andere Art und beschäftigte mich den ganzen Abend. Man besucht einen Freund in seiner Krankheit oder in den Tagen seiner Wiedergenesung, da hört er nicht auf von seinen Schmerzen oder von seiner Erleichterung zu sprechen, zu jammern oder zu lächeln; man besuche ihn vier Wochen später und frage ihn wie er sich befindet — er versteht die Frage nicht mehr. Ganz so erschien mir das heutige Frankreich, wenn ich es mit dem des achtzehnten Jahrhunderts, mit dem Frankreich Beaumarchais verglich. Es hat

seine Schmerzen, seine Genesung, seinen Arzt und seine Gesundheit vergessen. Jener Figaro, jenes große Zeughaus voll Spott, Tadel, Witz, Humor und Satyre, daß einst eine Welt gegen eine Welt bewaffnete, was ist aus ihm geworden? verschmähtes Kinderspielwerk; das erwachsene Volk hat keine Freude mehr daran. Wo sonst der Sturm des Beifalls tobte, da war es still; man klatschte nicht, man lächelte kaum. 1785 kam das Stück auf die Bühne, 1789 wurde es unter freiem Himmel aufgeführt. Beaumarchais hatte die Möbels der Monarchie mit zarter Pfauenfeder leicht abgestäupt; fünf Jahre später zerschlug die Nationalversammlung die Möbels, und bald stürzte das leere Haus zusammen. Staub ist die Schminke jeder alten Monarchie; den fort, und man sieht ihre Runzeln, ihr garstiges Pergament, und sie wird ein Spott der Jugend.

Figaro's Hochzeit war eine Welt-Komödie, bildete Epoche in der großen und majestätischen Geschichte Frankreichs. Und kömmt mir einer und kauderwelscht von Demagogen, von Volksverführern, von Zeitungsschreibern, von Lügenverbreitern, von Revolutios-Fabrikanten: so will ich ihm beweisen, bis er roth wird, daß Ludwig XIV. indem er die Aufführung des Tartüffe, und Ludwig XVI. indem er die Aufführung des Figaro gestattete —' jener der Geistlichkeit, dieser dem Adel die erste Wunde beigebracht,

und daß es also zwei französische Könige gewesen, welche die französische Revolution herbeigeführt. Denn Adel und Geistlichkeit sind die beiden Enden des Balancier-Baumes der Fürsten, da jede Regierung die nicht auf dem Boden des Volkes ruht, jede monarchische Regierung nur Seiltänzerei ist; fort die Stange, Plautz der König!

Und hierin ist wieder etwas, das meine deutsche Hoffnung bis zur Unsichtbarkeit entfernt, und meine Ungeduld und Verzweiflung vermehrt. Wir haben keinen Figaro auf der deutschen Bühne, wir werden nie einen bekommen, denn man wird nie seine Aufführung erlauben. Und kömmt einmal die Zeit, daß man zu einem solchen Stücke keine Erlaubniß mehr gebraucht, braucht man auch das Stück nicht mehr. Um gerecht zu sein, muß man sagen: die Könige aus dem Hause Bourbon hatten Alle etwas königliches; in einer verdorbenen Zeit gingen ihnen Gerechtigkeit und Menschlichkeit nie ganz verloren; der Hof hatte sie, sie hatten nicht den Hof verdorben, und sie blieben immer die besten unter den Hofleuten. Um gerechter zu sein muß man sagen; der französische Adel des achtzehnten Jahrhunderts war gebildet, geistreich, von milden Sitten und weit entfernt von dem düstern Hochmuthe des deutschen Adels. Darum aber weil sie so gewesen, sahen sie die Revolution nicht kommen und gingen ihrem Ver-

derben entgegen. Unsere Fürsten und unsere Edelleute spotten jetzt über solche Verblendung und überheben sich ihrer eigenen Weisheit. Sie mögen spotten. Wenn sich ein Erdbeben naht, das wittert der tiefsinnigste Naturforscher nicht; aber die Hunde werden gleich unruhig und heulen.

Es ist noch etwas Anders was die deutschen Verhältnisse so mißlich macht, weil es der Freiheit ihre besten Waffen raubt: die Kunst und die Wissenschaft. Unsere Gelehrten, Schriftsteller und Dichter haben keinen Zutritt in die höhern Stände; weil unser hochmüthiger und geistloser Adel sie zugleich verachtet und fürchtet. Und geschieht es selten einmal; daß man sie nicht zurückstößt, sind sie blöde und unbeholfen, weil sie arm sind, und sie den Muth und den Stolz nicht gewinnen können, den nur die Unabhängigkeit giebt. Beaumarchais, der Sohn eines bürgerlichen Uhrmachers, seinen Geist zum Passe, den damals kein Minister, keine Exzellenz, kein Edelmann das Visa zu verweigern die Unverschämtheit hatte, drang durch seine Gewandheit bis zu den Stufen des Thrones vor, und erhob sich zu einem der reichsten Männer Frankreichs. Als Figaro erschien, sagte man: es habe dem Dichter weniger Geist gekostet das Stück zu schreiben, als es auf die Bühne zu bringen. Was hat Beaumarchais nicht Alles gethan und geduldet, um seinen Zweck zu er-

reichen! Unser Raupach hielte solch ein schleichend Nervenfieber keine vier Wochen aus. Zuerst las Beaumarchais seine Komödie in allen Salons, Boudoirs und Kabinetten vor und bettelte sich einen Reichthum von den schönsten, mächtigsten und galantesten Stimmen zusammen. Die Kabale war umgarnt, ehe sie sich dessen versah. Dann legte er das Stück der Prüfung von neun verschiedenen Censoren vor, die es Alle einer nach dem andern prüften, und nach den vollzogenen Aenderungen, die sie zur Bedingung machten, genehmigten. Aber noch standen hohe Berge von Hindernissen im Wege. Beaumarchais wandte sich an die Minister und bat, sie möchten ein Tribunal von Akademikern, Censoren, Schriftstellern, Welt- und Hofleuten errichten, die das Lustspiel lesen und prüfen möchten. Das geschah. Es wurde gelesen, geprüft, berathschlagt, wieder verbessert und endlich genehmigt. Er war noch weit vom Ziel. Da wandte er sich an den König. Dieser beschloß, zu besserer Prüfung das Stück auf einem Hoftheater vor einem Ausschusse von Zuschauern, an welchen nichts mehr zu verderben ist, spielen zu lassen. Der Tag der Aufführung war schon bestimmt, die Zuschauer waren eingeladen, die Schauspieler angekleidet, die Lichter brannten, die Straßen waren mit Equipagen bedeckt — da kommen neue königliche Skrupel, und es wurde Alles

wieder abbestellt. Endlich kam der Krönungstag jener Beharrlichkeit und Figaro betrat die Bühne.

Der Grund ihrer Widersetzlichkeit den damals die Gegner Beaumarchais anführten, oder der Vorwand den sie gebrauchten, war weniger die politische Bedeutung der Komödie, als ihre sittliche Ausgelassenheit. So urtheilten leichtsinnige Franzosen. Aber ein nordischer Fürst der damals in Paris war, eine deutsch-solide, edelmännische Natur, die zu abgehärtet in jeder Tugend ist, um das verbuhlte Lüftchen eines unsittlichen Wortes nur zu fühlen, fand gleich den wahren gefährlichen Punct auf. Der König von Schweden der damals in Paris war, sagte zu Maria Antoinette: „cette comédie n'est pas indécente, mais insolente," Er meinte die Keckheit, mit welcher darin die Schwächen der Regierungen und des Adels verspottet wurden. Der weise Fürst hatte es genau errathen. Sechs Jahre später lernte er in seinem eignen Lande die Bescheidenheit des Adels, der Unverschämtheit des Bürgerstandes gegenüber, kennen und schätzen. Auf einem Hof-Maskenballe, unter fröhlich rauschender Musik, unter Tanz, Scherz und Lachen, umwölkt von dem Dampfe des Punschnapfs, fiel Gustav III. meuchelmörderisch von den Händen seines treuen und insolenzwidrigen Adels. Gift, Dolch, Kugel und Schnur, sind freilich bescheidenere Wege als Figaro's Monologen, eine Re-

gierung zurecht zu weisen. Heinrich IV., Gustav III., Paul I. fielen von edlen Mörderhänden; kaum ein Land das nicht einen Fürsten gehabt, der das Racheopfer des Adels oder der Geistlichkeit geworden. Aber solche Tage sind keine jours funestes et à jamais déplorables, die man bei jedem Wiederkehr mit Trauer und Buße begeht. Wenn Adel und Pfaffheit einen König meuchelmorden, so ist das ehrwürdiger Richter Spur; wenn aber, wie es nur zweimal geschehen nach tausendjähriger Geduld, ein Volk seinen König richtet, ist das schnöder Meuchelmord, ein jour funeste et à jamais déplorable! Das sagen Adel und Geistlichkeit, die ihre Privelegien klug zu wahren wissen.

Dienstag, den 29. Januar 1833.

Ein Abbe Chatel in Paris hat seit der letzten Revolution eine neue Kirche unter den Namen Eglise catholique française primaticale gegründet. Sie erklärt sich unabhängig von dem Papste und führt nach und nach wichtige Verbesserungen in die Glaubenslehre und den Gottesdienst ein. Die Anhänger dieser Kirche vermehren sich täglich. Kürzlich wurde darin eine musikalische Messe zum Andenken Moliere's, Talma's, Philipp's der Raucourt und aller andern Schauspieler und Schauspielerinnen gefeiert, welchen zur Zeit ihres Todes, die katholische Kirche ein christliches Begräbniß verweigert hatte. Der Teufel mag sich freuen über eine solche späte Genutthuung, mich macht das immer toll. Die Freunde und Anverwandte Moliere's und der Andern, jetzt selbst todt — erfahren sie denn von der heutigen Wiederherstellung giebt sie ihnen Trost, lindert sie den alten Schmerz den sie gefühlt, als die ewig tückische und Liebe heuchelnde katholische Kirche, die Leiche eines guten Menschen beschimpfte und hinaus in den Koth der Gasse warf? Jetzt kommen sie und das ist mein ewiger Jammer! Seit drei Jahrhunderten

peinigen sich die Völker ab, ihre unwissenden und entarteten Fürsten und Regierungen zur Weisheit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit zu erziehen, und jetzt sitzen wir schon da Jahrhunderte lang in Schmerzen und Ungeduld, sehen den Schneckengang der Ausbildung mit an und schmachten und dulden, bis es der lieben Jugend, die uns beherrscht endlich einmal gefallen wird, lesen zu lernen im Buche der Weisheit und Gerechtigkeit und sich die ersten Grundsätze der Sittenlehre einzuprägen. Man sage nicht das Volk wäre einverstanden gewesen mit der Excommunikation der Schauspieler; das war es nicht, wenigstens nicht im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Ob es zu Molieres Zeit noch so tief stand, weiß ich nicht, doch ich zweifle; doch wäre es auch gewesen — wann hat sich denn je Ludwig XIV. um die Stimme und Meinung des Volks bekümmert? Es hätte ihm nur ein Wort gekostet und keiner hätte zu murren gewagt, wenn Moliere auch mit dem Gepränge eines Papstes wäre beerdigt worden. Jede Thorheit, jeder Aberglaube des Volkes, wenn sie dazu dienen, die Tyrannei der Fürsten und die Macht der Regierungen zu verstärken, wird geachtet und geliebkoset; da ist des Volkes Stimme, Gottes Stimme. Wenn aber die öffentliche Meinung das Gute, das Gerechte will, verspottet man sie, und verlangt sie mit Beharrlichkeit, antwortet man ihr mit Flinten-

schüssen! Die Unverschämten! Man höre doch wie sie jetzt über neue Ereignisse, wo dumme verführte Völker Tyrannei begehren, sprechen, wie sie ihrem Bruder Sultan Mahmud und ihrer Schwester der Königin von Spanien, den Text lesen. Was! Ihr trotzt dem Volke? Ihr wollt ihm liberale Institutionen aufdringen, die es verabscheut? Ist das menschlich, ist das gerecht, ist das königlich? Könnt Ihr das vor Gott und seinen Propheten verantworten? Das Volk ist gut, das Volk ist weise, das Volk ist gerecht, das liebe Volk weiß immer was es will, was ihm gut ist; das Volk ist das Land; das Volk ist Alles. Wer es mit dem Volke verdirbt geht zu Grunde. . . .

So reden sie. Hat doch neulich Euer monsieur Durand in Frankfurt, der französische Advokat des deutschen Bundes, als er von der mißlichen Lage des Sultans sprach, ausgerufen: ces réformes répugnaient à son peuple, et c'est de son peuple qu'il aurait besoin aujourd'hui." O mein sehr weiser, mein sehr bundestäglicher Herr Durand — wenn sie wieder einmal den Berg Sinai hinaufsteigen, wenn sie wieder eine Zusammenkunft mit Egeria haben, wenn ihnen Mahomeds Taube wieder einmal in das Ohr flüstert, dann fragen Sie doch Ihr Orakel: wie es denn mit den Reformen wäre, welche die Bundestagbeschlüsse dem Widerwil-

len des deutschen Volkes aufgedrungen, und ob nicht eine Zeit kommen könnte, wo dieses üble Folgen hätte? Lassen Sie an dem Thore des taxischen Hauses, an den Pallästen des Königs von Baiern, des Großherzogs von Baden, des Großherzogs von Darmstadt, des Kurfürsten von Hessen, und aller übrigen weintrinkenden Sultane Ihre goldenen Worte mit goldenen Buchstaben in Marmor graben: „ces réformes répugnaient à son peuple, et c'est de son peuple qu'il aurait besoin aujourd'hui.“ Unten drunter lassen Sie einstweilen 183... setzen; die vierte Jahreszahl und der Monatstag, sind dann schnell hinzugethan.

Mittwoch, den 30. Januar.

Ein Professor Wolf in Jena, sagt in seinem Buche über die schöne Litteratur: „Börne hat es in „seiner letzten Zeit mit dem Publikum verdorben „durch seine Briefe aus Paris, weil er den Spaß „zuweit trieb und die Menge zu beschränkt war um ein- „zusehn, daß jene Uebertreibungen wirklich nichts sind, „als etwas grober und zu Zeiten unziemlicher Spaß." Dieser unbeschränkte Wolf ist auch einer von unsern Leuten, die es in der christlich deutschen Bildung bis zur blonden Philisterei gebracht. Einer der einmal eine Ohrfeige bekam, fragte: mein Herr ist das Spaß oder Ernst? — völliger Ernst. — Nun das ist Ihr Glück, denn solchen dummen Spaß kann ich nicht ertragen. — Der schrankenlose Professor, wenn er jetzt meine neuen Briefe liest, wird auch sagen: Nun das ist sein Glück, daß er Alles für Ernst erklärt, denn solchen dummen Spaß können wir nicht vertragen. Adieu!

Vier und zwanzigster Brief.

Paris, Donnerstag den 31. Januar 1833.

Berenger, die Nachtigall mit der Adlerklaue, hat wieder gesungen. Gestern wurde ein neuer Band Lieder von ihm ausgegeben. Ich hatte noch nicht Zeit sie zu lesen; aber in meinem nächsten Briefe schreibe ich Ihnen darüber und dann schicke ich Ihnen das Buch durch die erste Gelegenheit.

Ein Reisender der aus Deutschland kam, hat mir meine Briefe geliehen, die hier immer noch nicht angekommen sind. Der erste Band kam mir unbedeutend vor, im zweiten habe ich einige gute Sachen gefunden! Es scheint, daß ich im Januar und Februar am meisten Verstand habe. Das kann aber

nicht immer so gewesen sein; denn in einem dieser Monate habe ich Sie einst kennen gelernt. Als Conrad das Buch liegen sah, rief er aus: „Sind „das Ihre neuen Briefe! Das wird wieder große „Freude im Lande sein.“ Schöne Freude! In der Münchner Hofzeitung soll stehen: wenn Deutschland noch einen Galgen übrig hat, verdiente ich wegen meiner radikalen Niederträchtigkeit daran gehangen zu werden. Ich werde mich aber um das Hofpöbel-Geschwätz und um das ganze monarchische Gesindel nicht mehr bekümmern. Nicht die geringste Lust habe ich ein Wunder zu wiederholen und meine Rezensenten zum zweitenmal aus dem Tode zu erwecken. Friede sei mit ihren Gebeinen. Einmal war nöthig, aber einmal ist auch genug.

Uebermorgen wird im Theater der Porte-St.-Martin, ein neues Drama von Victor Hugo aufgeführt. Ich war eben dort mir einen Platz zu nehmen; es war aber keiner mehr zu haben. Schon auf acht Tage hinaus sind alle Plätze bestellt. So ungeschickt bin ich immer, ich komme jedesmal zu spät, und seit ich Paris besuche, ist es mir noch niemals gelungen einer ersten Vorstellung beizuwohnen, welche immer die interessanteste ist. Das wird besonders diesmal der Fall sein; denn wegen der Ver-

folgung die Victor Hugo neulich von den Ministern zu erdulden hatte, werden seine Freunde und die Feinde der Regierung gewiß Rache zu nehmen suchen. Ohne dies spielt das neue Drama in dem Hause Borgia, diesem bekannten Italienischen Fürstengeschlechte, dessen Blut von der Sünde schwarz geworden war. Da werden Dichter und Zuhörer dem monarchischen Prinzip wohl wieder etwas auf den Fuß treten. Das unglückliche monarchische Prinzip! Aus Angst und Verzweiflung, daß man ihm einen Theil seiner Schätze geraubt hat, packt er sich gleich Molieres Geizigen, an der eignen Brust und schreit: halt den Spitzbuben! Mein Geld heraus! So weh thut ihm keiner seiner Feinde, als er sich selbst thut. Sie werden aus den Pariser Zeitungen halb errathen haben, welche neue Thorheiten und Schändlichkeiten die Regierung wegen der Herzogin von Berry begangen hat. Sie schickte zwei hiesige Aerzte nach Blaye. Daran wäre nun weiter nichts auffallendes gewesen, da die Legitimisten selbst laut gejammert hatten, die Berry sei krank und würde dem dortigen Klima unterliegen. Aber die Minister des Königs — es kam darauf an, die Geburt des Herzogs von Bordeaux verdächtig zu machen — ließen drucken: die Aerzte hätten eine ganz besondere wichtige Sendung, sie hätten den Auftrag

einen Punkt der gerichtlichen Medizin in das Reine zu bringen. Darauf schreiben die legetimistischen Blätter von Gift, sprachen von Vergiftung. Natürlich war das Verläumdung. Die Aerzte kamen von Blaye zurück und die Legitimisten, diese dummen Pfaffen des monarchischen Prinzips, erzählten den wahren Hergang der Sache, wie sie ihn zu wissen glaubten. Die Aerzte wären verlegen, schamroth, stotternd vor der Herzogin erschienen und hätten kein Wort hervorzubringen gewußt. Sie aber, wie es der Wittwe eines Märtyrers, der Mutter des Wunderkindes gezieme, wäre stolz vor die armen Doktoren hingetreten und hätte erhaben, erhaben, sehr erhaben über alle weiblichen Schwächen, ihnen selbst den Mund geöffnet und gesagt: „Ich weiß, „warum Ihr gekommen; jetzt seid Ihr hier, jetzt untersucht Ihr alles gehörig, und nicht eher sollt Ihr „das Zimmer verlassen, bis Ihr alles gehörig untersucht habt. Man soll wissen, woran man ist:" Die medizinischen Richter untersuchten alles gehörig und fanden alles gehörig, und gingen darauf mit rother Stirne fort. Mich ärgert die Geschichte. Jetzt wird nun Jarke mit dem ganzen monarchischen Trosse frohlockend ausrufen: „Seht Ihr, seht Ihr, was von einer repräsentativen Verfassung herauskömmt, welche schöne Folgen Oeffentlichkeit und

Preßfreiheit haben? Hat man in einem Lande das nicht mit der Preßfreiheit verflucht ist, je von der Mütterlichkeit einer Prinzessin Wittwe reden gehört?“ Ganz Recht hat Herr Jarke. In solch einem glücklichen Lande erfährt man dergleichen nie. Nichts ist abschenlicher und furchtbarer als die Preßfreiheit; sogar einer fürstlichen verwittweten Unschuld kann sie einen bösen Leumund machen.

Was das elend kranke monarchische Prinzip immerfort an sich kurirt! wahrhaftig man muß Mitleid mit ihm haben. Da es sieht, daß ihm Aerzte und Apotheker nicht helfen können, nimmt es zu alten Weibern seine Zuflucht, und gebraucht sympathetische Mittel. Vorgestern war ein Ball bei Hofe und da erschienen mehrere Damen „die presque jolies et „à peu près jeunes“ waren, zum allgemeinen Erstaunen mit Puder in den Haaren, und gekleidet nach der Mode aus der tugendhaften Zeit der Regentschaft. Die königliche Familie überhäufte diese tugendhaften gepuderten, loyalen, monarchischen, fast schönen und ungefähr jungen weiblichen Köpfe, mit Gunstbezeugungen aller Art. Der Herzog Decazes machte ihnen den Hof im Namen der Camarilla. Thiers sagte ihnen im Namen der Doktrinairs die schönsten Schmeicheleien. Im Namen des diplomatischen Corps überreichte ihnen der päpstliche Nuncius Confect und

Eis. Herr Pasquier im Namen der Pairs, erklärte diesen Tag für einem jour heureux et à jamais mémorable. Aber im Namen des Volks wurden sie von allen übrigen ausgelacht. Von Thiers wundert es mich, da er doch eine Geschichte der französischen Revolution geschrieben und wissen mußte, daß Mirabeau und Robespierre sehr gepudert waren und daß Madame Rolland eine steife Schnürbrust getragen. Den andern Tag schickten drei Gesandte Couriere an ihre Höfe und man glaubt, dieser Puder werde sehr viel zur Schlichtung der Belgischen Angelegenheit beitragen, weil die heilige Allianz an dem ernsten Willen Louis Philipps, das reine monarchische Princip herzustellen und die ungepuderte und ungeschminkte Preßfreiheit zu vertilgen, nun nicht länger mehr zweifeln könnte.

Aus Spanien blüht uns wieder eine neue Hoffnung entgegen. Es ist dort in mehreren Provinzen eine bedeutende Revolution ausgebrochen; zwar eine Carlistische, aber die hilft auch. Sie unterscheidet sich von einer liberalen nicht mehr als Kreuz-Aß von Herz-Aß; der Werth ist der nämliche und die Farbe des Trumpfes kann allstündlich ändern. Auf keine Weise ist zu fürchten daß sich die Spanier in den Schlaf protokolliren lassen. Eine diplomatische Con-

ferenz verdaut nimmermehr solch ein hartes Volk. Wenn das dort Bestand hat, werden wir es in Deutschland bald an den frischen Ohrfeigen spüren, die man uns geben wird, wir sind die Menins aller ungezogenen Völker — sie die Unarten, wir die Schläge.

Samstag, den 2. Februar.

Die Hefte von Rießer mögen Sie mir schicken. Was ich früher von ihm gelesen, deutet auf ein vorzügliches Talent; aber mit seinem Journale ist es ein großer Mißverstand. Wer für die Juden wirken will, der darf sie nicht isoliren; das thun ja eben deren Feinde, zu ihrem Verderben. Was nützt ein eignes Journal für die Juden? Ihre Freunde brauchen es nicht, denn sie bedürfen keiner Zusprache; ihre Gegner nehmen es gar nicht in die Hand. Um ihnen zu helfen, muß man ihre Sache mit dem Rechte und den Ansprüchen der allgemeinen Freiheit in Verbindung bringen. Man muß nur immer gelegentlich, unerwartet von ihnen sprechen, damit der ungeneigte Leser gezwungen werde sich damit zu beschäftigen, weil es auf seinem Wege liegt. Ich meine auch, es wäre auf diese Weise leichter die Juden zu vertheidigen, jedem der keine blinde Liebe für sie hat. Ich habe oft und warm für sie gesprochen! hätte ich sie aber isolirt, wäre mir die Gerechtigkeit gar zu sauer geworden. Es scheint, Rießer möchte die Nationalität der Juden gewahrt sehen. Aber die Nationalität der Juden ist auf

eine schöne und beneidenswerthe Art zu Grunde gegangen; sie ist zur Universalität geworden. Die Juden beherrschen die Welt, wie es ihnen Gott verheißen; denn das Christenthum beherrscht die Welt, dieser schöne Schmetterling, der aus der garstigen Raupe des Judenthums hervorgegangen. Die scheinbeherrschte Menge, hier und dort, mag das verkennen, aber der denkende Mann begreift es. Die Juden sind die Lehrer des Cosmopolitismus, und die ganze Welt ist ihre Schule. Und weil sie die Lehrer des Cosmopolitismus sind, sind sie auch die Apostel der Freiheit. Keine Freiheit ist möglich, so lang es Nationen giebt. Was die Völker trennt, vereinigt die Fürsten; der wechselseitige Haß, der die Einen trennt und schwach läßt, verbindet die Andern zu wechselseitiger Liebe und macht sie stark. Die Könige werden Brüder bleiben und verbündet gegen die Völker, so lange ein thörichter Haß diese auseinander hält. Auch die Edelleute sind stark, weil sie kein Vaterland kennen. Deutsche! Franzosen! Ihr zumal, Schiedsrichter der Welt, laßt euch nicht länger thöricht von euren Herrschern zum wahnsinnigen Patriotismus entflammen. Weil man euere Vereinigung fürchtet, soll wechselseitiges Mißtrauen euch ewig getrennt halten. Was sie als Vaterlandsliebe preisen ist die Quelle eures Verderbens. Verstopft sie, werfet Kronen und Scepter

und zerschlagene Throne hinein, und ebnet den Boden mit dem Pergament-Schutte eures Adels. Dann bringt die Freiheit, Ihr Deutsche dem Norden, Ihr Franzosen dem Süden, und dann ist überall wo ein Mensch athmet euer Vaterland, und Liebe eure Religion.

Sie sind neugierig? Das ist merkwürdig. So etwas habe ich von einem Frauenzimmer nie gehört. In Diderots Encyclopädie, in der von Krünitz im Conversationslexicon, in der Biographie universelle, im Bayle, in der großen englischen Weltgeschichte, im Büffon, in der Bibel, im Koran, in meinen gesammelten Schriften, in keinem dieser Werke ist auch nur ein Wort zu finden das auf die Existenz weiblicher Neugierde hindeutet. Es ist die merkwürdigste Entdeckung seit der Sündfluth. Aber es thut mir leid, ich muß Sie schmachten lassen. Aufrichtig zu sprechen, es ist etwas in dieser Geschichte, daß ich nicht mittheilen darf. So habe ich reiflich zu überlegen, wie ich sie Ihnen erzählen soll, ohne etwas hinzuzulügen, und doch zugleich zu verschweigen, was geheim bleiben muß. Die halbe Wahrheit zu sagen, das ist eine künstliche Drechslerarbeit; ganz zu lügen ist viel leichter. Uebrigens kann ich Sie versichern, daß die Geschichte gar nicht so romantisch ist, als Sie sich vielleicht vorstellen. Ich habe mehr wissentschaftliches als Kunstinteresse

daran, und wäre ich nicht so wißbegierig, hätte ich mich schon längst dabei gelangweilt, doch das kann ich Ihnen mittheilen, daß jetzt die Tochter nicht mehr allein eifersüchtig ist, sondern auch die Mutter, und daß erstere mich seit vierzehn Tagen nicht mehr respectable nennt, sondern aimable; einmal sagte sie sogar adorable. Ich weiß nicht was sie mit mir vor hat, aber sie adelt mich in einem fort. Bald wird ihr nichts mehr übrig bleiben, als mich exécrable zu nennen. Jetzt schmachten Sie ruhig fort und lassen Sie sich durch nichts stören. Es wird nicht lange dauern — vier Wochen, sechs Wochen, vielleicht zehn, höchstens ein Jahr oder anderthalb.

Fünf und zwanzigster Brief.

Paris, Montag, den 4. Februar 1833.

Berangers neue Lieder haben nicht das jugendliche Herz der frühern, in welchem reines Quellblut sprudelte. Wir aber die den Dichter lieben, lesen sie wieder frisch. So blühen verwelkte Blumen neu auf, wenn man sie in warmes Wasser stellt. Beranger fühlt es selbst, daß er schwächer geworden; aber er sagt: nicht sein Alter allein, sondern auch der Ernst der Zeit, hätte seine Sangesweise schwer und nachdenklich gemacht. Mir aber scheint, daß seine Verachtung nicht mehr ausgereicht für die Verächtlichkeit, sein Spott nicht mehr für die Lächerlichkeit der jetzigen Machthaber und ihres Treibens und

daß darum sein sonst so siegsfroher Kampf alle Freudigkeit verloren. Er hat die Gedichte Lucian Bonaparten zugeeignet, der ihn einst in seiner Jugend von der Armuth rettete und ihm wieder forthalf. Die Worte der Zueignung sind würdig und rührend. Da sagt er unter andern: J'ai toujours penché à „croire qu'à certaines époques les lettres et les „arts ne doivent pas être des simples objets de luxe.“ Das mögen sich unsere deutschen gelehrten Zeug-Fabrikanten und unsere poetischen Goldarbeiter merken, die, in der Schule Göthes gebildet, ihre Wissenschaft und Kunst und ihr edles Gewerbe herabzuwürdigen glauben, wenn sie je auf etwas anders als auf neue Erfindungen für die Lust der Reichen und Vornehmen sinnen, wenn sie je an etwas anderm, als an Kronen und Ordenssternen arbeiten. In der Vorrede sagt Beranger: das wären seine letzten Lieder und er wolle den Rest seines Lebens verwenden, die Denkwürdigkeiten seiner Zeit aufzuschreiben. Diese Drohung braucht uns keine Sorge zu machen; Dichter und Liebende schwören oft falsch.

„Das Glück der Menschheit war der „Traum meines Lebens.“ Hätte Beranger nur das nicht gesagt! Das sagen ja eben die Andern auch, die das Glück der Menschheit nicht wollen. Sie spotten: Ihr träumt, Ihr schwärmt! Nein, es ist kein Traum; aber freilich wenn man schläft ist alles

Traum. Schlummert nicht, wachet auf! Es giebt jetzt zehntausendmal mehr glückliche Menschen, als es vor vierhundert Jahren gab. Aber gewiß lebten damals auch Dichter und Philosophen, welche von dem Glücke der Menschheit träumten, und gewiß wurden sie von den Weltleuten auch verhöhnt wegen ihrer Schwärmereien. Und doch ist alles besser geworden, und ohne Zweifel übersteigt die Wohlfahrt der heutigen Welt, weit die Hoffnung jener Gutgesinnten, weit die Furcht jener Schlechtgesinnten. Was hat sich geändert? Hat das Glück der Menschheit sich vermehrt? Nein. Die Summe des Glücks ist immer die nämliche, nur kömmt es darauf an wie sie vertheilt ist. In jenen frühen Jahrhunderten war alles Land und Gut, aller Reichthum und alle Lust des Lebens, waren alle Waffen zur Vertheidigung der Güter des Lebens in alleinigem Besitze der Edelleute und alle Kunst und Wissenschaft und göttliche Erkenntniß waren Eigenthum der Geistlichkeit. Sie hatten alles, wußten alles, konnten alles; das Volk war arm, dumm und wehrlos. Der Frühling kam, der Adel und Geistlichkeit aufgelöst und da flossen Reichthum und Wissen von selbst auf das Land herab. Vollendet jetzt das Werk, mit eures Geistes, mit eurer Hände Kraft, und wartet nicht auf die Zeit die langsam zerstört und noch langsamer bildet. Die Zeit ist eine Seidenraupe; wollt ihr Seide spinnen, dürft

Ihr nicht warten, bis sich der Schmetterling entfaltet. Gott gab dem Menschen die Zukunft, daß er sie zur Gegenwart mache; aber wir sind zu faul und niederträchtig feige, daß wir die Gegenwart zur Zukunft werden lassen. Die Vergangenheit ist unsere Gegenwart, und wir Narren sind zufrieden wenn wir altbacken Brod essen. Jeder Fürst eines großen Landes verzehrt das Glück von hunderttausend seiner Unterthanen, jeder kleine Fürst nach Verhältniß noch mehr. Jede Universität macht das Land zehn Meilen in der Runde dumm. Wenige sollen Alles wissen, damit Alle nichts wissen. Unsere Gelehrten sind die Schatzmeister der Aufklärung. Diese Narren bilden sich ein, sie würden von den Regierungen gut bezahlt, damit sie den Schatz in Ruhe und Frieden genießen. O nein; man stellt sie an daß sie den Schatz wohl verschlossen halten, damit nichts davon unter das Volk komme. Mit dem allein was die Göttinger Bibliothek gekostet, könnte man in ganz Deutschland Dorfbibliotheken errichten. Wenn man dreißig Fürsten in zwanzig Millionen Bürger und Bauern, wenn man dreißig Professoren in dreißig tausend Schulmeister zerschlüge — in jedem geheimen Hofrath stecken ihrer tausend — wäre ein ganzes Volk wohlhabend, gebildet, sittlich und glücklich. Dann würde das Unglück der Menschheit, der Traum der Schlechten sein.

Wonach ich in diesen Liedern am begierigsten sah, können Sie sich leicht denken. Nach den Gesinnungen und Aeußerungen Berangers über den Zustand Frankreichs. Mit wahrer Angst suchte ich das auf; denn ich habe seit zwei Jahren oft flüstern hören: nicht aus Mangel an Stoff ließ Beranger seinen Zorn schweigen, sondern aus einem andern Mangel. Ich glaubte das halb und es machte mir Kummer Ich glaubte es — denn die schöne Zeit ist nicht mehr, wo nur die Verläumdung edle Menschen beschädigen konnte; das thut auch jetzt der Argwohn der Guten, der wie ein Rost das reinste Gold der Tugend verzehrt. Der Wein, welchen die Macht in großen Strömen fließen läßt, die Vernunft und das Herz der Welt zu überschwemmen, daß sie ihr Mitschuldige werde, hat auch viele der Edelsten berauscht und die Regierungen haben es in ihrer geheimen Scheidekunst so weit gebracht, daß sie selbst aus Rosenwasser das stärkste Gift destilliren können Dank dem Himmel, das fand ich nicht in den Liedern; ich fand aber auch nicht Alles was ich suchte. Den Stoff den ihm die Regierung Louis Philipp's angeboten, der viel schöner und reicher ist, als der der frühern Zeit, hat Beranger träge bearbeitet. Aber es giebt außer der Bestechung durch Geld, noch eine andere; die durch Worte und Schmeicheleien. Viele von den alten Freunden Be-

rangers theilen jetzt den Gewinnst und die Sünden der Macht. Es kann ihm wohl einer derselben vorgestellt haben: er möge bedenken, welchen großen Einfluß seine Lieder auf das Volk hätten und daß sie am meisten die Revolution vorbereitet. Er möge bedenken, in welcher gefährlichen Lage der König den Partheien und dem Lande gegenüber stehe — das bedenken und darum schonen. Vielleicht zeigte man ihm auch in einiger Entfernung ein Endchen von irgend einem Geheimnisse der heiligen Allianz. Da ließ sich der gute Beranger überlisten und versprach zu schweigen. Später sah er wohl ein, daß er getäuscht worden, aber er hatte einmal sein Wort gegeben.

So zielen Berangers politischen Lieder, zwar auf die Scheibe, aber nicht mehr wie früher auf das Schwarze. Das was ich in meinen vorjährigen Briefen mittheilte, la paix, und das deutlich den Stempel des Dichters trägt, ist nicht gedruckt worden. Die Minister und die Kammer und die unhandgreifliche Regierung bespöttelt er etwas in dem Liede la restauration de la chanson. In den ersten Tagen nach der Revolution hatte Beranger gesagt, „on vient de détrôner „Charles X et la chanson." Darauf bezieht sich das Lied, von welchem hier die zwei ersten Strophen folgen.

Oui, chanson, Muse ma fille
J'ai déclaré net
Qu'avec Charles et sa famille
On te détrônait.
Mais chaque loi qu'on nous donne
Te rappelle ici.
Chanson, reprends ta Couronne
— Messieurs, grand merci!

Je croyais qu'on allait faire
Du grand et du neuf;
Même étendre un peu la sphère
De quatre — vingt — neuf.
Mais point! On rébadigeonne
Un trône noirci.
Chanson, reprends ta Couronne
— Messieurs, grand merci!

Diesem Liede unmittelbar vorher geht ein anderes, dem es gleichsam als Beweis folgt. Der Minister Sebastiani wollte, so zart wie möglich, den Dichter reich machen. Er antwortete ihm in dem schönen Liede: Le refus, darin sagt er:

Qu'un peu d'argent pleuve en mon trou,
Vite il s'en va, Dieu sait par où!
D'en conserver je désespère.
Pour recoudre à fond mes goussets,
J'aurais dû prendre, à son décès,
Les aiguilles de mon grand-père.

Ami, pourtant gardez votre or.
Las! j'épousai, bien jeune encor,
La Liberté, dame un peu rude.
Moi, qui dans mes vers ai chanté
Plus d'une facile beauté,
Je meurs l'esclave d'une prude.

La Liberté! c'est, Monseigneur,
Une femme folle d'honneur;
C'est une bégueule enivrée
Qui, dans la rue ou le salon,
Pour le moindre bout de galon,
Va criant: A bas la livrée!

Aus einem philosophischen Gedichte Les Fous sind folgende schöne Verse:

Combien de temps une pensée,
Vierge obscure, attend son époux!
Les sots la traitent d'insensée;
Le sage lui dit: Cachez-vous.
Mais la rencontrant loin du monde,
Un fou qui croit au lendemain,
L'épouse; elle devient féconde
Pour le bonheur du genre humain.

Qui découvrit un nouveau monde?
Un fou qu'on raillait en tout lieu.
Sur la croix que son sang inonde,
Un fou qui meurt nous lègue un Dieu.
Si demain, oubliant d'éclore,
Le jour manquait, eh bien! Demain
Quelque fou trouverait encore
Un flambeau pour le genre humain.

Ob Sie zwar die Gedichte bald erhalten werden, habe ich mir doch die große Mühe gegeben, zwei derselben worin Beranger seine Liebe zu den Königen herrlich tönen ließ, ganz für Sie abzuschreiben. Ich weiß welche Freude es Ihnen macht in meinem armen ausgetrockneten Mühlbache wieder etwas Wasser zu sehen.

Conseil aux Belges.

Finissez-en, nos frères en Belgique
Faites un roi, morbleu, finissez-en.
Depuis huit mois, vos airs de république
Donnent la fièvre à tout bon courtisan.
D'un roi toujours la matière se trouve:
C'est Jean, c'est Paul, c'est mon voisin, c'est moi.
Tout oeuf royal éclôt sans qu'on le couve.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Quels biens sur vous un prince va répandre!
D'abord viendra l'étiquette aux grands airs;
Puis des cordons et des croix à revendre;
Puis ducs, marquis, comtes, barons et pairs.
Puis un beau trône, en or, en soie, en nacre,
Dont le cousin prête à plus d'un émoi.
S'il plait au ciel, vous aurez même un sacre.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Puis vous aurez baisemains et parades,
Discours et vers, feux d'artifice et fleurs;
Puis force gens qui se disent malades
Dès qu'un bobo cause au roi des douleurs
Bonnet de pauvre et royal diadème
Ont leur vermine: un dieu fit cette loi.
Les courtisans rougent l'orgueil suprême.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Chez vous pleuvront laquais de toute sorte;
Juges, préfets, gensdarmes, espions;
Nombreux soldats pour leur prêter main-forte;
Joie à brûler un cent de lampions.
Vient le budget! nourrir Athène et Sparte
Eut, en vingt ans, moins couté. sur ma foi.
L'ogre a diné; peuples, payez la carte.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Mais, quoi! je raille; on le sait bien en France;
J'y suis du trône un des chauds partisans.
D'ailleurs l'histoire a répondu d'avance:
Nous n'y voyons que princes bienfaisans.
Pères du peuple ils le fout pâmer d'aise;
Plus il s'instruit moins ils en ont d'effroi;
Au bon Henri succède Louis treize.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Prédiction de Nostradamus pour l'an deux mil.

Nostradamus, qui vit naître Henri quatre
Grand astrologue, a prédit dans ses vers,
Qu'en l'an deux mil, date qu'on peut débattre,
De la médaille on verrait le revers.
Alors, dit-il, Paris dans l'allégresse,
Au pied du louvre ouïra cette voix:
„Heureux Français, soulagez ma détresse;
„Faites l'aumône aux dernier de vos rois."

Or, cette voix sera celle d'un homme
Pauvre, à scrofule, en haillons, sans souliers
Qui, né proscrit, vieux, arrivant de Rome,
Fera spectacle aux petits écoliers.

Un senateur criera: „L'homme à besace!
„Les mendians sont bannis par nos lois.
„— Hélas! monsieur, je suis seul de ma race.
„Faites l'aumône au dernier de vos rois.

„Es-tu vraiment de la race royale?
„— Oui, repondra cet homme, fier encor.
„J'ai vu dans Rome, alors ville papale,
„A mon aïeul, couronne et sceptre d'or.
„Il les vendit pour nourrir le courage
„De faux agens, d'écrivains maladroits.
„Moi, j'ai pour sceptre un bâton de voyage.
„Faites l'aumône au dernier de vos rois.

„Mon père âgé, mort en prison pour dettes
„D'un bon métier n'osa point me pourvoir.
„Je tends la main; riches, partout vous êtes
„Bien durs au pauvre, et Dieu me l'a fait voir.
„Je foule enfin cette plage féconde
„Qui repoussa mes aïeux tant de fois.
„Ah! par pitié pour les grandeurs du monde
„Faites l'aumône au dernier de vos rois.

„Le senateur dira: Viens, je t'emméne
„Dans mon palais; vis heureux parmi nous.
„Contre les rois nous n'avons plus de haine:
„Ce qu'il en reste embrasse nos genoux.
„En attendant que le sénat décide
„A ses bienfaits si ton sort a des droits,
„Moi, qui suis né d'un vieux sang régicide,
„Je fais l'aumône au dernier de nos rois."

Nostradamus ajoute en son vieux style:
La république au prince accordera
Cent louis de rente, et, citoyen utile,
Pour maire, un jour. Saint-Cloud le choisira
Sur l'an deux mil on dira dans l'histoire
Qu'assise au trône et des arts et des lois,
La France en paix reposant sous sa gloire,
A fait l'aumône au dernier de ses rois.

Dienstag, den 5. Februar.

Weiber heraus! Herbei mit Stecknadeln, mit Nähnadeln, mit Haarnadeln, mit Stricknadeln, mit scharfen Zungen, mit Fischbeinen, mit Zwirnknäulen, mit Haarflechten! Es gilt eure Ehre; ich führe euch an. Die Darmstädter wollen euch den Zutritt in ihre Kammer verweigern. Sie haben euch gelästert deutsch und französisch. Sie haben gesprochen von Ariovist von Cäsar, von den Römern, von den Germanen, von Montesquieu, vom Orient, vom Occident, von den Spartanischen Frauen, von Göthe, Schiller, von den schätzbaren Winken, welche die philosophischen Schriften des Königlich-Preußischen Staatsministers Ancillon über diesen Punkt enthalten. Von Himmel und Erden, von Gott und Teufel. Sie haben gesprochen von dem dröhnenden Geheule der germanischen Weiber und wie Cäsar vier Wochen gebraucht, seine Soldaten an den Graus zu gewöhnen und wie er früher die Schlacht nicht gewagt. Zwar hat eure Sache durch eine kleine Stimmenmehrheit gesiegt; aber das hilft euch

nichts. Die Regierung dort wird euch nie in die Kammer lassen, denn sie zittert vor euch. Sie fürchtet, manchem würde euer Lächeln mehr sein als das gnädige Lächeln des Fürsten, euer Händedruck schmeichelnder als das Achselzucken eines Ministers und euer Spott gefährlicher als die Unzufriedenheit des Preußischen Gesandten. Darum sammelt euch! In Ordnung! Die Häßlichsten im ersten Gliede! Vorwärts! . . . . Was ist? Ihr zaudert? Habt ihr Furcht? . . Ja so! . . . Die Schönsten voraus! Marsch! . . . Halt! Kehrt wieder um und gehet nach Hause. Es fällt mir eben ein, daß sie Recht haben; es sind schon Weiber genug in allen deutschen Kammern.

Von den Duellen welche in diesen Tagen zwischen carlistischen und liberalen Journalisten Statt gefunden, werden Sie in den Zeitungen gelesen haben. Aber bei euch mag man wohl die Bedeutung dieses Ereignisses nicht ganz fühlen. Es war sehr wichtig, es hat die Regierung aus ihrem süßen Traum geweckt. Man dachte, das Volk wäre todt, weil es nicht mehr brüllte, und da kam mancher Esel, wenn auch zitternd, herangestolpert, um durch einen Fußtritt seine Tapferkeit und seine treue Anhänglichkeit für die doktrinäre Eselei zu beweisen. Da brüllte der Löwe wieder einmal und sie bekamen Angst. Die unverschämte Herausforderung der Legitimisten, die

doch so schwach sind wegen ihrer geringen Zahl, wurde so gedeutet: daß diese Parthei durch den geheimen Schutz der Regierung sich stark fühle. Hat doch der Minister Broglie in der Kammer erklärt, die Vertreibung Carls X., die ganze Revolution, sei keine Handlung des Rechts gewesen, sondern nichts als eine That der Gewalt, die man achten müsse, weil man müsse. So erkannte die öffentliche Meinung in dem Trotze der Carlisten nichts als die Arglist der Regierung, und sie sprach sich so stark aus, daß die Doktrine ihre Fühlhörner erschrocken in ihr Schneckenhaus zurückzog. Carrel, der Redakteur der National, der sich für die liberale Parthei hervorgestellt, ist lebensgefährlich verwundet worden. Jetzt ist er außer Gefahr. Wäre er geblieben, hätte er vielleicht ein riesengroßes Grab bekommen. Auch haben der Hof, das Ministerium und die Gesandtschaften sich öffentlich oder im Stillen, so ängstlich um das Befinden dieses Republikaners erkundigen lassen, als wäre es ein legitimer Prinz. Von den amis des droits de l'homme allein haben sich achttausend gemeldet, um, je zwanzig, es mit den Carlisten auszufechten. Ein Freund der gestern auf dem Büreau der Tribüne war, erzählte mir, die Zimmer wären alle von gemeinen Arbeitsleuten voll gewesen, die gekommen waren sich unter die Duellanten einschreiben zu lassen.

Ich billige sonst Duelle bei gewöhnlichen Beleidigungen nicht. Die sogenannte Ehre ist nichts, als die falsche Münze der Tugend, ein kindisches und nichtswürdiges Ordensbändchen, das sich der Hochmuth der Aristokratie erfunden, damit ihre Verdienstlosigkeit zu schmücken. Aber Duelle aus politischen Gründen preise ich. Man stirbt für die Freiheit so ehrenvoll in einem Zweikampfe und auf dem Schaffotte, als auf dem Schlachtfelde.

— So will ich Ihnen denn die Erbschaftsgeschichte der Mars erzählen. Bei dieser Gelegenheit aber muß ich die Künstlerin um Verzeihung bitten; ich habe ihr großes Unrecht gethan. Wie ich gestern in einer Biographie gelesen, ist sie 1776 geboren, also gegenwärtig erst 55 Jahre alt und nicht 60, wie ich neulich gewiß nicht aus Bosheit, aber aus jugendlichem Leichtsinne behauptet hatte. Es geschah vor vielen Jahren, daß ein alter reicher Marquis sich in die Mars verliebte. Aber sie erbarmte sich seiner nicht. Er schrieb ihr seidne Liebesbriefe, hoch und weich ausgepolstert mit Bankzetteln; die Edle schickte ihm den Flaum sammt dem Ueberzuge zurück. Kürzlich befreite der Tod den armen Marquis von seinen Liebesleiden. Einmal fuhr er über den Platz Vendome, der Wagen wurde umgeworfen, und der Marquis brach ein Bein. Man eilte herbei ihm zu helfen und ihn nach Hause zu tragen. Aber

er erklärte mit fester Stimme den Umstehenden: hier liege ich und hier bleibe ich liegen und lasse mich nicht anrühren, bis der Wundarzt der Demoiselle Mars kömmt und mich in seine Behandlung nimmt. Man schickte zur Mars. Diese, zwar aufgebracht aber doch betrübt über den alten Narren, fuhr gleich zu ihrem Freunde und Arzt Düpuytrin und bat ihn, die Heilung des Marquis zu übernehmen. Nahe Verwandte hinterließ er nicht. Als seine vermuthlichen Erben das Inventarium machen ließen, und über die vielen schönen Sachen sich freueten, fanden sie unter der reichen Verlassenschaft ein Bild der Mars von Gerard gemalt. Die Erben dachten, die Mars werde dieses Bild wohl gern an sich bringen, und ließen sie das wissen. Sie eilte auch gleich in das Sterbehaus, ihr Bild in Augenschein zu nehmen. Während sie mit den Erben um den Preis des Bildnisses unterhandelte, kamen aus dem Nebenzimmer die Notare mit einem Testamente heraus, das sie eben erst unvermuthet gefunden und gleich geöffnet hatten und sagten der Mars: sie möge nur das Bild und alles behalten, es gehöre alles ihr, sie wäre Universal-Legatarin. Die Mars stand mit einem Susanne-Lächeln, die Erben standen mit Bazile-Mäulern da. So belohnt der Himmel weibliche Tugenden.

Noch eine andere Denkwürdigkeit ereignete sich bei diesem Anlasse. Als die Bücher des Marquis versteigert wurden, kam eine alte Bibel an die Reihe, vielleicht dreißig Sous im Kaufwerthe. Der Auctionator durchblätterte das Buch, ehe er es losschlug, um zu sehen, ob es nicht defekt sei, und der Käufer damit betrogen werde. Da fielen Bankzettel, nach und nach funfzig Stück, heraus, die als Papierstreifen zur Bezeichnung kräftiger und erbaulicher Stellen in der Bibel lagen. Denken Sie nur, wäre diese heilige Schrift nicht zufällig untersucht worden und ein armer frommer Teufel hätte sie gekauft für dreißig Sous, und zu Hause fünf und zwanzig vielleicht funfzig Tausend Franken darin gefunden — das hätte vielleicht das Christenthum über ganz Paris verbreiten können! Nutzanwendung: 1) Man weise alte Marquis zurück; ihr Tod ist einträglicher als ihr Leben. 2) Man kaufe alte Bibeln.

— Es schrieb mir heute einer aus Stuttgart: der König habe darum die Kammer nicht selbst eröffnet, weil Pfitzer (Verfasser der Briefe zweier Deutschen) unter den Abgeordneten wäre, und den Schwur eines solchen Mannes könne er nicht annehmen. Ach! was habe ich wieder eine volle und schmutzige Eselshaut! Das ist meine wahre Peau de chagrin; aber eine ganz andere als Balzac's seine. Diese wurde kleiner nach jeder Thorheit und Sünde: meine

wächst nach jeder. Doch heute still davon. Ludwig XIV. schrieb ein staatsrechtliches Buch zur Belehrung seines Nachfolgers. Darin ist der Grundsatz aufgestellt: „Die Nation ist nichts für sich, sie ist ganz in der Person des Königs aufgelöst.“ (La nation ne fait pas corps, elle réside toute entière dans la personne du roi.) Ludwig der letzte wird einst sprechen wie Ludwig XIV. gesprochen. Der letzte Wilhelm, der letzte Friedrich, der letzte Franz, der letzte Carl werden gesinnt sein, wie der erste Wilhelm, der erste Friedrich, der erste Franz, der erste Carl gesinnt waren. Es giebt keine andere Hülfe, als daß uns der letzte von allen befreie.

Fünf und zwanzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 7. Februar 1833.

Der Journalist Traxler aus Cöln, von dem ich Ihnen neulich geschrieben, hat sich gerettet und ist glücklich in Paris angekommen. Gestern besuchte er mich. Als er Abends, da es schon dunkel war, von dem Gerichte zurückkam, wo er sein Urtheil empfangen, bat er den Gerichtsdiener, der ihn in das Gefängniß führen sollte, ihn vorher in seine Wohnung zu begleiten, wo er einiges Nöthige zu bestellen habe. Dem Verlangen wurde nachgegeben. Als der Huissier in das Zimmer eingetreten war, sprang Traxler hinaus, verschloß die Thüre hinter sich,

stürzte auf die Straße hinunter, lief ohne Hut und Mantel zum Thore hinaus und kam so glücklich über die Grenze. Auch ist in diesen Tagen ein Bierbrauer aus Leipzig hier angekommen, der zu fünfzehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt war. Er saß schon lange in Pirna fest, als es ihm gelang seinen Kerker zu durchbrechen um den weiten Weg durch Deutschland nicht unerkannt, aber unverrathen zurückzulegen. So haben sich schon sehr viele Patrioten gerettet, von welchen ich sechs in Frankreich begegnet und gesprochen habe. Wenn man die Erzählung von ihrer oft wunderbaren Rettung anhört, gewahrt man leicht und mit großer Freude, daß diejenigen welche sie zu bewachen hatten, mit ihrer Flucht einverstanden waren, so, daß wenn sie auch nicht behülflich dabei gewesen, sie doch die Augen zugedrückt. Die Flüchtlinge dürfen zwar aus Klugheit und Dankbarkeit von einem solchen Einverständnisse nicht sprechen, doch aus den angegebenen Umständen erräth man es bald. Einer dieser Patrioten aber, der das Vertrauen zu mir unbedenklich fand, gestand es, daß ein Polizei-Beamter, und zwar ein solcher, der sich seit mehreren Jahren durch seine blinde Folgsamkeit gegen die Tyrannei ausgezeichnet hat, und darum in der ganzen Stadt verhaßt ist, ihm, ob er ihn früher zwar gar nicht gekannt, zu seiner Flucht behülflich gewesen. Wie erfreulich ist es nicht warzunehmen,

daß die Karyaditen der Throne mit Menschengesichtern und steinerner Brust, endlich auch warm werden und sich beklagen.

Der gute Geist in Deutschland breitet sich immer mehr aus, auch unter den Offizieren und Unter-Offizieren. Und was dann? Die deutschen Fürsten werden bald keine andere Macht haben, als der Gerechtigkeit nachzugeben oder unterzugehen, und selbst diese Wahl bleibt ihnen nicht lange mehr.

Sie brüten jetzt über die Wiederherstellung der alten deutschen Reichsgerichte, aber in den alten Kessel soll neues Gebräu kommen. Man spricht von deutschen National-Gefängnissen, von hohen deutschen Bundesthürmen die gebaut werden sollen. Ich weiß das Nähere noch nicht, werde es aber bald erfahren.

In den Blättern die Sie mir geschickt, habe ich von Weitzels „Politische Ansichten der Gegenwart" nur noch einige Bruchstücke gefunden; ich hätte aber wahrscheinlich aus dem ganzen nicht klug werden können. Wer hieß aber auch den Mann schreiben in dieser Zeit und in seinen Verhältnissen? Wenn er sagt: „Der Gedanke aber, jetzt in Europa „der Monarchie, die sich mit der Aristokratie verbun„den, ein Gegengewicht zu geben, kömmt um manche „Jahrzehente zu früh" — so will ich mich auf-

knüpfen lassen, wenn das sein Ernst war. Weitzel ist einer der besten und klarsten politischen Köpfe Deutschlands und sein Rath mit der Ausbesserung des Hauses zu warten, weil es noch manche Jahrzehente dauern könnte, bis uns das Dach über den Kopf zusammenstürzt, war gewiß nicht aufrichtig. Wenn einmal Aristokratie und Monarchie zusammenfallen, dann bleibt uns nichts mehr zu thun übrig. Man verliert alle Geduld. Da bitten sie uns täglich, wir möchten doch so gut sein, die Wirkung der Zeit abzuwarten. Als wenn Zeit und Natur zu etwas aus nichts schaffen! Als wenn sie nicht selbst vorher zerstören müßten, um Neues zu bilden! Für solche Dummköpfe halten sie uns, daß sie uns unaufhörlich vorpredigen, wir möchten, ehe wir das verhaßte Alte zerstören, das beliebte Neue vorher aufführen. Wo wir aber Bauplätze herbekommen sollen, wenn wir nicht vorher den alten Schutt wegräumen; wo wir Zimmerholz hernehmen sollen, wenn wir keine Bäume umhauen — das Geheimniß predigen sie uns nicht. Und wenn sie zanken: Der Liberalismus könne nur zerstören, finden sich in Deutschland gutmüthige, aber einfältige Menschen genug, die vor dem Schrecken dieses Vorwurfs zusammenfahren, und, aus Furcht für Mordbrenner gehalten zu werden, nach Hause schleichen, die Nachtmütze aufsetzen und in den Andachtsstunden lesen.

Es ist etwas in den Deutschen, auch in den Freisinnigen, was ich nicht verstehe, wozu, mir es begreiflich zu machen, meine Psychologie nicht ausreicht. Ich erstaune täglich über die Gefühllosigkeit, mit welcher die liberalen Deputirten der Kammer die unverschämten Reden der Minister anhören. Ich sage nicht sie sollen der Gewalt, Gewalt entgegen setzen; denn sie haben keine. Ich sage nicht: sie sollen der Frechheit wie es sich gebührt antworten und der Pflicht und Ehre ihren persönlichen Vortheil aufopfern; aber ich sage: sie sollen ihr antworten müssen. Ich bin auch kein Held, weder der Tapferkeit noch der Tugend; ich würde vielleicht auch zahm seyn der Macht gegenüber; ich wäre wohl auch nicht aufopfernd genug für das Wohl des Volkes, das bei uns solche Aufopferung selten vergütet, mit Weib und Kindern zu verhungern; stünde ich der Anmaßung eines Mächtigen gegenüber, würde ich vielleicht auch überlegen und schweigen. Es gäbe aber Verhältnisse in denen ich unfähig bliebe zu überlegen, in denen mein Herz den Verstand verdunkelte, und in solchen Verhältnissen stünde ich auch der Anmaßung eines Königs gegenüber, würde ich seine Krone, seine Kerker, seine Henker vergessen, und ihm begegnen wie es sich gebührt. Ich könnte mich wie ein Knecht, wie ein Verbrecher, wie ein Dummkopf ge-

duldig behandeln lassen; aber wie einen Schulbuben — nie.

Und warum sind sie Schulbuben, wo sie sich die Schwächeren fühlen? Weil sie Schulmeister sind wo die Stärkeren; der ganze Unterschied besteht nur in den Jahren. Ihre Frömmigkeit, ihre Sentimentalität richtet sie zu Grunde. Vor lauter Begeisterung für das Gute, verlieren sie den Geist es zu Stande zu bringen. Thränen der Menschenliebe und Rührung verdunkeln ihnen den Blick, und der dümmste Jäger kann sie dann mit Händen fangen. So ein edler Deputirter sitzt, ohne es zu merken, wie ein Falk auf der Faust seines gnädigen Herrn und zeigt sich etwas hoch oben in der Luft, was der gnädige Herr mit seinem Geschosse nicht erreichen kann, nimmt er ihm die Kappe ab und läßt ihn steigen. Das edle Thier steigt, steigt, steigt, holt aus den Wolken ein Täubchen herab, und den Blick von der Sonne geblendet, gewahrt er gar nicht, daß er wieder zur alten Faust zurückkehrt und man ihm die Kappe von neuem über die Augen gezogen. Dann lachen die Junker verstohlen.

In Cassel feierten sie den Jahrestag der Verfassung und schrieben am folgenden Tage: „Tausend stille Gebete und Wünsche für sie steigen zu dem Ewigen.“ Aber der Ewige selbst,

ist nicht ewig genug, mit eurer ewigen Geduld ewige Geduld zu haben, und laute Flüche wären ihm wohlgefälliger, als stille Gebete. Der Eröffnung der Würtemberger Stände ging ein feierlicher Gottesdienst voraus, und ein Prälat — versteht sich ein Haas — predigte über den Psalmen-Vers „daß die Furcht des Herrn Ehre und Heil in das Land bringe" und ging dann geschickt von dem Könige David auf den König Wilhelm über und näselte „von der Treue gegen unsern verehrten König." Und die Deputirten fürchten die Furcht und laufen nicht zur Kirche hinaus! Und dann wird die Sitzung eröffnet, „nachdem der Präsident in einer kurzen Anrede den Segen des Himmels erfleht für den bevorstehenden Landtag!" Und dann erhebt sich ein hochherziger Deputirter, den ganz gewiß irgend ein loser Schelm von Staatsrath heimlich an seiner Großmuth gewitzelt, und macht den Vorschlag: man solle die Diäten der Deputirten von 5½ auf 4½ Gulden herabsetzen. Taumelnd stand gleich alles auf, was Edles auf den Bänken saß, und alle, einer nach den Andern, schrien wie die Kinder: „ich auch, ich auch!" Es war eine Rührung zum Ersaufen, und die Junker im Trocknen lachten wieder. Darauf nahm ein anderer Deputirter das Wort und sprach: „Ich verzichte nicht

„auf meine fünf Gulden dreißig Kreuzer; ich werde „aber einen Gulden täglich den Armen zukommen lassen.“ Auch diese schönen Worte hatten vielstimmigen Widerhall. Endlich stand einer auf und rief: „Wenn man mich zum Präsidenten der Kammer er„wählen sollte, werde ich mich, statt der festgesetzten „fünftausend Gulden, mit dreitausend begnügen.“ Und jetzt hielt die Tugend eine herzallerliebste Versteigerung und Einer forderte immer weniger als der Andere. Diesesmal aber als die Junker sahen, wie sich die Moral in Tausende verstieg, lachten sie nicht mehr, sondern sie murrten. . . . . . . Und solchen unverständigen Menschen ist das Wohl des Landes anvertraut! So lassen sie sich von ihrem Herzen zum Besten haben! Sie sehen nicht ein, daß sie für einige tausend Gulden die sie durch Verminderung der Taggelder dem Volke ersparen, ihm vielleicht Millionen an andern Lasten auflegen. Denn wenn die Diäten so gering sind, daß sie den Deputirtenden Verlust ihrer Zeit nicht mehr vergüten, müssen sie zurücktreten und ihre Stellen den Reichen und den Staatsbeamten überlassen. Diese aber werden wie immer die Auflage so viel als möglich auf die untern Volksklassen wälzen. Es ist schön wenn einer edel ist; aber das sei er im Geheim. Edelleuten und Ministern gegenüber, soll ein Bürger

seine Tugend verstecken. So bald diese merken, daß sie es mit einem edlen Deputirten zu thun haben, übervortheilen sie ihn um so mehr, und betrügen in ihm das ganze Volk. Im Gegentheile, wir müssen stets Eigennutz heucheln, damit sie Achtung vor uns bekommen.

Freitag, den 8. Februar.

Der Spott, den jetzt die deutschen Fürsten mit ihren Ständen treiben, empört mich nicht; ich bin dessen schadenfroh. Ein edler Mann kann oft der Gewalt unterliegen und immer unverdient; aber der List unverdient, nur das Erstemal. Wen sie zum zweitenmale täuscht, der hat sein Geschick verschuldet, und es ist das zweite Mal, daß sich die deutsche Freiheit bethören läßt. Wieder einmal haben die konstitutionellen Fürsten die Schranken der Verfassung durchbrochen, die uns gegen ihren Uebermuth geschützt; wieder einmal jubeln sie wie die entsprungenen Sklaven. Die Gitterstangen die sie eingeschränkt, dienen ihnen jetzt zu Waffen diese Einschränkung zu rächen, und mit den Gesetzen die sie aus den Boden gerissen, zerstören sie die Gesetze, die noch aufrecht stehen. Und nicht mehr wie früher, begnügen sie sich ihre Widersacher die ihnen in die Hände fallen, einzeln zu bestrafen; nein; sie bestrafen die Städte, die Gemeinden, in welchen sich Widersacher gegen sie hervorgestellt. Der König von

Baiern hat die Stadt Würzburg, durch Verpflanzung mehrerer Aemter, durch Entfernung der berühmtesten Universitätslehrer zu Grunde gerichtet. Die Garnison, der heilige Bischof, die allerheiligsten Edelleute verlassen die kleine gewerblose Stadt Freiburg, um die Bürger zu züchtigen, daß sie Rotteck zum Bürgermeister gewählt. Der König von Würtemberg, aus Unzufriedenheit, daß die Bevölkerung der Hauptstadt sich so freisinnig zeigt, will mit seinem Hofe und mit seiner Leibgarde nach Luwigsburg ziehen. Der Magistrat von Stuttgart um das große Unheil von dem Wohlstande der Gemeinde abzuwenden, haben dem Könige einige von der Bürgerschaft unterzeichnete Adresse überreicht, worin diese den König bittet nicht von Stuttgart wegzuziehen.

So liegen jetzt alle Deutschen an einer gemeinschaftlichen Kette, und sie haben doch wenigstens eine Galeere zum Vaterlande. In Baiern soll es nicht mehr zu ertragen sein. Ich habe heute drei angesehene und reiche Gutsbesitzer aus Rheinbaiern gesprochen, die nach Amerika reisen, um für eine große Menge ihrer Landsleute eine Niederlassung auszumitteln. In Rheinbaiern, erzählen sie, steige die Tyrannei täglich, und sie wollten sich retten, während ihnen noch Kraft zur Rettung bliebe. Das sind

keine Advokaten, keine Demagogen, keine Schriftsteller, keine Journalisten, keine Freiheits-Theoretiker, keine schwärmenden Jünglinge; es sind Gutsbesitzer, schlichte Landbauern — und doch können sie es nicht ertragen!

Samstag, den 9. Februar.

Die Erklärung von Alexis in der Nürnberger Zeitung hat mich sehr ergötzt. Ich hatte es noch nicht gelesen. Sie haben das nicht verstanden wenn Sie jene Erklärung als einen Versuch ansehen, den Spott abzuwenden der den armen Häring in Berlin wahrscheinlich getroffen hat. Das nicht. Gegen die Beschuldigungen der Demagogie, die ich aus Scherz und Satyre gegen ihn vorgebracht, sucht er sich zu vertheidigen, und die Regierung dort hat vielleicht darauf Rücksicht genommen. In solchen Sachen verstehen sie keinen Spaß, wie man zu sagen pflegt. Ich habe kaum gehofft, daß sie so dumm sein werden. Uebrigens können Sie sich leicht denken, daß ich nichts darauf antworten werde, überhaupt keinem.

Siebenundzwanzigster Brief.

Paris, Samstag, den 9. Februar 1833.

Den König von Griechenland, den Sohn des Baierischen Großbüttels, vor dem, wie die Zeitungen erzählen, von München an bis Brindisi, eine Rauchwolke von den köstlichsten deutschen und italienischen Schmeichelgewürzes herzog — nennt ein hiesiges Blatt: einen roitelet idiot, sourd et bossu. Ich habe kein französisches Wörterbuch bei der Hand, und weiß nicht was idiot heißt. Ich vermuthe es heißt dumm oder gar einfältig. Das wäre ein Unglück. Die Buckligkeit hätte nichts zu sagen: auch Sokrates war bucklig. Die Taubheit aller Könige wäre eine Wonne des Menschengeschlechts;

denn bei ihnen fielen dann alle akustischen Täuschungen weg, es blieben nur noch die optischen übrig; ihre Höfe könnten sie um die Hälfte weniger betrügen, und ihre Völker wären um die Hälfte weniger unglücklich. Aber dumm, wäre dumm. Man braucht mehr Verstand die Griechen zu regieren, als das ganze übrige Europa zusammengenommen. Diese Entdeckung von den schönen Eigenschaften des Königs Otto, hat viel dazu beigetragen die französische Kammer bedenklich zu machen, ob sie die Garantie bewilligen solle, welche die Regierung für den dritten Theil des griechischen Anleihens zu übernehmen versprochen. Der Zeitungsredakteur ging mit dem Briefe, den er von einem baierischen geflüchteten Patrioten aus Straßburg erhielt, zu Düpin, wo an dem Tage die Deputirten versammelt waren; dort theilte er seine Nachrichten mit, von welchen er den wichtigsten Theil, ich weiß nicht warum, nicht drucken ließ, und sie machten einen großen Eindruck, der auf die Kommission der Kammer über ging. Aber was liegt daran? Sowohl die alt- als die neubaierischen Herzen, die von München wie die aus dem Spessart, sind, seit ihnen der Professor Thiersch erzählt, das Sophokles und Aechylus mit dichterischer Begeisterung vom Bier gesprochen, so entzückt über die Hellenesirung ihres Ottos, daß sie die noch fehlenden zwanzig Millionen gern hergeben werden und sollten

sie darüber verarmen und mit einer Hopfenstange in der Hand die Welt durchbetteln müssen.

Die Baiern begreifen recht gut die unermeßlich heilsamen Folgen, die der Staatsvertrag, den der Baierische Vater mit dem Griechischen Sohne geschlossen für Bier und Vaterland haben muß. Beide Majestäten verbürgen sich darin wechselseitig ihre Länder und Unterthanen. Sollte einmal der König von Baiern, von Oesterreich oder seinem eigenen treuen Volke angegriffen werden, muß ihm der König von Griechenland Hülfe schicken. Sollte dieser einmal von Oesterreich, Rußland, Frankreich, England, den Türken, dem Pascha von Aegypten oder von seinen eignen geliebten Unterthanen, die ihn anbeten, bedroht werden: dann muß ihm der König von Baiern Hülfe leisten. Wenn ein Baierisches Regiment in Franken, mit den Leiden des Volks zu sympathisiren anfängt, schickt man es schnell nach Griechenland. Mögen immerhin die Soldaten sich verzweiflungsvoll auf die Erde werfen, und sich die Stirne auf dem Pflaster zerschmettern; mögen sie immerhin bei der Einschiffung sich empören — man weiß sie zu zwingen. Wenn ein griechisches Regiment in Nauplia sich merken läßt, daß es seinen König doch gar zu bucklig finde — schickt man es nach München. Die Griechen in Baiern und die Baiern in Griechenland verstehen das Volk nicht unter dem sie leben, und hassen

und mishandeln es zum Heile und Segen des monarchischen Prinzips. Der Kaiser von Oesterreich übt auch diese schöne Regierungskunst. Die Ungarischen Soldaten werden nach Italien, die Italienischen nach Ungarn geschickt. Der Ungar versteht kein italienisch außer dem Wenigen was ihm Abends in der Kaserne beigebracht wird. Es wird ihm aber nichts gelehrt als caro amico, und man sagt ihm caro amico hieße Hundsfott. Wenn nun der gutmüthige Ungar in einer Weinschenke sitzt, und ein gutmüthiger Italiener reicht ihm die Hand und sagt fratello mio, caro amico! — stößt ihm der Ungar seinen Degen in den Leib. Wenn ein junger italienischer Offizier an den Ufern der Donau gedankenvoll hinschleicht, und weint Sehnsuchtsthränen nach seinem unglücklichen Vaterlande, tritt ein edler Ungar zu ihm und sagt in seiner Sprache: Nicht weinen Bruder, du wirst dein schönes Vaterland bald wiedersehen! Der schmerzbetäubte Italiener glaubt der Ungar spotte seiner und schlägt ihm ins Gesicht. Sie duelliren sich, der Ungar bleibt tod, und das monarchische Prinzip giebt am nämlichen Abende dem italienischen Offizier-Corps einen Champagnerpunsch.

Wollen Sie nächsten Sommer mit mir eine Wallfahrt zur Madonna di bacio machen. Der Baierische Volksfreund hat neulich den Vorschlag gemacht: „an der Stelle wo die betrübte königliche

„Mutter, ihrem vielleicht auf immer scheidenden in„nigst geliebten Sohne, dem Könige von Griechen„land den letzten Abschiedskuß gegeben, vermittelst „Beiträge patriotischer Baiern eine Kapelle zu bauen." Die Patrioten werden beitragen, die Kapelle wird gebaut werden, Cornelius wird eine küssende Muttergottes, den griechischen Jesus auf den Armen, malen und wir — nur wir bewundern Cornelius. Aber so ein Teufel von Volksfreund hat kein Herz in der Brust. Was hat er nöthig eine betrübte Mutter noch mehr zu betrüben? Wäre nicht schöner gewesen er hätte der königlichen Mutter gesagt: „Betrübe dich nicht, königliche Mutter! Du hast „deinen Sohn nicht zum letztenmale geküßt, du wirst „ihn bald wiedersehen —?"

Sollte die Ottolästerliche Correspondenz jenes Königs-, Biers- und Vaterlandsvergessenen baierischen Journalisten in Straßburg, die Folge haben, daß die französische Regierung ihren Theil des griechischen Anleihens übernimmt: so hätte ich wohl ein Mittel, die Garantie für die noch fehlenden zwanzig Millionen, ja eine größere herbeizuschaffen. Aber ich theile es nicht mit. Nicht als fehlte es mir an schuldiger Liebe und Verehrung für den König von Baiern; aber mein Herz treibt keinen Detailhandel Ich kann nicht jeden deutschen Fürsten besonders lieben, sondern ich liebe den deutschen Bund für alle. In Frank-

furt habe ich ein großes Kommissionslager von Liebe und Anbetung und jede Gesandtschaft kann sich dort für ihren Herrn soviel davon holen, als ihm nach Verhältniß seiner Civilliste zukömmt. Steht aber wieder einmal ein baierischer Patriot unter dem Bilde seines Königs, das er anzubeten verurtheilt worden, werde ich ihn mit meinem Geheimnisse von seiner Schande loskaufen. Mein Finanzplan geht in's Riesenhafte, und ist so groß als das was ich damit zu bezahlen gedenke. Ihnen will ich ihn gleich anvertrauen.

Im menschlichen Blute ist wie bekannt, Eisen enthalten. Jetzt hat sich neulich ein hiesiger Chemiker zu dem Versuche angeboten, aus dem Blute eines verstorbenen Menschen so viel Eisen zu ziehen, daß man daraus eine Denkmünze von der Größe eines Vierzigfrankenstücks prägen könne . . . Ich sehe vorher, ein Spitzbube von königlichem geheimen Finanzrathe fällt mir hier in das Wort und sagt: der Vertrag gilt nichts, wir wissen Ihr Geheimniß schon . . . . Das ist Betrug, Herr Geheimer Finanzrath! Freilich wissen Sie jetzt mein Geheimniß, aber haben Sie es früher gewußt? Es ist das Ei des Columbus. Nein, der Vertrag gilt; Ihr sollt jenem armen blassen Jüngling dort, nicht das Herz brechen; er soll nicht das Götzenbild eines

wahnsinnigen Tyrannen anbeten. Ihr laßt ihn frei und nehmt meinen Plan.

Ist es nicht eine Schande von lüderlicher Europäischer Staatshaushaltung, daß in allen Ländern so vieles kostbare Blut der Unterthanen, ganz ohne persönlichen Vortheil ihrer Fürsten vergossen wird? Man antworte mir nicht: Das Blut welches die Soldaten für die Fürsten vergießen, sei doch nicht ohne Nutzen. Nein. Nützt denn ein Soldat in der Schlacht durch sein eigenes Blut das er vergießt? Er nützt blos durch das Blut des Feindes das er vergießt. Sein eignes bringt dem Fürsten keinen Vortheil; denn sobald er todt hingestreckt oder verwundet wird, ist er kampfunfähig. Nun, warum sammelt man dieses Blut nicht in Spitälern und auf dem Schlachtfelde und bereitet Eisen daraus? Man bedenke nur welches Meer von Blut allein in Europa, nur allein im achtzehnten Jahrhunderte, nur allein in den Kriegen vergossen wurde, die der französischen Revolution vorhergingen! Da ist der nordische Krieg, der österreichische Erbfolgekrieg, der polnische Krieg, der schlesische Krieg, der siebenjährige Krieg, der baierische Erbfolgekrieg, der Krieg den in Europa der amerikanische Freiheitskampf zur Folge hatte, der Türkenkrieg. Rußland und Schweden haben nicht soviel Eisen, als man aus all diesem Blute hätte ziehen

können. Daraus hätte man Geld, Flinten, Säbel, Bomben, Kanonen bereitet. Und lacht nicht verächtlich und sagt: das sei doch nur Eisen! Ist denn eine Kanone von Eisen? Sie ist vom reinsten Golde, denn damit holt man's. Ein Potosi habt ihr verschleudert! und das ist noch gar nichts . . . . . O! Herr geheimer Finanzrath, ich war ein Dummkopf. Mit meinem Plane hätte ich den ganzen Rheinkreis, Siebenpfeifer, Wirth, Behr, Kurz, Wiedemann und die hundert von andern Schlachtopfern Eurer monarchisch-aristokratisch-jesuitischen Tyrannei loskaufen können. Ich habe mich übereilt, doch es ist zu spät; ein ehrlicher Mann muß auch dem Teufel Wort halten.

Nicht blos das Blut der Soldaten im Kriege, sondern auch das Blut aller Bürger in Friedenszeiten, kann zur Metallbereitung benutzt und können dadurch die Fürstlichen Kassen unerschöpflich gemacht werden. Wie viele Millionen Bauern giebt es nicht in Europa, die ihre Steuern nicht mehr bezahlen önnen. Man lege ihnen eine Blutsteuer auf, man lasse sie zur Ader. Wenn ein Bürger seine Geldbuße nicht entrichten kann, lasse man ihm zur Ader. Wie herrlich könnte man das Aderlassen benutzen, Preßvergehen zu verhindern oder zu bestrafen. Ein teutscher Journalist hat gewöhnlich weder Gut noch Geld um Caution zu leisten. Man setze tausend

Unzen Blut als Caution für jeden Journalisten fest. Kann ein Preßverbrecher seine Geldbuße nicht abtragen, verurtheile man ihn zu einem täglichen Aderlasse, auf drei, fünf, sieben, neun, vierzehn Jahre, oder nach der Baierischen Criminalpraxis auf unbestimmte Jahre. Man lasse den Journalisten Blut, bis die Europäischen Verhältnisse sich gebessert haben, bis die belgische, irländische, französische, deutsche, portugiesische, spanische, amerikanische, griechische, türkische, ägyptische Frage entschieden ist. Dann braucht auch ein deutscher Fürst nicht mehr den Kaiser von Rußland um sein herrliches Sibirien zu beneiden. Er kann dann auch seine Unterthanen zu den Bergwerken verurtheilen; denn ein reiches Bergwerk ist das menschliche Blut.

Jetzt habt Ihr meinen Finanzplan, jetzt habt Ihr Euer griechisch Anleihen vollständig. Komm nun mit mir du elender armer Jüngling! Du weinst? Sehe diese Thräne da, die aus deinem Auge auf deine Hand gestürzt! Brennt sie dich nicht wie Scheidewasser? Nicht einmal die Kraft, nicht einmal den Muth hattest du, deine Hand bis an die Augen zu erheben, um sie zu trocknen! Du weinst? Du flehest Gott an? Gott spottet deiner. Gott ist voll unendlicher Lieb' und Barmherzigkeit. Er hilft jedem Unglücklichen in seinen Schmerzen, er tröstet selbst den Schuldigen in seiner Herzenspein; aber er hilft

und tröstet nur, wenn der Unglückliche sich zu retten alle seine Kraft verbraucht und ihm keine mehr übrig geblieben. Dem Trägen und Feigen aber, leiht Gott nicht seine Kraft, sondern er verläßt ihn. Hilf dir selbst, dann wird dir der Himmel helfen!

Dienstag, den 12. Februar.

Hilf dir selbst, dann wird dir der Himmel helfen! Das ist mein Triolet. Aber das Triolet der achtzeiligen deutschen Liberalen heißt: Mußt kräftig protestiren, schlägt man dir in's Gesicht. Und schlägt man so einen Pourceaugnac in's Gesicht, thut er noch groß damit und frohlockt überall herum: il ma donné un soufflet, mais je lui dis bien son fait. Wie wehe macht mir dieser deutsche Protestantismus: Damals zu Luthers Zeiten, fingen sie auch mit protestiren an; aber endlich mußten sie zuschlagen, und da siegten sie. Es liegt in ihrer Natur, daß bei ihnen Jahre lang das kalte Fieber dem hitzigen vorschleicht, und daß, was bei andern Völkern Genesung ist, bei den Deutschen zu neuer Krankheit wird. Was wird bei uns nicht alles noch geschehen, welche Leiden werden erduldet werden müssen, bis sie es zu einer Revolution bringen. Die Franzosen standen mit einem Sprunge darin. Hundertmal im Tage wünsche ich: hole sie der Nicolas! Wahrlich sie werden nicht eher spüren daß es Winter geworden, daß die Erde

kahl ist, daß die Bäume abgestorben, die Lüfte verstummt sind und die Leiche des Vaterlandes in ihrem Schneehemde unbegraben unter freiem Himmel liegt — nicht eher, bis man sie nach Sibirien schickt, und sie dort für den kaiserlichen Leib Fuchspelze erjagen müssen und jeder Wunsch der warm aus dem Herzen kam, zwischen den Lippen gefriert, und als Eiszapfen aus dem Munde hängt. Es wird nicht besser, ehe es ärger wird.

Da war wieder einmal ein freisinniger deutscher Mann edel gewesen, und hat durch seinen Edelmuth der guten Sache mehr geschadet, als ihr hundert Schurkenstreiche hätten schaden können. Ich meine Rotteck. Die Bürger von Freiburg haben Rotteck, nachdem die Regierung die erste Wahl verworfen, zum zweitenmal, und wenn wieder gehindert zum drittenmal zu ihrem Bürgermeister wählen wollen. Aber da stellte sich der edle Mann auf einen Schemel der Tugend und rief seinen Mitbürgern zu: sie möchten doch wegen seiner, die väterliche Rache des Landesvater nicht ihrer Stadt zuziehen, und lieber nachgeben und die Bürgermeisterwahl einem andern zuwenden. Das liberale deutsche Philisterthum wurde von solcher Hochherzigkeit bis zu Thränen gerührt, und ist heimlich schadenfroh, daß die hohe deutsche Bundesversammlung erröthen müsse, von

solcher Großmuth beschämt worden zu sein. Solch' einen Mann zu verfolgen! Und daß ja nichts fehle an der vollständigen deutschen Reichsgeschichte, hat Rotteck — protestirt. Die Regierung möge sich alles nehmen was ihr beliebt, nur Recht soll man ihr nicht geben! So lassen sich diese edlen Menschen zum Besten haben, und Rotteck ein Meister der Weltgeschichte, der alle Gewaltthätigkeiten kennt, welche von Nimrod bis zu Nicolas die Herrn der Erde geübt, der alle ihre Schelmereien, alle ihre listigen Wege kennt: glaubt einem schönen Triebe seines Herzens zu folgen, während er nur einem Stoße nachgab den man an einer elektrischen Kette von Carlsruhe bis nach Freiburg zu leiten wußte. War denn hier an Rotteck, an Freiburg gelegen? Darauf kam es an, daß das Volk sein Recht behaupte, seinen Willen und seine Kraft geltend mache, und zeige, daß es der Naseweisheit der Badischen Junker zu begegnen wisse.

Ja sie werden nicht eher warm werden als bis sie nach Sibirien kommen. Der Kaiser Nikolaus allein verstände es, das träge deutsche Blut in raschere Bewegung zu setzen. Unsere inländische Tyrannei bringt uns nicht weiter. Wir werden auch gefoltert, aber der Arzt steht uns zur Seite und fühlt uns von Minute zu Minute den Puls, und

so oft das Leben zu entweichen droht, spannt man uns ab, und bringt uns nicht eher wieder auf die Folter, bis wir neue Kräfte gesammelt. Aber in Rußland ist man so weichherzig nicht. Befahl doch neulich ein kaiserlicher Ukas: Alle Zöglinge aller Schulen im Reiche, die sich schlecht aufführten, sollten unter die Soldaten gesteckt, oder, wenn wegen körperlicher Mängel dienstunfähig, nach Sibirien verpflanzt werden! Was man in einem despotischen Lande wie dort, unter schlechter Aufführung der Jugend versteht, kann man sich leicht denken. Das heißt nicht: Schulden machen, spielen, trinken, die Lehrstunden versäumen, Liebschaften haben — sondern das heißt: freisinnige Meinungen offenbaren. Und darum Knaben nach Sibirien verbannen! Und darum die heiligen Bande der Mutterliebe zerreißen! Und darum das Fundament der Welt untergraben! Das würde bei uns wirken. Aber was geschieht in Deutschland? Höchstens wird ein freisinniger Mann zur Abbitte vor einem goldenen Rahmen und zur Zuchthausstrafe auf unbestimmte Zeit verurtheilt. Die deutschen Höfe sollten ihre Junker nach Petersburg schicken, daß sie dort regieren lernten.

Es ist wirklich eine Schande, wie sehr die deutschen Junker noch zurück sind. Die in Sachsen ha-

den es unter allen am weitesten gebracht; doch was ist's? In der ersten Kammer dort, in der Pagoden-Kammer — so oft in einer ministeriellen Mittheilung, des Namen des Königs oder des Prinzen Mitregenten Erwähnung geschieht, oder so oft ein Minister in den Saal tritt, stehen die Edelleute auf und verneigen sich. Das ist alles. Ich bin nicht unbillig, ich sage nicht: das ist nichts. Es ist freilich eine Adelsperle, gegen welche die Perle, welche Kleopatra in ihrem Weine auflöste, nur eine Linse war. Aber ich sage: es ist wenig. Eine Perle! Schickt die edlen Pagoden nach Petersburg. Ist es nicht abscheulich, wie man im königlich mitregentlichen Sachsen den Bürgerstand verzärtelt? Die Biene enthielt eine Petition worin man um die Abschaffung des Lehnwesens bat — ein im neunzehnten Jahrhundert unerhörtes Verbrechen. Nun freilich hat man dieser Biene nicht blos den Stachel, sondern auch den Honig genommen; man hat sie zertreten, das Blatt unterdrückt, und den Redakteur, der mit der Zeitung seine zahlreiche Familie ernährte, an den Bettelstab gebracht. Das ist etwas, aber lange nicht genug. In Rußland hätte man dem Bienen-Vater Nase und Ohren abgeschnitten und ihn nach Sibirien verbannt. Schickt die Junker nach Petersburg!

— Von deutschen politischen Monatsschriften kenne ich nur ein einziges, das zu loben wäre: das welches der Professor Pölitz in Leipzig herausgiebt. Es war früher schon sehr gut, da der Mann nur erst Censor und Hofrath war; jetzt aber hat ihn der Großherzog von Darmstadt auch zum geheimen Rathe ernannt, und da wird das Journal noch viel besser werden. Diese Auskunft geben Sie einstweilen *** in meinem Namen Ueber das Andere werde ich ihm bald selbst schreiben.

— Heine's Französische Zustände habe ich erst vor wenigen Tagen bekommen, auch schon darin zu lesen angefangen, ich will aber meine Bemerkungen zusammen kommen lassen Das Buch kömmt mir sehr gelegen. Es soll mir dienen mich, vielleicht auch Heine zu ergänzen. Das ist bequem und angenehm; es ist wie ein Treppengeländer. Man legt die Hand darauf und gleitet mit geschlossenen Augen sicher hinab. Heine, mir gegenüber kommt mir vor wie Melanchthon gegenüber Luther. (Ach was wäre das für eine schöne Tonne für unsere lieben dummen Wallfische!) Ich kann wie Luther sagen: „Ich bin „dazu geboren, daß ich mit Rotten und Teufeln „muß kriegen, und zu Felde liegen, darum meiner „Bücher viele stürmisch und kriegerisch sind. Ich „muß die Klötze und Steine ausrotten, Dornen und

„Hecken weghauen, Pfützchen ausfüllen, Bahn machen „und zurichten; aber Melanchthon fährt säuberlich und „still daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt „mit Lust, nachdem ihm Gott seine Gaben reichlich „gegeben hat. Soll ich aber einen Fehl haben, so „ist es mir lieber, daß ich zu hart rede und die „Wahrheit zu heftig herausstoße, denn daß ich irgend „einmal heuchelte und die Wahrheit inne behielte.“

Mittwoch, den 13. Februar.

Gestern waren laue Frühlingslüfte in den Tuilerien und man ging und saß viel spazieren. An solchen Tagen sprossen plötzlich die Stühle aus der Erde und prangen mit den schönsten Blumen. Blumen — Weiber. Schon werde ich dichterisch und habe das ganze Herz voll Veilchen. Wie freue ich mich auf den Frühling! Wie will ich lieben! Auch will ich sobald ich meinen letzten Brief aus Paris geschrieben, eine Frühlingskur gebrauchen; Brunnenkresse, den Werther oder was sonst das Blut reinigt. Das war ein harter Winterfeldzug! Ach! und das weiße Blut der Augen, was die Menschen Thränen nennen, wird für keine Wunde, weinen nicht für kämpfen angerechnet! Doch es sei; glücklich wer das nicht kennt. Wie freue ich mich auf die Seen, die Berge und auf das Schellengeläute der Heerden, das mich einlullt wie ein Wiegenlied.

. . . . . Ich fange an Mitleiden mit Ihnen zu haben und kann Ihren Schmerz nicht länger ohne Rührung wahrnehmen. Sie sollen Alles erfahren aber heute ist es zu spät. In meinem nächsten oder nachnächsten Briefe werde ich die Geschichte zu er-

zählen anfangen. Ich führe Sie von Fortsetzung zu Fortsetzung bis ich Paris verlasse und Sie wiedersehe. Dann ist das Geheimniß gerettet. Mündlich kann ich lügen wie gedruckt, gedruckt aber oder schriftlich lüge ich nie. Das ist mein Amt und mir heilig. Ich unterscheide mich hierin sehr von allen Ministern, von welchen man mehrere Beispiele hat, daß sie in geselligen Verhältnissen nicht gelogen, in amtlichen aber kein einziges Beispiel — ausgenommen in dem seltenen Falle wo sie die Wahrheit sagten, daß man sie nicht glaube. Also noch acht Tage warten.

Acht und zwanzigster Brief.

Paris, Freitag, den 15. Februar 1833.

Menzels Artikel über Saphir ist wunderschön, gemüthlich und geistreich. Ich hatte ähnliche Gefühle als ich erfuhr, Saphir wäre ein Hofmann geworden, und gar unentgeltlich. Sich den Höfen zu verschenken, das heißt sie verächtlich machen, das heißt sie ganz zu Grunde richten. Es giebt keine gefährlichere Feindin des monarchischen Prinzips als die Uneigennützigkeit. Schöne Augen hat es nicht, wie bekannt, und seine Gehalte sind sein ganzer Gehalt. Aus einem Theater-Kritiker ein Theater-Intendant zu werden! Adam war so dumm, sich aus dem Paradiese verjagen zu lassen; aber so dumm war er nicht,

daß er sich selbst mit dem flammenden Schwerdte vor das Paradies stellte, um die verbotenen Früchte darin gegen sich selbst zu bewachen. Vor einigen Jahren, als ich in Berlin war, ließ man mich dort ausforschen, ob ich nicht geneigt wäre, eine ministerielle Theater-Zeitung zu schreiben. Zu wie viele Thaler courant man mein ästhetisches Gewissen abgeschätzt, erfuhr ich nicht; man wollte wahrscheinlich meiner Phantasie keine Schranken setzen. Ich kann Sie versichern, daß ich in meinem Herzen die größte Lust hatte, mich in solchen Künsten etwas zu versuchen. Es hätte mir Freude gemacht, eine Weile lang das monarchische Prinzip der Oper zu vertheidigen und den Jarke des Ballets zu spielen. Aber ich lehnte das Anerbieten ab, denn mit dem Teufel ist nicht gut zu spaßen.

Ich hätte Saphir für klüger gehalten. Von rechtlicher Gesinnung mag ich nicht sprechen, man macht sich damit nur lächerlich; ich rede nur von der Klugheit. Saphir hätte bedenken sollen, daß man jede Achtung der Menschen, wie jede Herrschaft, nur durch die nehmlichen Mittel behauptet, durch die man sie erworben. Diesen Weg zu verlassen und abtrünnig zu werden, kann durch alle Schätze der Welt nicht vergütet werden. Um zehen Kronen verrieth Napoleon die Freiheit die ihn emporgehoben; er verlor alles und die Freiheit selbst erbte dem Sohn

den er empfangen sie zu verrathen. Ich höre, Saphir wundert sich daß man ihn nicht bezahlt, und daß man ihn nicht einmal gebraucht. Wenn man ihn also bezahlte und doch nicht gebrauchte, würde er sich um so mehr wundern. Begreift er denn nicht, daß wenn die Höfe einen unabhängigen Geist kaufen, dieses gar nicht geschieht um ihn zu verwenden? Was haben sie solchen nöthig? Es fehlt ihnen an Knechten nicht. Sie kaufen ihn nur, um ihn zu zerstören, um die menschliche Würde zu entheiligen, und frohlocken zu können: „Seht, so sind euere Oppositionshelden, euere Liberalen, euere Republikaner! Für Gold sind sie alle zu haben." Die Royalisten möchten die Ansicht geltend machen, ein wahrhaft Liberaler müsse uneigennützig, ein Republikaner tugendhaft sein. Es ist Schelmerei; sie möchten dem Liberalismus und dem Republikanismus den Handel verderben; denn mit so großen Aufopferungen, wird sich ihnen selten einer ergeben wollen. Ich kann aber meinen Glaubensgenossen, den Liberalen, zu ihrer Beruhigung die Versicherung geben, daß unsere politische Religion uns gar nicht verbietet, nach Herzenslust Egoisten zu sein. Es giebt sehr viele edle Menschen unter den Royalisten und sehr viele Schufte unter den Republikanern. Aber das beweist weder für die Monarchie noch gegen die Republik. Vielleicht fragen Sie mich: wenn das aber so ist, wenn

der Liberalismus und die Republikanische Verhaftung die Menschen nicht besser macht, was wird dabei gewonnen? Darauf erwidere ich Ihnen; der Republikanismus macht die Menschen nicht besser aber den Menschen. Der Egoismus in einer republikanischen Sphäre, ist weder so breit im Raume, noch so lang in der Zeit, als der Egoismrs in einer monarchischen Sphäre. Nicht so breit — durch Korporations-Geist; nicht so lang — durch Erblichkeit. Er beginnt und endet mit dem Leben, und tritt nicht über den Kreis der Familie hinaus. Individuel wie er ist, hat er nicht Raum genug ungeheuer, nicht Zeit genug trostlos zu werden für die bürgerliche Gesellschaft. Die Person hat die Verantwortlichkeit aller ihrer Handlungen auf sich allein zu nehmen, und dieses Gefühl wird auch der lasterhaftesten Natur Schranken setzen. Aber der Adel hat kein Gewissen; denn er theilt die Schuld mit den Tausenden seines Standes. Aber der schlechteste Fürst kann sich gerecht dünken; denn er betrachtet sich als einen treuen Verwalter, der ein Gut, das ihm von seinen Vorfahren anvertraut worden, ungeschmälert seinen Nachkommen überliefern will. Ich werde Ihnen das ein andersmal, deutlicher und umständlicher auseinander setzen. Wenn Sie wißbegierig sind erinnern Sie mich daran; meine

liberale Spitzbubenschule steht Ihnen zu jeder Zeit offen.

Es wird jetzt von sämmtlichen Regierungen ein allgemeines Europäisches Treibjagen auf die ehrlichen Leute gehalten, und ein edles Thier weiß gar nicht mehr, wo es sich vor all den Hunden und Jägern verstecken soll. Sehen Sie, wenn ein Thor einmal von einem Weisen etwas lernt, ein unwissender Mensch aus einem guten Buche eine Lehre zieht: können Sie sich darauf verlassen, daß es gerade eine Thorheit und etwas Falsches sein wird, was sie sich aneignen. Vor vielen Jahren hat Montesqieu in seinem berühmten Werke: von dem Geiste der Gesetze, den Grundsatz aufgestellt: Die Tugend sei das Prinzip der Republiken, wie die Ehre das der Monarchie. Die ganze Weltgeschichte spricht dagegen. Doch glaubte man es wie ein Evangelium. Nun war in früherer Zeit von republikanischen Gesinnungen in Europa nichts zu spüren; die Tugend, wo sie sich zeigte, flößte also keine Besorgnisse ein und die Fürsten trugen kein Bedenken einem ehrlichen Manne ein wichtiges Staatsamt anzuvertrauen. Jetzt aber, da sich die republikanischen Neigungen täglich stärker aussprechen, erinnert man sich, daß die Tugend ihre einzige Nahrung sei, und man sucht die ehrlichen Leute wie die Wölfe auszurotten. Auch werden die Staatswälder täglich siche-

rer und man wird bald mit der größten Ruhe bei Tage und bei Nacht darin reisen können. Ein freisinniger Mann nach dem andern fällt ab, durch Bestechung oder andere Verführung. Das traurigste hierbei ist nun, nicht daß die Feinde der Freiheit darüber frohlocken, sondern daß deren Freunde sich darüber betrüben und in ihrem Glauben wankend gemacht werden. Das ist nun auch eine Thorheit und zugleich eine Ungerechtigkeit. Wer die Tugend zerstören will, braucht nur an ihr zu verzweifeln. Als der sterbende Cato sprach; es giebt keine Tugend! — von dem Augenblicke an gab es keine mehr. Die Schande und das Verbrechen fallen auf die, welche verführen, nicht auf die welche sich verführen lassen. Der gesündeste, der stärkste, der blühendste Mann — ist er, darum, weil er so ist, der Wirkung des Giftes weniger ausgesetzt? Er unterliegt ihm wie der schwächste. Wie mit der Gesundheit des Körpers ist es auch mit der Gesundheit der Seele. Auch der edelste Mensch hat Augenblicke in seinem Leben, in welchen er sich dem Teufel verschreiben möchte. Es sind Augenblicke der Noth, des Mangels, des Zorns, der Scham, der Liebe, des Hasses oder was es sonst ist, was einen guten Menschen aus seiner Bahn werfen kann. In solchen Augenblicken ruft er den Teufel an; aber

zum Glücke kömmt der Teufel nicht. Die mitternächtliche Stunde geht vorüber, der Morgen dämmert und die Seele ist gerettet. Doch die Polizei kömmt, sobald man sie ruft, bei Tage und bei Nacht, zu jeder Stunde durch den Schornstein und durch das Schlüsselloch. Ja sie kömmt auch ungerufen, denn sie kennt die Noth jedes Menschen, und wo keine ist, weiß sie solche herbeizuführen. Keiner entgeht ihr, auf dessen Verderben sie es beharrlich angelegt. So fängt die Polizei die armen verlornen Seelen, welche die gebildete Welt in Frankreich: Freunde der Regierung, in Oesterreich gute Patrioten, in Preußen: Preußen, in Spanien: Freunde des Thrones und des Altars, in Rußland: Alt-Russen, in Baiern: Jesuiten nennt; welche aber der grobe Pöbel überall Spione heißt. Gegen das Gift der geheimen Regierung giebt es nur ein Gegengift; das wirksam ist: der Stolz. Zwar ist der Stolz auch ein Laster und vielleicht das größte unter allen. Aber eben weil es das größte und mächtigste ist, beherrscht es die andern Schwächen als Despot und unterdrückt sie alle. Den einzigen Rath den man ehrlichen Leuten geben kann, sich zu wahren, ist: seid stolz! Bedenkt, daß ihr es mit Menschen zu thun habt, die ihr verachtet, und die euch verächtlich machen wollen, damit ihr

das Recht verliert sie zu verachten. Bleibt fern von ihnen. Und weil man euch nur für stark hält; so lange ihr brüllt wie die Löwen — so brüllt! Knurrt, beißt, kratzt den ganzen Tag, daß euch keiner nahe komme; ihr seid verloren sobald ihr liebenswürdig seid.

Samstag, den 16. Februar.

„Guten Morgen, Kammerherr. — Ihr Hoheit „geruhen wohl geruht zu haben. — Waren gestern „bei Hofe? — Unterthänigst. — Was Neues? — „Die Gräfin Amalie war en extase über das schöne „Wort, das Ihre Hoheit in der Kammer ausgespro„chen. — Erinnere mich nicht. — Ihr Hoheit ge„ruhten, als die Rede von der Oeffentlichkeit der „Sitzungen und dem Drucke der Verhandlungen war, „zu sagen: Thaten sind besser als Worte. — „Weiter? — der Graf bemerkte: vraiment le prince „Jean est un mirabeau. Die kleine gelbe Baro„nin Julie trat hinzu und sagte: oui monsieur le „Comte, le prince est une mire — à — beau. „Darauf erwiederte die Gräfin: Et vous, madame, „vous êtes une mirabelle. — c'est divin: Meine „Chocolade. Um eilf Uhr der graue Wagen vor. „Sie melden mich bei der Gräfin. — Der Hofrath „Böttiger, Aufseher im Japanischen Palais, bittet

„Ihre Hoheit unterthänigst einen Blick auf diese la-
„teinische poetische Zeilen zu werfen. — Der Ja-
„panische Narr soll mich in Frieden lassen mit sei-
„nem Latein. Was will er? — Es ist eine Ode
„Horace — vorace, Kammerherr! — an Ihre Ho-
„heit, über deren männlich-fürstlich-edel-hoch parle-
„mentarisches Betragen. — Was ist's? — Wie
„Ihre Hoheit zu sagen geruhten. Thaten sind
„besser als Worte. — Schicken Sie dem Hof-
„rath zwei Dukaten und ich ließe danken. — In der
„allgemeinen Zeitung stehen Berichte über die Stände-
„Versammlungen. — Worte, nichts als Worte,
„Thaten sind besser als Worte. Ich werde
„mit dem Minister sprechen. Es darf keinem Un-
„terthanen erlaubt sein, Berichte in eine auswärtige
„Zeitung zu schicken, ohne sie vorher der inländischen
„Censur vorgelegt zu haben. Wozu all das Ge-
„schwätz? Thaten sind besser als Worte.
„Meine Reitgerte! — Hoheit, diesesmal sind sie in
„guten Händen. Der Hofrath Böttiger läßt mer-
„ken: er sei Correspondent der allgemeinen Zeitung.
„— Was schreibt er? ha Bonbonnière! — Er
„spricht von der neulichen Sitzung, wo Ihr Hoheit
„zu sagen geruhten: Thaten sind besser als
„Worte. — Drei Dukaten bringen sie ihm. —
„Ein junger Künstler wagt es Ihrer Hoheit diese

„Skizze zu einem Gemälde vorzulegen. Es ist die „Kammersitzung, in welcher Ihre Hoheit zu sagen „geruhte: Thaten sind besser als Worte. „Sämmtliche hohen Stände-Glieder sind porträtirt. „— Mais Diable! man sieht ja ihre Gesichter nicht. „Nichts als Rücken; man meint ja es wäre der „Grundriß zu einem Brückenbau. — Delicieux! „Altesse. Der Maler wählte den Augenblick wo „der Minister in die Kammer tritt und sämmtliche „Mitglieder aufstehen und sich verneigen. — Hut! „Kammerherr, Sie erwarten mich bei der katholi„schen Kirche, und wenn Sie mich bei der Gräfin „wieder einsteigen sehen, kommen Sie mir entgegen, „Prenez cette Tabatière. A dio. — Thaten „sind besser als Worte." — — Mit Ausnahme Ihrer Worte die besser sind als alle Thaten. Dieser Brief ist kurz und bleibt kurz. Am mehr schreiben verhindert mich Viktor Hugos neues Drama, das vor einigen Tagen im Drucke erschienen und worüber ich zwei Tage, mit Lesen und Notiren zugebracht.

— Den *** habe ich immer als liberalen Mann gekannt. Ueberhaupt ist er brav und hat einen tüchtigen Charakter. Schade, daß seine Verhältniße ihn von politischer Thätigkeit, entfernt hal-

ten. In unserm verkrüppelten deutschen Philister-
walde, würde er als hohe Eiche hervorragen und
man würde ihn aus den Fenstern der fürstlichen
Palläste erkennen.

Neun und zwanzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 21. Februar 1833.

Lucrecia Borgia habe ich gestern aufführen sehen, nachdem ich das Drama gelesen, und ich kann jetzt gründlich davon sprechen, ob die Dame schön oder häßlich sei, denn ich habe sie am Tage und beim Kerzenlichte betrachtet. Ich muß wieder den Brutus machen. So oft ich Victor Hugo richte, ist es mir als sollte ich meinen Sohn verurtheilen. Ich liebe den Rebellen: denn nur mit solcher Kraft und solcher Kühnheit kann man sich so weit und so hoch verirren und ich hoffe, daß wenn er erst ganz die Besinnung verloren, er zur Besonnenheit zurückkehren wird.

Zu besserm Verständniß sollte ich Ihnen vorher einiges aus der wahren Geschichte der fürstlichen Familie Borgia mittheilen, wenn auch nur mit unleserlicher Hand, daß Sie so von der Hälfte der Wahrheit, die ich Ihnen erzählte, nur die Hälfte verstünden. Doch ich fürchte, noch so unleserlich, möchte das dem monarchischen Prinzip schaden, das jetzt kränklich und reizbar ist und das man schonen muß. Auch könnte dann geschehen, daß Sie vor Marat wie vor einem Heiligen niederfielen, und sie sollten keinen andern Mann anbeten, als den Einen.

Nach reiflicher diätetischer Ueberlegung, habe ich beschlossen, Sie mit der letzen Scene der Tragödie zuerst bekannt zu machen. Wenn Sie es dort oben, auf dem Gipfel der Greuel ausgehalten, ist weiter unten ein wahres Vergnügen. Einige Schritte den Berg hinab und Sie werden glauben in einer tugendhaften Region zu sein, und auf der Mitte des Berges wo man nur wenig mordet, könnte Ihnen die moralische Hitze vielleicht lästig fallen. Wenn in dem Drama Personen vorkommen die nur den Dolch gebrauchen, wird man gerührt, und man möchte ihnen um den Hals fallen. Mir erging es ganz im Ernste so. Ein Bandit, Vertrauter der Lucrecia, der alle ihre Missethaten ausführt oder einleitet, aber nur des Geldes willen, ohne Bosheit, erschien mir wie ein

edler Isländischer Justizrath und bei seinem Anblick ward mir ganz weinerlich zu Muthe.

Also in der letzten Scene befinden wir uns in Ferrara, wo damals Herzog Alphons von Este herrschte. Seine Gemahlin war Lucrecia Borgia. Eine junge schöne Prinzessin, eine der Nympfen der Circe Borgia, hatte in ihrem Palaste eine Anzahl venetianischer Edelleute zu einem Abendmahle eingeladen. Die Ritter tragen Rosenkränze in den Haaren, die schönsten jungen Mädchen verherrlichen das Fest, und eine Schaar aufwartender Mohren, erhöhen durch ihr Nachtgesicht den Glanz der Blumen, der Edelsteine und der goldenen Gefäße, die auf dem Tische prangen. Man lacht, man scherzt, man trinkt, man küßt, es ging gar nicht steif da zu und ich möchte wohl dabei gewesen sein. Beim Dessert tritt ein artiger Page mit goldenen Flaschen herein und fragt: Meine gnädigen Herren, Syrakuser oder Cyperwein? Die Ritter wählen Syrakuser. Unter den Gästen waren auch ein Ritter im schwarzen Mantel der sich mitten im Taumel durch seine Ruhe und Besonnenheit auszeichnet, ob er sich zwar auch Weintrunken anstellt. Das ist aber mein wackerer Isländischer Mensch, den ich so sehr liebe, weil er mit Justizräthlichem Pflichtgefühle seinen besten Freunden die Hälse abschneidet, da es sein Amt

ist, und er dafür bezahlt wird. Wenn ihn seine Gebieterin Lucrecia Borgia etwas Gutes thun heißt, thut er es auch. Kurz er ist ein Muster von treuem Staatsdiener, und er hat zu seinem fünfzigjährigen Amts-Jubiläum ganz gewiß einen Orden vierter Klasse mit einem allerhöchsten Belobungsschreiben erhalten.

Dieser schwarze Edelmann fängt plötzlich Streit an. Es war Schelmerei, es war verabredet. Die jungen Damen stellen sich erschrocken und verlassen den Saal. Die Händel werden beigelegt und man trinkt und lacht wie vor. Ein Weinlied wird angestimmt. Da mischen sich unsichtbare Geisterstimmen in den Chor, erst fern dann näher, erst leise dann stärker. Die lustigen Edelleute horchen auf, kehren aber bald zum Taumel der Vergessenheit zurück. Aber der wunderliche Gesang wird immer vernehmbarer. Es war ein Kirchenlied, ein Mönchsgemurmel, ein Grabgeläute. Die Ritter werden nüchterner. Da schlagen plötzlich große Flügelthüren auf, und man sieht im Hintergrunde, durch eine Estrade von dem Saale geschieden, ein schwarz behangenes von Kirchenlichtern erhelltes Zimmer, das Mönche in schwarzen und weißen Kutten, Fackeln in den Händen tragend, ausfüllen. Sie trugen Larven. Die weißen Gestalten steigen in den Saal hinab, und die Edelleute in der Mitte nehmend, stellen sie sich in zwei Reihen, und singen ihr schauerlich Latein. Die

Ritter lachen noch immer, sie meinen, die jungen Damen hätten sich einen Scherz machen wollen und sich als Mönche verkleidet. Darum hätten sie auch so schnell den Saal verlassen. Es tritt einer der Ritter zu den weißen Gestalten hin und reißt ihr die Maske ab. Da sieht er das wahrhaftige feuchte und bleierne Gesicht eines Mönchs. Den armen jungen Edelleuten gerinnt das Blut in den Adern.

Jetzt kömmt aus dem Hintergrunde des Trauerzimmers eine erhabene weibliche Gestalt hervor. Ihr weites schwarzes Sammtkleid, die goldene Schärpe um den Leib, das goldene Diadem in den Haaren, dessen Spitzen wie Irrlichter hin und her funkeln, gaben ihr das Ansehen einer Zauberin. Sie tritt an die Stufen der Estrade, und ruft mit Grimm und Spott in den Saal hinab: Du da! Ich habe Deinen Vater vergiftet. Nicht wahr, Du weißt das noch? Du da! Ich habe Deinen Bruder erwürgt. Du hast das gewiß nicht vergessen. Du dort! Ich habe Deinen Vetter ersäufen lassen, wie Dir wohl bekannt ist. So nennt sie fünf beim Namen. Jetzt müßt Ihr auch sterben, Ihr seid vergiftet. Aber beruhigt Euch, Ihr werdet christlich bedient werden. Mein Vater, der Papst, hat diese guten Mönche, für alle solche meine Angelegenheiten, gehörig ordinirt und dispensirt. Sie empfangen Euere Beichte und geben Euch die Absolution und

ein christliches Begräbniß wird Euch zu Theil. Seht dort! Auf ihren Wink treten die schwarzen Kutten zurück, die im Hintergrund des Trauerzimmers bis jetzt verborgen und man sieht fünf Särge neben einander, mit schwarzen Tüchern und weißen Kreuzen behängt und von Wachskerzen umstellt. Ueber jedem Sarge ist der Name seines künftigen Bewohners geschrieben. Die vergifteten jungen Leute, von den singenden Mönchen umgeben, wankten zu ihren Särgen hinab. Das Trauerzimmer schließt sich.

Lucrecia Borgia bleibt allein im Saale zurück; da gewahrt sie einen Jüngling und ruft entsetzt: Gennaro! Daß der auch beim Mahle gewesen, daß er auch vergiftet worden, das wußte ich nicht. Sie liebt ihn leidenschaftlich, er ist alles in der Welt was sie liebt. Sie fleht ihn an, er möchte sein Leben erhalten, er besitze ja noch das Gegengift. Gennaro zieht ein Fläschchen aus der Tasche und fragt, ob das hinreiche alle seine Freunde zu retten? Lucrecia jammert: nein. Da wirft er das Fläschchen weg und sagt: so wolle er sterben, aber sie sterbe vorher. Er greift nach einem Messer und zückt es nach ihr. Lucrecia wehklagt zu seinen Füßen: tödte mich nicht! Du nicht. Gennaro bleibt entschlossen. Da gesteht Lucrecia, sie wäre seine Tante; desto schlimmer! schreit Gennaro und stößt ihr das Messer in die Brust. Lucrecia röchelt: ich bin

deine Mutter! und stirbt. Sie war seine wirkliche Mutter; sie war aber auch seine Tante; sie war aber auch seine Großmutter. Die Genealogie der päpstlichen und fürstlichen Familie Borgia, war ein wunderliches, verwirrtes und künstliches Räthselspiel. Aber der Teufel konnte daraus klug werden.

Was der letzten Scene alles vorhergeht, ist jetzt für Sie von keiner großen Bedeutung mehr, doch will ich es kurz erzählen. Der erste Act spielt in Venedig, auf der Gartenterasse hinter dem Palaste eines Nobile, der ein Nachfest gab. Einige der Ballgäste, junge Ritter, sind im Freien und erzählen sich ihre Abentheuer. Es sind die nämlichen Edelleute, die später in Ferrara von Lucrecia vergiftet worden. Unter ihnen zeichnet sich durch sein stilles und schwärmerisches Wesen der junge Gennaro aus, den wir als Sohn der Borgia auch schon kennen. Er ist in venetianischen Kriegsdiensten, kennt seine Herkunft nicht, und schwärmt liebevoll mit dem Gedankenbilde seiner Mutter, die er nie gesehen. Er setzt sich auf eine Bank und schläft ein. Da naht sich eine maskirte Dame. Man hat vor uns keine Geheimnisse mehr: es ist Lucrecia Borgia. Diese hat ihren geliebten Sohn seit seiner Geburt nicht aus ihren mütterlichen Augen verloren. Sie sorgte im Stillen für ihn, ließ ihn bewachen, ihre Späher folgten ihm auf allen seinen Lebenswegen.

Von diesen erfuhr sie, Gennaro sei jetzt in Venedig. Sie eilte ihm nach, sich an seinem Angesichte zu erfreuen. Sie findet ihn schlafend, betrachtet ihn lange mit Entzücken und weckt ihn endlich durch einen Kuß. Gennaro schlägt die Augen auf und sieht angenehm überrascht eine schöne Frau zu seiner Seite. Zwar hat er schon eine Liebe, aber das im Schlafe zugefallene Glück mag er darum doch nicht verschmähen. Er ist artig gegen die Schöne und das Heilige ihrer zärtlichen Erwiederung ahndet der Jüngling nicht. Er gesteht ihr, er fühle sich durch eine wunderbare Gewalt zu ihr hingezogen, ihr könne er alle seine Geheimnisse vertrauen. Er erzählt ihr von seiner unbekannten Mutter, liest ihr die Briefe vor, die er durch fremde Hand von ihr erhalten. Lucrecia Borgia vergißt alle ihre Verbrechen und ist einmal glücklich, weil sie sich schuldlos fühlt. Aber von dem Balkon des Pallastes herab, hat einer der Edelleute Lucrecia Borgia erkannt. Er theilt das Geheimniß seinen Freunden mit. Sie alle hatten eine Blutschuld an ihr zu rächen. Sie stürzen mit Fackeln in den Garten hinab und wie die Rachegötter umringen sie Lucrecia. Einer tritt nach dem Andern hervor, einer schreit nach dem Andern: du hast meinen Vater, du hast meinen Oheim ermordet. Lucrecia, sonst abgehärtet gegen solchen Vorwurf, fühlt sich jetzt zerschmettert von ihm. Sie kann

den Schimpf nicht in Gegenwart ihres Sohnes ertragen, vor dem allein sie rein erscheinen möchte, an dessen Achtung unter allen Menschen ihr allein gelegen ist. Die Unglückliche ringt die Hände, bittet um Schonung und Erbarmen. Aber die Zornentbrannten setzten ihr Strafgericht fort, und donnern der Sünderin alle ihre Schandthaten ins Gesicht. Da tritt Gennaro als Ritter der Dame hervor und gebietet bei seinem Schwerdte Ruhe und Stille. Seine Freunde fragen ihn: kennst du sie denn? Sie reißen ihr die Maske vom Gesichte. Es ist Lucrecia Borgia! schreien sie. Gennaro, unter den wilden leichtsinnigen Gesellen der einzige tugendhafte und sittliche Mensch, haßt um so stärker als sie den weiblichen Teufel Lucrecia Borgia, deren Schreckensnamen durch ganz Italien zitterte. Er verhüllt sich das Gesicht, und wendet sich entsetzt von ihr ab.

In dem folgenden Akte kommen die Ritter nach Ferrara. Lucrecia sich zu rächen, lockt sie zu einem Gastmahle und läßt sie vergiften, wie wir erfahren. Auch Gennaro kömmt nach Ferrara und wird von den Sbirren des Herzogs von Este gefangen genommen. Dieser nämlich, der das Leben seiner Gemahlin Lucrecia nur zu gut kennt, läßt sie auf allen ihren Wegen beobachten, und so hatte er von seinen Spionen erfahren, daß Lucrecia in Venedig mit

Gennaro, einem ihrer Liebhaber, eine heimliche Zusammenkunft gehabt. Der Jüngling wird von dem beleidigten Fürsten und dem eifersüchtigen Gatten, dem Tode geweiht. Vorher, als er noch frei war, ging er mit seinen Kriegsgesellen vor dem herzoglichen Pallaste auf und ab. Der weiche tugendhafte Jüngling in seinem glühenden Hasse gegen die verruchte Lucrecia, verflucht die Mauern, verflucht die Steine des Pallastes, flucht seiner höllischen Bewohnerin. Unter dem Thore war der Name Borgia eingehauen. Gennaro in seiner Leidenschaft springt hinauf und sticht mit seinem Dolche den Buchstaben B ab, so daß nur Orgia bleibt. Diesen Schimpf erfahren Lucrecia und der Herzog. Lucrecia kennt den Thäter nicht; aber der Herzog kennt ihn. Er hat ihn in seiner Gewalt.

Der Herzog sitzt allein in seinem Zimmer. Da stürzt Lucrecia wuthentbrannt herein, da ist sie eine Furie wie in der Geschichte, keine liebende Mutter wie in der Fabel des Dichters. Und es blitzt aus ihren Augen, und donnert aus ihrem Munde. Und sie sagt ihrem Gemahl, welch ein Schimpf ihr geschehen, und sein Bettelvolk von Ferrara nähme sich gar zu viel heraus, und es sei doch sonderbar, daß er für ihre Ehre so wenig Sorge trage, daß er den Missethäter nicht aufsuchen lassen. Der Herzog hört sie kalt, ruhig und höhnisch an, und als sie ausgewüthet, sagt er: der

Missethäter ist gefunden. Wie! gellt Lucrecia — er ist gefunden und noch frei? Er ist gefangen, erwiedert der Herzog. Er ist gefangen und lebt noch? frägt Lucrecia in ihrem Grimme. Er wird sterben, erwiedert der Herzog eiskalt. Lucrecia läßt ihren Gemahl bei seiner fürstlichen Würde schwören, den Verbrecher hinzurichten, wer er auch sei. Der Herzog giebt sein Fürstenwort höhnisch lächelnd. Er winkt, der Verbrecher wird hereingeführt, und Lucrecia erkennt mit Entsetzen ihren Gennaro. Das ist der Thäter nicht, spricht Lucrecia. Gennaro tritt hervor und sagt: ich bin der Thäter. Lucrecia bittet ihren Gemahl um ein heimliches Gespräch. Gennaro wird abgeführt. Jetzt bittet sie ihren Gemahl um das Leben des jungen Mannes. Sie wolle großmüthig sein, es sei nur eine Laune gewesen als sie seinen Tod gefordert. Der Herzog erinnert sie, daß er ihr sein Fürstenwort gegeben, den Verbrecher zu bestrafen. Lucrecia erwiedert lächelnd: Eide sind für das Volk, nicht für uns Fürsten. Das ganze Haus beklatscht dieses Wort. Aber der Herzog läßt sich nicht erbitten. Alle Künste des Himmels und der Hölle ruft sie auf; Liebe und Haß, Wehmuth und Zorn, Lächeln und Thränen, Schmeicheleien und Drohungen. Alles umsonst. Sie droht ihrem Gemahle mit der Rache ihres Vaters des Papstes, mit ihrer eignen; sie erinnert

ihn daran, daß er ihr vierter Mann sei. Der Herzog spottet ihrer. Sie ist erschöpft, ihr Köcher ist ausgeleert. Ganz matt frägt sie ihren Gemahl, warum er ihr das Leben des Jünglings nicht schenken, ihr nicht den kleinen Gefallen thun wolle? Jetzt fängt der beschneite Herzog zu rauchen an, und ein Feuerstrom des Zorns stürzt aus seinem Munde. Er donnert: „weil er dein Liebhaber ist“ und jetzt hält er ihr alle Schandthaten ihres Lebens vor und endet: „Deine geliebten Männer können auch künftig durch jede Thüre zu dir kommen; aber die Thüre, durch welche sie wieder herausgehen, werde ich bewachen lassen — von dem Henker.“ Gennaro müßte sterben, sie solle selbst wählen zwischen Gift und Schwerdt. Lucrecia wählet Gift. Der Herzog läßt zwei Flaschen holen, eine silberne und eine goldene. In der goldenen sei der zubereitete Wein, den sie recht gut kenne. Daraus solle sie dem Gennaro einschenken, sich aber ja hüten, die Flaschen zu verwechseln, denn geschehe es, stünde draußen ein Mann mit einem nackten Schwerdte bereit, der auf einen Wink hereinstürzen und den geliebten Jüngling unter ihren Augen niederhauen werde.

Gennaro wird zurückgeführt. Der Herzog stellt sich gnädig, verzeiht ihm, trinkt ihm zu. Er trinkt aus der silbernen Flasche, Lucrecia füllt mit angstzitternder Hand einen Becher aus der goldenen

Flasche, und überreicht ihn ihrem Sohne. Der Herzog verläßt höhnisch das Zimmer. Lucrecia schreit ihrem Sohne zu: Ihr seid vergiftet; um Gotteswillen trinkt schnell aus diesem Fläschchen; es ist Gegengift, ein Tropfen und ihr seid gerettet. Aber Gennaro weigert sich zu trinken. Er sagt ihr: es sei ihm wohl bekannt, wie sie einst einen Fürsten vergiftet, indem sie ihm glauben gemacht, er sei es schon, und ihm im Gegengift ein Gift gegeben. Lucrecia verzweifelt über dieses verschuldete Mistrauen; aber die Mutterliebe giebt ihr Beredsamkeit, Gennaro glaubt und trinkt. Jetzt solle er schnell aus Ferrara eilen. Aber der unglückliche Jüngling läßt sich von seinen Freunden aufhalten und sich Abends zu dem Giftmahle verlocken. Dort, wie wir erfahren, stirbt er, nachdem er seine Mutter getödtet.

Und wozu, wozu alle diese Greuel? Außer den Schandthaten, die auf der Bühne unter unsern Augen geschehen, werden auch alle die erzählt, welche die Borgias seit jeher begangen. Warum die Kunst zur Schinderin, die Bühne zu einem Schindanger machen? Victor Hugo sagt in der Vorrede zum Drama: „La paternité sanctifiant la difformité „physique, violà le roi s'amuse: la maternité „purifiant la difformité morale, voilà Lucrece „Borgia . . . à la chose la plus hideuse „mêlez une idée réligieuse, elle deviendra

„sainte et pure. Attachez Dieu au gibet, vous „avez la croix.“ Unvergleichlicher Unsinn! Freilich bleibt Gott auch noch am Kreuze Gott, aber das Kreuz macht ihn nicht zum Gotte, und die Anbetung findet ihn dort nur mit Schmerz. Freilich behält der Edelstein auch noch im Kothe seinen Werth, und wer ihn da findet mag ihn aufheben; aber den Edelstein in solcher Fassung suchen und ihn darum vorziehen — käme das je Einem in den Sinn? Konnte uns der Dichter den Adel und die Macht der Mutterliebe nur in einer Lucrecia Borgia zeigen? Und ihre Mutterliebe ist keine Perle im Schmutze, sie ist Schmutz in Schmutz. Ihr Sohn ist eine Frucht der Blutschande, es ist der Sohn ihres Bruders.

Ich hätte noch gar manches zu sagen; aber mit einem guten Bruder Liberalen muß ich einige Nachsicht haben. Victor Hugo bemerkt in der Vorrede: die Minister möchten sich ja nicht schmeicheln, er habe sie vergessen. Keineswegs. Er werde zwar seine Kunst mit allem Eifer forttreiben, aber darum die Politik nicht vernachlässigen. „L'homme a deux mains.“ Schön gesagt! In Baiern bekäme er dafür ein doppeltes Urtheil. Fünf Jahr in's Zuchthaus für die rechte Hand und fünf Jahr in's Zuchthaus für die linke Hand. Doch hat unser gelehrter Frankfurter Feuerbach, in seinem unvergleichlich baierischen Criminal-Gesetzbuche für das Königreich

Baiern, dieses, wie noch manches andere vergessen. Wenn die rechte Hand bestraft wird, daß sie geschrieben, verdient die linke Hand dafür bestraft zu werden, daß sie das Papier festgehalten. Ueberhaupt könnte ich das baierische Criminalgesetzbuch mit vielen astronomischen Neuigkeiten bereichern. Erst kürzlich entdeckte ich einen sehr fernen entfernten Versuch zum Versuche eines Hochverraths-Versuchs. Es ist ein kleiner Nebelstern, aber zwei Jahr Zuchthaus wären immer dabei zu verdienen.

Samstag, den 23. Februar.

Gestern Abend im Bette fing ich die Leidensgeschichte eines Italiänischen Staatsgefangenen zu lesen an. Nach dem Kapitel worin er von den schrecklichen Gefühlen spricht, mit welchen man am ersten Morgen in einem Gefängnisse erwacht, schlief ich ein. Und als ich diesen Morgen erwachte, war mein erster froher Gedanke: Du bist frei! Und mein zweiter froher Gedanke war: Du bist nicht frei! Denn wärest du frei, würdest du nicht so froh sein, daß heute Samstag ist, der dir einen Brief bringt. Aber ich Glücklicher! Das ist kein carcero duro, und ich will es gern ertragen mein Leben lang. Ich erzähle Ihnen noch aus dem Buche. Es heißt: Le mie prigioni, memorie di Silvio Tellico da Saluzzo. Es ist ein Dichter aus Piemont, der zehen Jahre seines Lebens, von 1820 bis 1830, von seinem dreißigsten bis zu seinem vierzigsten Jahre, in verschiedenen Oestreichischen Staatsgefängnissen geschmachtet. Ich bringe das Buch mit. Künftigen Sommer, an solchen Abenden, wo die Lüfte trunken von den Bergen kommen, lese ich Ihnen daraus vor, Ihre Pulse zu stillen. Ich lernte Wilhelm Tell verstehen, und wie ihm vor dem

Kerker eines Oestreichischen Landtags schaudern mußte. Wer an solche Luft gewöhnt, hat keine Tyrannei zu fürchten — er erträgt sie nicht.

Ich hätte Ihnen noch einige Worte von der Demoiselle Georges sagen sollen, welche die Lucrecia Borgia ganz herrlich gespielt. Sie war ein Vulkan und alles was in dem dunklen Busen eines solchen Weibes kocht, kam donnernd und in Feuergüssen an den Tag. Das war freilich das Verdienst des Dichters, zugleich aber seine Schuld. Statt uns an den reinlichen gedeckten Tisch der Leidenschaft zu setzen, bringt er uns in ihre Küche, und dieses Mal war es des Teufels Küche. In mehreren Ecken des Saals wurde einigemal gezischt, bei solchen Stellen, wo alles zu nackt, zu roh, zu blutig erschien, wo einen das rothe Fleisch anekelte. Victor Hugo kömmt mir wie ein unmündiger reicher Erbe vor, der Wucherern in die Hände gefallen, und Schulden auf Schulden häuft. Wenn er es so forttreibt, kann er, bis er volljährig und verständig wird, sich arm gelebt haben. Man soll von den Zinsen seines Geistes leben . . . Und wie gefalle ich Ihnen als solider Mensch?

Dreißigster Brief.

Paris, Montag, den 25 Februar 1833.

Soll ich über Heines französische Zustände ein vernünftig Wort versuchen? Ich wage es nicht. Das Fliegenartige Misbehagen, das mir beim Lesen des Buches um den Kopf summte, und sich bald auf diese bald auf jene Empfindung setzte, hat mich so ärgerlich gestimmt, daß ich mich nicht verbürgen kann — ich sage nicht für die Richtigkeit meines Urtheils, denn solche anmaßliche Bürgschaft übernehme ich nie — sondern nicht einmal für die Aufrichtigkeit meines Urtheils. Dabei bin ich aber besonnen genug geblieben, um zu vermuthen, daß diese Verstimmung nicht Heines Schuld ist. Wer so große

Geheimnisse wie er besitzt, als wie: in der dreihundertjährigen Unmenschlichkeit der Oesterreichischen Politik eine erhabene Ausdauer zu finden, und in dem Könige von Baiern einen der edelsten und geistreichsten Fürsten, die je einen Thron geziert; den König der Franzosen, als hätte er das kalte Fieber, an dem einen Tage für gut, an dem andern für schlecht, am dritten wieder für gut, am vierten wieder für schlecht zu erklären; wer es kühn und großartig findet, daß die Herren von Rothschild, während der Cholera ruhig in Paris geblieben, aber die unbezahlten Mühen der deutschen Patrioten lächerlich findet; und wer bei aller dieser Weichmüthigkeit sich selbst noch für einen gefesteten Mann hält — Wer so große Geheimnisse besitzt, der mag noch größere haben, die das Räthselhafte seines Buches erklären; ich aber kenne sie nicht. Ich kann mich, nicht blos in das Denken und Fühlen jedes Andern, sondern auch in sein Blut und seine Nerven versetzen, mich an die Quellen aller seiner Gesinnungen und Gefühle stellen, und ihrem Laufe nachgehen mit unermüdlicher Geduld. Doch muß ich dabei mein eigenes Wesen nicht aufzuopfern haben, sondern nur zu beseitigen auf eine Weile. Ich kann Nachsicht haben mit Kinderspielen, Nachsicht mit den Leidenschaften eines Jünglings. Wenn aber an

einem Tage des blutigsten Kampfes ein Knabe, der auf dem Schlachtfelde nach Schmetterlingen jagt, mir zwischen die Beine kömmt; wenn an einem Tage der höchsten Noth, wo wir heiß zu Gott beten, ein junger Geck uns zur Seite, in der Kirche nichts sieht als die schönen Mädchen, und mit ihnen liebäugelt und flüstert — so darf uns das, unbeschadet unserer Philosophie und Menschlichkeit, wohl ärgerlich machen.

Heine ist ein Künstler, ein Dichter, und zur allgemeinsten Anerkennung fehlt ihm nur noch seine eigne. Weil er oft noch etwas anders sein will als ein Dichter, verliert er sich oft. Wem wie ihm, die Form das höchste ist, dem muß sie auch das einzige bleiben; denn sobald er den Rand übersteigt fließt er in's Schrankenlose hinab, und es trinkt ihn der Sand. Wer die Kunst als seine Gottheit verehrt, und je nach Laune auch manches Gebet an die Natur richtet, der frevelt gegen Kunst und Natur zugleich. Heine bettelt der Natur ihren Nektar und Blüthenstaub ab, und bauet mit bildendem Wachse der Kunst ihre Zellen. Aber er bildet die Zelle nicht, daß sie den Honig bewahre, sondern sammelt den Honig, damit die Zelle auszufüllen. Darum rührt er auch nicht wenn er weint; denn man weiß,

daß er mit den Thränen nur seine Nelkenbeete begießt. Darum überzeugt er nicht, wenn er auch die Wahrheit spricht, denn man weiß, daß er an der Wahrheit nur das Schöne liebt. Aber die Wahrheit ist nicht immer schön, sie bleibt es nicht immer. Es dauert lange bis sie in Blüthe kömmt, und sie muß verblühen ehe sie Früchte trägt. Heine würde die deutsche Freiheit anbeten, wenn sie in voller Blüthe stände; da sie aber wegen des rauhen Winters, mit Mist bedeckt ist, erkennt er sie nicht und verachtet sie. Mit welcher schönen Begeisterung hat er nicht von dem Kampfe der Republikaner in der St. Mery Kirche und von ihrem Heldentode gesprochen! Es war ein glücklicher Kampf, es war ihnen vergönnt den schönen Trotz gegen die Tyrannei zu zeigen und den schönen Tod für die Freiheit zu sterben. Wäre der Kampf nicht schön gewesen, und dazu hätte es nur einer andern Oertlichkeit bedurft, wo man die Republikaner hätte zerstreuen und fangen können — hätte sich Heine über sie lustig gemacht. Was Brutus gethan würde Heine verherrlichen so schön er nur vermag; würde aber ein Schneider den blutigen Dolch aus dem Herzen einer entehrten jungen Nähterin ziehen, die gar Bärbelchen hieße und damit die dummträgen Bürger zu ihrer Selbstbefreiung stacheln — er lachte darüber. Man ver-

setze Heine in das Ballhaus, zu jener denkwürdigen Stunde, wo Frankreich aus seinem tausendjährigen Schlafe erwachte und schwur, es wolle nicht mehr träumen — es wäre der tollheißeste Jakobiner, der wüthendste Feind der Aristokraten und ließe alle Edelleute und Fürsten mit Wonne an einem Tage niedermetzeln. Aber sähe er aus der Rocktasche der feuerspeienden Mirabeau, auf deutsche Studenten-Art eine Tabackspfeife mit roth-schwarz-goldener Quaste hervorragen — dann Pfui Freiheit! und er ginge hin und machte schöne Verse auf Marie-Antoinettens schöne Augen. Wenn er in seinem Buche die heilige Würde des Absolutismus preißt, so geschah es, außer daß es eine Rede-Uebung war, die sich an dem Tollsten versuchte, nicht darum, weil er politisch reinen Herzens ist, wie er sagt; sondern er that es, weil er Athemreines Mundes bleiben möchte, und er wohl an jenem Tage als er das schrieb einem deutschen Liberalen Sauerkraut mit Bratwurst essen gesehen.

Wie kann man je dem glauben, der selbst nichts glaubt? Heine schämt sich so sehr etwas zu glauben, daß er Gott den „Herrn," mit lauter Initialbuchstaben drucken läßt, um anzuzeigen, daß es ein Kunstausdruck sei, den er nicht zu verantworten

habe. Den verzärtelten Heine bei seiner Sybaritischen Natur kann das Fallen eines Rosenblattes im Schlafe stören; wie sollte er behaglich auf der Freiheit ruhen, die so knorrig ist? Er bleibe fern von ihr. Wen jede Unebenheit ermüdet, wen jeder Widerspruch verwirrt macht, der gehe nicht, denke nicht, lege sich in sein Bett und schließe die Augen. Wo giebt es denn eine Wahrheit, in der nicht etwas Lüge wäre? Wo eine Schönheit, die nicht ihre Flecken hätte? Wo ein Erhabenes, dem nicht eine Lächerlichkeit zur Seite stünde? Die Natur dichtet selten, und reimet niemals; wem ihre Prosa und ihre Ungereimtheiten nicht behagen, der wende sich zur Poesie. Die Natur regiert republikanisch, sie läßt jedem Dinge seinen Willen, bis zur Reife der Missethat, und straft dann erst. Wer schwache Nerven hat und Gefahren scheut, der diene der Kunst, der absoluten, die jeden rauhen Gedanken ausstreicht, ehe er zur That wird, und an jeder That feilt, bis sie zu schmächtig wird zur Missethat.

Heine hat in meinen Augen so großen Werth, daß es ihm nicht immer gelingen wird sich zu überschätzen. Also nicht diese Selbstüberschätzung mache ich ihn zum Vorwurfe, sondern daß er überhaupt die Wirksamkeit einzelner Menschen überschätzt, ob

er es zwar in seinem eigenen Buche so klar und schön dargethan, daß heute die Individuen nichts mehr gelten, daß selbst Voltaire und Rousseau von keiner Bedeutung wären, weil jetzt die Chöre handelten und die Personen sprächen. Was sind wir denn, wenn wir viel sind? Nichts als die Herolde des Volks. Wenn wir verkündigen und mit lauter vernehmlicher Stimme, was uns, jedem von seiner Parthei aufgetragen, werden wir gelobt und belohnt; wenn wir unvernehmlich sprechen, oder gar verrätherisch eine falsche Botschaft bringen, werden wir getadelt und gezüchtigt. Das vergißt eben Heine, und weil er glaubt, er wie mancher Andere auch, könnte eine Parthei zu Grunde richten, oder ihr aufhelfen, hält er sich für wichtig; sieht umher wem er gefalle, wem nicht; träumt von Freunden und Feinden, und weil er nicht weiß wo er geht und wohin er will, weiß er weder wo seine Freunde noch wo seine Feinde stehen, sucht sie bald hier, bald dort, und weiß sie weder hier noch dort zu finden. Uns andern miserabeln Menschen, hat die Natur zum Glücke nur einen Rücken gegeben, so daß wir die Schläge des Schicksals nur von einer Seite fürchten; der arme Heine aber hat zwei Rücken, er fürchtet die Schläge der Aristokraten und die Schläge der Demo-

kraten, und um beiden auszuweichen, muß er zugleich vorwärts und rückwärts gehen.

Um den Demokraten zu gefallen sagt Heine: Die Jesuitisch-Aristokratische-Parthei in Deutschland verläumde und verfolge ihn, weil er dem Absolutismus kühn die Stirne biete. Dann um den Aristokraten zu gefallen sagt er: er habe dem Jakobinismus kühn die Stirne geboten; er sei ein guter Royalist und werde ewig monarchisch gesinnt bleiben; in einem Pariser Putzladen, wo er vorigen Sommer bekannt war, sei er unter den acht Putzmachermädchen mit ihren acht Liebhabern — alle sechszehen von höchst gefährlicher republikanischer Gesinnung — der einzige Royalist gewesen, und darum stünden ihm die Demokraten nach dem Leben. Ganz wörtlich sagt er: „Ich bin bei Gott! kein Republikaner, ich weiß „wenn die Republikaner siegen, so schneiden „sie mir die Kehle ab.“ Ferner. „Wenn die „Insurrektion vom 5. Juni nicht scheiterte, wäre „es ihnen leicht gelungen, mir den Tod zu be„reiten, den sie mir zugedacht: Ich verzeihe „ihnen gerne diese Narrheit.“ Ich nicht. Republikaner die solche Narren wären, daß sie Heine glaubten aus dem Wege räumen zu müssen um ihr Ziel zu erreichen, die gehörten in das Tollhaus.

Auf diese Weise glaubt Heine bald dem Absolutismus, bald dem Jakobinismus kühn die Stirne zu bieten. Wie man aber einem Feinde die Stirne bieten kann, indem man sich von ihm abwendet, das begreife ich nicht. Jetzt wird zur Wiedervergeltung, der Jakobinismus durch eine gleiche Wendung auch Heine kühn die Stirne bieten. Dann sind sie quitt und so hart sie auch auf einander stoßen mögen, können sie sich nie sehr wehe thun. Diese weiche Art Krieg zu führen ist sehr löblich und an einem blasenden Herolde, die Heldenthaten zu verkündigen, kann es keiner der Kämpfenden Stirne in diesem Falle fehlen.

Gab es je einen Menschen, den die Natur bestimmt hat, ein ehrlicher Mann zu sein, so ist es Heine und auf diesem Wege könnte er sein Glück machen. Er kann keine fünf Minuten, keine zwanzig Zeilen heucheln, keinen Tag, keinen halben Bogen lügen. Wenn es eine Krone gälte, er kann kein Lächeln, keinen Spott, keinen Witz unterdrücken, und wenn er sein eignes Wesen verkennend, doch lügt, doch heuchelt, ernsthaft scheint wo er lachen, demüthig wo er spotten möchte; so merkt es jeder gleich, und er hat von solcher Verstellung nur den Vorwurf, nicht den Gewinn. Er gefällt sich den Jesuiten des Liberalismus zu spielen. Ich habe

es schon einmal gesagt, daß dieses Spiel der guten Sache nützen kann; aber weil es eine einträgliche Rolle ist, darf sie kein ehrlicher Mann selbst übernehmen, sondern muß sie Andern überlassen. So, seiner bessern Natur zum Spotte, findet Heine seine Freude daran zu diplomatisiren, und seine Zähne zum Gefängnißgitter seiner Gedanken zu machen, hinter welchem sie jeder ganz deutlich sieht und dabei lacht. Denn zu verbergen, daß er etwas zu verbergen habe, so weit bringt er es in der Verstellung nie. Wenn ihn der Graf Moltke in einen Federkrieg über den Adel zu verwickeln sucht, bittet er ihn es zu unterlassen; „denn es schien mir gerade damals bedenklich, „in meiner gewöhnlichen Weise, ein Thema öffentlich „zu erörtern, das die Tagesleidenschaften so furchtbar „ansprechen müßte." Diese Tagesleidenschaft gegen den Adel, die schon funfzig mal dreihundert fünf und sechszig Tage dauert, könnte weder Herr von Moltke noch Heine, noch sonst einer noch furchtbarer machen, als sie schon ist. Um von etwas warm zu sprechen, soll man also warten, bis die Leidenschaft, der er Nahrung geben kann, gedämpft ist, um sie dann von neuen zu entzünden? Das ist freilich die Weisheit der Diplomaten. Heine glaubt etwas zu wissen, daß Lafayette gegen die Beschuldigung der Theilnahme an der Juni-Insurrektion vertheidigen kann; aber

„eine leicht begreifliche Diskretion“ hält ihn ab sich deutlich auszusprechen. Wenn Heine auf diesem Wege Minister wird, dann will ich verdammt sein, sein geheimer Sekretair zu werden, und ihn von Morgen bis Abend anzusehen, ohne zu lachen.

Dienstag, den 26. Februar.

Sie fragten mich neulich, was das für eine dumme Geschichte mit den Würtemberger Ständen wäre? Dumme Geschichte ist ein Pleonasmus. Die Geschichte der Menschheit ist nichts als eine Geschichte der Dummheit. Was aber diese besondere dumme Geschichte bedeute, will ich Ihnen erklären. Ich will Ihnen die Sache so klein und weich wie durchgeschlagene Erbsen machen, und wenn Sie meine durchgeschlagenen Stände noch nicht genießen können, so ist das nicht meine Schuld.

Als man auf dem Wiener Kongresse den deutschen Bund bildete, gaben sich Oesterreich und Preußen die größte Mühe, die kleinen Fürsten dahin zu bringen, ihren Staaten repräsentative Verfassungen zu geben. Die großen Mächte hatten gut berechnet, daß dieses die kleinen Mächte von ihnen abhängig machen würde. Auch kam es wirklich so. Baiern, Würtemberg, Baden und die Uebrigen wären nicht zu Vasallen von Oesterreich und Preußen herabgesunken, wenn sie unbeschränkte Regierungen gehabt

hätten. Um die kleinen Fürsten leichter in das Garn zu locken, stellte sich Preußen damals an, als wolle es auch eine repräsentative Verfassung einführen. Die kleinen Fürsten merkten die List nicht und alle die Angst, die sie bei der Sache hatten, kam von ihren eigenen Völkern; die andern größern Gefahren sahen sie nicht. Aber diese Angst vor Constitutionen war fürchterlich. Schon sahen sie eine demokratische Sündfluth über ihre Throne zusammenstürzen und sie dachten gleich an Noah's Arche, in welcher sie sich im Falle der höchsten Noth mit all ihrem Viehe retten könnten. Wie es sich mit diesen Archen verhalte, an welchen die kleinen deutschen Fürsten zimmern, will ich Ihnen ein andersmal erklären. Ehe sie es nun wagten, ein kleines seichtes Wässerchen von Volksfreiheit durch ihre Ländchen schleichen zu lassen, zogen sie aus Furcht vor Ueberschwemmungen, Kanäle so breit und so tief, daß der Rhein, die Donau, und die Elbe zugleich darin Platz hätten. Und sie baueten Riesenwerke von Dämmen aus mächtigen Quadersteinen und gewaltigen Schleußen. Unsere Constitutionen sind nichts anders als Gefängnisse der Freiheit: daß die Freiheit nicht frei im Lande herumlaufe, wird sie in eine Kammer gesperrt. In diese Constitutionen, besonders aber in das Wahlsystem der Volks-Deputirten und in der Geschäfts-Ordnung der Kammern, wurden hundert Be-

stimmungen eingeführt, die alle den Zweck hatten, die kräftige Entwicklung eines wahren repräsentativen Systems zu verhindern. Bald darf man nicht sprechen, bald darf man nicht hören, die Einen werden stumm, die Andern werden taub gemacht. Ist ein Bischen frischer Wind in der Kammer, werden gleich alle Segel eingezogen. Wird etwas verhandelt was das Volk nahe angeht, wird es aus der Kammer gejagt, es darf den Sitzungen nur beiwohnen, so oft sie langweilig sind. Man meint freilich das wäre oft genug. In Baiern müssen die Deputirten, die auf sechs Jahre gewählt werden, in der ersten Sitzung um die Plätze in der Kammer loosen. Diesen numerirten Platz muß jeder Deputirte wie ein Schulbube behalten, er darf ihn nicht wechseln. Dadurch wollte man verhindern, daß die Gleichgesinnten sich nicht neben einander setzen, sich verabredeten und Parthei machten. Die liebe deutsche Schuljugend läßt sich auch das alles gefallen.

Eine andere Bestimmung ist fast in alle Constitutionen übergegangen. Passen Sie auf! Jetzt kömmt Ihre dumme Geschichte. Keiner darf als Deputirter gewählt werden, der irgend einmal eine Criminalstrafe ausgestanden hat. Hier dachte man aber keineswegs daran, gewöhnliche Spitzbuben aus der Kammer entfernt zu halten, Räuber, Mörder, Diebe, solche Fälle kommen

bei den höhern Ständen selten vor, und Menschen die nur etwas weniges gestohlen, würde man gern als ministerielle Deputirte sehen, damit sie lernen sich vernünftiger zu betragen. Sondern es kam darauf an, ausgezeichnete Patrioten, Männer welche den Regierungen besonders gefährlich, besonders unlenksam schienen, von der Deputirten-Wahl auszuschließen. Mit einem solchen Gesetze war das eine Kleinigkeit. Nichts ist in Deutschland leichter, als jeden ehrlichen Mann eine Criminal-Untersuchung, das heißt eine Ceiminalstrafe an den Hals zu werfen Und glauben Sie ja nicht daß hierbei die Regierungen willkürlich verführen; so glücklich sind wir nicht einmal; so glücklich sind wir nicht, daß unsere Fürsten, um Tyrannen zu sein, nöthig hätten, gesetzwidrig zu handeln. Die Tyrannei liegt schon in den Gesetzen. Alle deutsche Criminalgesetze wurden vor Einführung der repräsentativen Verfassungen, also ohne Mitwirkung der Stände, von den Fürsten allein, also im Geiste der unbeschränkten Herrschaft und nicht im Geiste der Freiheit gemacht. Mit diesen Gesetzen können die unschuldigsten Handlungen als Verbrechen erklärt und als solche bestraft werden. Unsere guten deutschen Hofräthe und Professoren, die Gott segnen möge — ich meine mit Verstand — kennen keinen andern Liberalismus als auf Legalität zu halten. Wenn einer von ihnen legal ins Zuchthaus kömmt,

weil er etwas drucken lassen, was die Gesetze als Majestäts-Verbrechen erklärt, sind sie es zufrieden und wenn sie als Deputirte um den Despotismus herumschleichen, und irgendwo einen Eingang suchen, und an allen Wegen steht ein Plakat mit den Worten: Legaler Weg, nämlich verbotener — kehren sie wieder um und glauben das ihrige gethan zu haben.

Jeder eifrige Volksfreund und Vertheidiger der Freiheit muß irgend einmal etwas thun, wodurch er seine Gesinnung öffentlich beurkundet. Er wird etwas freisinniger schreiben, etwas drucken lassen, an einer politischen Versammlung Theil zu nehmen, eine Protestation gegen eine Maßregel der Tyrannei unterzeichnen, oder etwas anders solcher Art. Alle diese Handlungen werden von den deutschen peinlichen Gesetzen als Majestäts-Verbrechen, Staatsverbrechen, Hochverrath angesehen und bestraft. Also alle Bürger, die sich solcher Verbrechen schuldig gemacht, fallen einer Criminal-Untersuchung und einer peinlichen Strafe zu, und sind daher auf ihr ganzes Leben von der Volksrepräsentation ausgeschlossen. Nun geschah es, daß für die jetzige Sitzung der Würtemberger Kammer, vier Männer zu Deputirten gewählt wurden, die viele Jahre vorher beim Demagogischen Umtriebe in Criminal-Untersuchung waren. Die Regierung erklärte, diese Wahl sei nach den Gesetzen

ungültig! die Opposition erwiderte; sie wäre gültig, denn obzwar jene Deputirten wirklich in einer Criminal-Untersuchung gewesen, so hätten sie doch keine Criminalstrafe ausgestanden, weil sie damals von dem Könige begnadigt wurden. Darauf entgegneten die Minister: das Recht der königlichen Gnade sei beschränkt und ihre Folgen erstrecken sich nicht so weit, einem Bürger seine bürgerliche Ehre wiederzugeben. Minister, Diener des Königs, die sonst Himmel und Erde in Bewegung setzen, wenn einer nur mit dem kleinen Finger die Rechte der Krone anrührt, beschränken selbst diese Rechte! Das einzige Recht, welches die Freiheit selbst den Fürsten lassen würde, das Recht der Begnadigung, läßt sich der König gern beschränken, nur um in der Kammer vier freisinnige Männer weniger zu haben! Aber die Würtembergischen Minister könnten es einmal bitter bereuen, das Recht der Begnadigung, das doch von den Fürsten auch auf jede andere höchste Regierungsgewalt überginge, beschränkt zu haben.

In Darmstadt ist etwas Aehnliches vorgefallen. Ein Advokat Hofmann, der vor vierzehn Jahren in Demagogischen Umtrieben verwickelt war, wurde zum Deputirten gewählt. Hofmann wurde damals aber nicht verurtheilt, sondern der Prozeß wurde niedergeschlagen, und der Angeschuldigte, wie die Juristen

weil er etwas drucken lassen, was die Gesetze als Majestäts-Verbrechen erklärt, sind sie es zufrieden und wenn sie als Deputirte um den Despotismus herumschleichen, und irgendwo einen Eingang suchen, und an allen Wegen steht ein Plakat mit den Worten: Legaler Weg, nämlich verbotener — kehren sie wieder um und glauben das ihrige gethan zu haben.

Jeder eifrige Volksfreund und Vertheidiger der Freiheit muß irgend einmal etwas thun, wodurch er seine Gesinnung öffentlich beurkundet. Er wird etwas freisinniger schreiben, etwas drucken lassen, an einer politischen Versammlung Theil zu nehmen, eine Protestation gegen eine Maßregel der Tyrannei unterzeichnen, oder etwas anders solcher Art. Alle diese Handlungen werden von den deutschen peinlichen Gesetzen als Majestäts-Verbrechen, Staatsverbrechen, Hochverrath angesehen und bestraft. Also alle Bürger, die sich solcher Verbrechen schuldig gemacht, fallen einer Criminal-Untersuchung und einer peinlichen Strafe zu, und sind daher auf ihr ganzes Leben von der Volksrepräsentation ausgeschlossen. Nun geschah es, daß für die jetzige Sitzung der Würtemberger Kammer, vier Männer zu Deputirten gewählt wurden, die viele Jahre vorher beim Demagogischen Umtriebe in Criminal-Untersuchung waren. Die Regierung erklärte, diese Wahl sei nach den Gesetzen

ungültig! die Opposition erwiderte; sie wäre gültig, denn obzwar jene Deputirten wirklich in einer Criminal-Untersuchung gewesen, so hätten sie doch keine Criminalstrafe ausgestanden, weil sie damals von dem Könige begnadigt wurden. Darauf entgegneten die Minister: das Recht der königlichen Gnade sei beschränkt und ihre Folgen erstrecken sich nicht so weit, einem Bürger seine bürgerliche Ehre wiederzugeben. Minister, Diener des Königs, die sonst Himmel und Erde in Bewegung setzen, wenn einer nur mit dem kleinen Finger die Rechte der Krone anrührt, beschränken selbst diese Rechte! Das einzige Recht, welches die Freiheit selbst den Fürsten lassen würde, das Recht der Begnadigung, läßt sich der König gern beschränken, nur um in der Kammer vier freisinnige Männer weniger zu haben! Aber die Würtembergischen Minister könnten es einmal bitter bereuen, das Recht der Begnadigung, das doch von den Fürsten auch auf jede andere höchste Regierungsgewalt überginge, beschränkt zu haben.

In Darmstadt ist etwas Aehnliches vorgefallen. Ein Advokat Hofmann, der vor vierzehn Jahren in Demagogischen Umtrieben verwickelt war, wurde zum Deputirten gewählt. Hofmann wurde damals aber nicht verurtheilt, sondern der Prozeß wurde niedergeschlagen, und der Angeschuldigte, wie die Juristen

sagen: ab instantia absolvirt. Hören Sie was ab instantia absolviren heißt, es ist etwas sehr schönes. Wenn nach dem sehr christlichen und sehr menschlichen deutschen Criminalrechte, man einem Angeschuldigten sein Verbrechen nicht beweisen und ihn also auch nicht verurtheilen kann, die Richter aber haben Lust das Schwerdt der Gesetze ihm sein ganzes Leben lang über dem Haupte hängen zu lassen, sprechen sie ihn nicht frei, sondern sie absolviren ihn ab instantia, so daß sie nach zwanzig Jahren den Prozeß wieder anknüpfen können. Hofmann wurde zum Deputirten gewählt. Die Regierung erklärte diese Wahl für ungültig, weil er in einer Criminal-Untersuchung verwickelt gewesen. Die Opposition erwiederte, aber Hofmann wäre doch nicht verurtheilt worden. Darauf entgegneten die Minister: aber Hofmann sei nicht freigesprochen worden, und wenn er es übrigens wünsche, würde man die unterbrochene Untersuchung fortsetzen. Hofmann wurde verworfen. Da habe ich nun vor einigen Tagen aus einem Briefe aus Darmstadt erfahren, mit welchem Eifer und mit welcher Schelmerei, die Ausstoßung Hofmann's von der Regierung betrieben wurde. Hofmann war in Preußische, das heißt in Original-Patent-Demagogische Umtriebe verwickelt. Preußen verfolgte ihn am meisten. Nun müssen Sie wissen, daß seit den Bundestagsbeschlüssen, Deutschland in

zwei Polizei-Distrikte eingetheilt ist. Das nördliche Deutschland hat den König von Preußen, das südliche den Kaiser von Oesterreich zum Polizei-Commissair. Ueber Beiden steht der Kaiser von Rußland als Polizei-Direktor. Darmstadt gehört zum Preußischen Distrikte. Daher war es die Obliegenheit der Preußischen Regierung, Hofmann's Eintritt in die Kammer zu verhindern. Was geschieht also? Einem Edelmanne, Mitglied der Kammer, gab man ein Schreiben in die Hand, welches der Preußische Gesandte in Darmstadt von seiner Regierung erhalten haben sollte. Darin hieß es: Hofmann habe sich im Jahr 1819 noch ganz anderer, noch schwererer Verbrechen schuldig gemacht, als die wegen welcher er damals in Untersuchung war. Und wenn er nach Preußen käme, würde er von neuem eingesteckt, und Preußen würde es durchaus nicht dulden, daß Hofmann in die Darmstädter Kammer trete. Diesen Brief zeigte jener Edelmann einigen bürgerlichen Deputirten im Vertrauen, und sagte ihnen — — wir wissen ja wie Edelleute mit Bürgern sprechen: — „Lieber Heyer — und wie sonst die Andern heißen — Sie kennen mich ja, Sie wissen, „daß ich liberal bin. Glauben Sie mir auf mein „Wort, unser Großherzog hat den besten Willen. „Aber was wollen wir thun? Haben wir eine Armee von zweimalhunderttausend Mann? Können

„wir uns Preußen widersetzen? Der Großherzog „hat mir gestern gesagt: vor dem Heyer ist mir am „meisten bange der wird Lärm machen.“ Dabei rieb sich der Baron die Hände, dabei zuckte er die Achseln, dabei klopfte er mit freiherrlichen Fingern auf die bürgerliche Schulter, und sagte in einer Viertelstunde dreißig Mal: Lieber Heyer! Der liebe Heyer, sonst ein braver, liberaler, verständiger Mann, ließ sich bereden, einschüchtern, und stimmte mit seinen Freunden gegen Hofmann.

Jetzt nach Cassel, wo die Wahlfreiheit auf eine andere Art verletzt worden. Wenn Sie diesen Brief gehörig studiren, werden Sie eine der vorzüglichsten Publizistin von Deutschland, und können Professorin des Staatsrechts auf einer deutschen Universität werden, und wenn Sie loyale Collegé lesen gar geheime Hofräthin. Was ich Ihnen aber folgend mittheile, geschieht nicht zu Ihrer Belehrung, sondern zu meiner eignen. Vielleicht können Sie mir über etwas Aufklärung geben, worin ich ganz im Dunkeln bin. In Frankreich und England sind die Regierungen froh, wenn Staatsbeamte zu Deputirten gewählt werden! natürlich, weil diese von ihnen abhängen und ihnen also am meisten anhängen: In Deutschland findet das Gegentheil statt. Wenn ein Staatsbeamter zum Deputirten gewählt wird: muß er, das Recht auszuüben, dazu die Erlaubniß

seiner Vorgesetzten haben und diese Erlaubniß wird oft verweigert. Welche Feinheit dahinter steckt begreife ich nicht. Nun wurde Jordan, Professor in Marburg, einer der edelsten und muthigsten freisinnigen Männer Deutschlands, zum Deputirten in die Hessischen Stände gewählt. Die Minister erklärten, sie erlaubten Jordan nicht seine Stelle anzutreten, und sie verboten ihm nach Cassel zu kommen. Jordan sagte: nach der Verfassung brauche ein gewählter Staatsbeamter nur die Erlaubniß seines unmittelbaren Vorgesetzten. Dieser sein Vorgesetzter sei die Universität die ihn gewählt habe; die Erlaubniß des Ministers brauche er nicht. Jordan reiste nach Cassel, und die Mehrheit der Kammer entschied sich für ihn. Der Minister ließ Jordan den Befehl zukommen, binnen 24 Stunden bei 20 Thaler Strafe Cassel zu verlassen . . . Stellen Sie sich vor: wenn hier ein Minister die Frechheit hätte, einem Deputirten bei 50 Franken Strafe den Befehl zukommen zu lassen, binnen 24 Stunden Paris zu verlassen! In Anklage-Zustand versetzte man den Narren nicht; aber man schickte ihn augenblicklich in einer Zwangsweste gekleidet nach Charenton. Aber unsere deutschen Philister hören so etwas erzählen, ohne daß sie sich darüber echauffiren, ja nicht einmal die Pfeife geht ihnen darüber aus. Gott erhalte mir meinen König Louis Philipp!

Wahrhaftig ich mache mir Vorwürfe, daß ich je ein Wort gegen ihn geschrieben; ich thue es aber auch nicht mehr . . . Jordan ging nicht aus Cassel und klagte bei den Gerichten. Diese verboten den Ministern bei fünfzig Thaler Strafe, Jordan nicht zu beunruhigen. Dieses war auch wieder ein Deutsches Temperier-Pulver! Die Gerichte hätten erklären sollen! Jordan als Deputirter wäre unverletzlich, und die Minister die ihn antasteten, machten sich des Hochverraths schuldig. Wegen dieses Streits haben die Sitzungen ihre Kammern noch nicht eröffnen können, und man ist begierig, was die preußische Regierung, zu deren Inspection auch Hessen gehört, in dieser Sache verfügen wird.

Mittwoch, den 27. Februar.

Heiland der Welt! Das monarchische Prinzip ist guter Hoffnung. Welch' ein Donnerschlag für mich! Die Herzogin von Berry, unsere liebe Frau von Blaye, die Enkelin Maria Theresiens, die gebenedeite Mutter des Wunderkindes, ist in gesegneten Umständen, durch den heiligen Geist in Gestalt eines Italienischen Prinzen, und wird in zwei Monaten ein neues Wunderkind gebähren. Die Herzogin hat es dem Gouverneur von Blaye zu wissen gethan: sie könne nicht länger schweigen, es sei ihr zu eng im Schlosse; seit sieben Monaten sei sie heimlich an einen Italiänischen Prinzen verheurathet, den sie aus Schamhaftigkeit nicht nennen wolle, und gestern stand dieses Evangelium groß im Moniteur gedruckt, und es wurde im Reichs-Archive niedergelegt zum ewigen Angedenken. Also war es doch wahr, was man neulich gemurmelt, als die Regierung zwei Aerzte so geheimnißvoll nach Blaye gesendet. Doch Verläumdung war es, was viele damals erzählten:

der Jude Dautz sei der heilige Geist der Berry gewesen, und er habe nicht des Geldes wegen, sondern in einem Anfalle von eifersüchtiger Wuth, seine Freundin verrathen. Schade das es Verläumdung war! Wahrlich es wäre ein Glück für die Welt, wenn einmal jüdisches Blut in christlich-monarchische Adern käme. Vielleicht stiege dann wieder ein weiser König Salomo auf den Thron, der die Sprache der Thiere verstände, und seinen Hofleuten in das Herz sehen könnte . . .

Du gute Karoline! ich wäre Dir zugethan, wenn Du keine Fürstin wärest. Du hast viel geliebt und es wird Dir viel vergeben werden. Aber Du bist ein thörichtes Weib! Dein Sohn ist noch ein Knabe, noch siebenzig Male kann er den Kreislauf der Sonne erleben — ein Tag für das Glück, eine Ewigkeit für den Schmerz — und Du suchst eine Krone für ihn? Laß ihn eine Lazarone werden! Laß ihn sich sonnen unter dem schönen Himmel Deines Vaterlandes! Laß ihn Muscheln suchen am Strande des blauen Meeres. Und ein Tag kann kommen, ein Tag des Schreckens und der Trauer, wo das wildtobende Volk durch die Straßen von Neapel braußt und man einen jammervollen König richtet. Dann schwankt Dein Sohn zu Deinem Grabe, kniet nieder und dankt es Deiner Asche mit heißen Thränen, daß Du ihn ein Bettler werden

ließest! Du erfährst es jetzt: Deine nächsten Bluts-verwandten häufen Schmach auf Dein Haupt, und machen Dich zum Gespötte der Welt. Das ist das Loos der Könige! Opferpriester oder Schlachtopfer, sind sie schuldig oder unglücklich.

Ein und dreißigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 27. Februar.

Die Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung hatte neulich, da sie etwas dumm monarchisches erzählte, hinter der Dummheit ein Fragezeicheu aufzustellen gewagt. Was ist das? Schon bei jeder anderen deutschen Zeitung sind Fragezeichen Generalbeichten, Rousseausche und Augustinische Bekenntnisse, und verrathen eine tugendhafte Reue und eine große innere Zerknirschung. Aber gar bei der Postzeitung, einem der Feigenblätter der deutschen Bundesversammlung! Das muß etwas bedeuten. Sollte sie vielleicht den Rest ihrer Abonnenten verlohren haben und durch die

Heldenthat des Fragezeichens sie zurückzuführen suchen? Erkundigen Sie sich darnach.

Was mir mein Michel für Verdruß macht, der deutsche Michel, der Dickkopf, ach! liebe Frau Gevatterin, das kann ich Ihnen gar nicht genug klagen. Der Junge bringt mich noch unter die Erde. Alle meine Vorstellungen, all' mein Bitten, mein Züchtigen — es hilft alles nichts. Hören Sie, was er wieder gethan hat. In Freiburg wurde Michel zum Bürgermeister gewählt, denn Michel ist liberal. Aber die Regierung verwehrte die Wahl, denn unsere Regierungen — und darüber muß ich lachen trotz meiner großen Betrübniß — haben Furcht vor Michel. Die Freiburger Bürger die Courage haben, nicht blos einen Tag, sondern zwei Tage lang, nehmen sich vor, Michel zum zweitenmale zu wählen. Was thut Michel? Auf seine gewohnte Art wird er gerührt, sentimental, großmüthig, tugendhaft, erhaben romantisch, und bittet seine guten Mitbürger sich wegen seiner in keine Ungelegenheiten zu setzen, und einen andern Bürgermeister zu wählen. Die Bürger deren zweitägiges Heldenfieber ohne dies vorüber war, ließen sich das nicht zweimal sagen, und aus Dankbarkeit gegen Michel, daß er sie von dem Drucke ihrer eignen Größe befreiet hat, wählten sie seinen Neffen, den jungen Michel zum Bürgermeister. Die Regierung war das herzlich gern

zufrieder und froh, daß sie so wohlfeil wegkam. Sie dachte, wie jede Regierung: das Volk ist ein Kind. Das eigensinnige Kind will Wein haben; Mama gießt zwei Tropfen Wein in's Wasserglas, es sieht gelb aus — da hast du Wein, jetzt sei ruhig. Das Volk will Michel haben; die Regierung giebt ihm etwas, das eine Farbe wie Michel hat, und sagt: da hast du Michel, jetzt weine nicht mehr. Das alles versteht sich von selbst.

Nun hören Sie aber was mein Michel weiter that. Nach geschehener Bürgermeisterwahl zogen die Freiburger Bürger mit Fackeln und Freudengeschrei vor das Michelsche Haus und riefen: es leben beide Michels hoch! Der junge Michel konnte vor Rührung nicht sprechen, aber der alte Michel war leider nicht in solchem Grade gerührt; sondern er schrie zum Fenster hinaus: „Hoch lebe unser „vielgeliebter Großherzog Leopold, der Wiederher„steller der Verfassung und des freien „Wahlrechts!“ Und die Bürger auf der Gasse schrien: „Hoch lebe unser vielgeliebter Großherzog „Leopold, der Wiederhersteller der Verfas„sung und des freien Wahlrechts!“ Und hoch und abermals hoch! Und der alte ernste Münster, den man noch niemals lächeln gesehen, lachte daß er wackelte, so daß ihm eine steinerne Trottel von seiner Mütze herabfiel.

Was that mein Michel in Stuttgard? Aber ich bin des Spaßes müde. In Stuttgart wurde Herr von Wangenheim, ein geistreicher und freisinniger Mann zum Deputirten gewählt. Die Regierung erkannte die Wahl nicht an wegen einer verletzten Förmlichkeit, die sie zum Vorwande eines Vorwandes nahm — Um Deputirter seyn zu können muß man im Lande wohnen; nun wohne zwar Herr von Wangenheim im Lande, aber er habe nicht erklärt daß er im Lande wohne. So ohngefähr habe ich die Sache verstanden. Der eigentliche Grund der Widersetzlichkeit war aber: Oesterreich und Preußen hätten den Herrn von Wangenheim mit Zorn in der Kammer gesehen, denn er stand früher selbst hinter den Coulissen der deutschen Bundes-Komödie, und war der erste jener Gesandten, von welchen, weil sie Liebelei mit der öffentlichen Meinung trieben, und die deutschen Völklein in ihrem Traume, daß sie ein Volk werden könnten, nicht stören halfen, die Bundesversammlung epurirt wurde. Uebrigens hatte Herr von Wangenheim eine Schrift gegen die Bundestags-Beschlüsse herausgegeben. Dieser von der Regierung vorgeschützte Mangel der Form wurde aber von Herrn von Wangenheim gehoben, und die Bürger nahmen sich vor, ihn zum zweitenmale zu wählen. Was thut nun Herr von Wangenheim? ganz das nehmliche was Herr von Rotteck in Frei-

burg gethan. Er war großmüthig, gerührt, romantisch, empfindlich. Er schmollte mit der Regierung wie mit einem Liebchen. Er schrieb seinen Committenten einen gerührten Brief: er entsage ihrer Wahl; denn durch deren Annahme würde er einen falschen Grundsatz, den die Minister geltend machen wollen, anerkennen und das wolle er nicht. Er verlasse Stuttgart, wünsche ihnen wohl zu leben, danke ihnen noch einmal herzlich und vertraue übrigens auf Gott. Wäre Herr von Wangenheim in die Kammer getreten, hätte er der Opposition die wenigen Stimmen die ihr zur Majorität noch fehlen, durch seinen Einfluß zuführen können. Aber um eines Paragraphs seines moralisch-politischen Kompendiums willen, verläßt er das Schlachtfeld, mögen Volk und Freiheit darüber ganz zu Grunde gehen. Möchte man sich da nicht die Haare aus dem Kopfe reißen? Ein Edelmann und doch edel! Ein Minister und doch großmüthig! Ein Diplomat und doch romantisch! So oft ich mit Schmerz und Unwillen wahrnahm, daß unsere deutschen bürgerlichen Deputirten, der Macht der Regierungen, die ein ungeheures Zeughaus von Listen uud Schelmereien besitzen, worin alle Waffen aufgehäuft liegen, welche geistliche und weltliche Tyrannei seit dreitausend Jahren geschmiedet haben, von den Leviten bis zu den Jesuiten, von dem Römischen Senate bis zu dem Venetianischen,

von Kaiser Augustus bis Louis Philipp, von Mäcen bis Metternich ... nichts entgegensetzen als ihren Gradsinn, ihre Aufrichtigkeit, ihre Treue, ihre Bescheidenheit — so oft ich dieses wahrnahm, tröstete es mich in meinem Kummer, daß wenigstens der deutsche Adel noch Spitzbüberei besitze, und daß er einmal zu uns herüber kommen würde und dann wäre uns geholfen. Da kam nun wirklich einmal ein Edelman zu uns herüber und — er war ein ehrlicher Mann!

Ich weiß gar nicht mehr was ich thun soll. Der einzige Trost, der mich noch aufrecht hält und mich vor gänzlicher Verzweiflung schützt, ist, daß der Hofrath Böttiger in Weimar den Großherzoglichen Weimarischen Falkenorden bekommen hat, und daher meine Unsterblichkeit gesichert ist, die mich für alle Leiden die ich in diesem irdischen Jammerthale ertrage, entschädigen wird. Wenn ich es Ihnen nicht erkläre, begreifen Sie in Ihrem Leben nicht, wie meine Unsterblichkeit mit dem Weimarischen Falkenorden und einem Sächsischen Hofrathe, den sterblichsten Dingen von der Welt zusammenhänge. Diese Dinge hatten früher nicht den geringsten Zusammenhang; aber indem ich sie neben einander stelle, bekommen sie einen. Schon in einem frühern Briefe

hatte ich etwas gegen den Hofrath Böttiger geschrieben; aber so wenig als heute geschah es aus Bosheit; ja was ich dort von seinen lateinischen Versen an eine höchste Erhabenheit erzählte, war wenigstens diesesmal gelogen. Die Sache ist: ich will ihn ärgern, damit ich unsterblich werde. Sie werden erstaunen über die Schelmereien die ich im Kopfe habe und welch' ein großer Staatsmann ich bin.

Herr von Cotta erzählte mir einmal, daß der Hofrath Böttiger Verfasser der Nekrologien sei, die seit vielen Jahren die allgemeine Zeitung enthalte. Nekrologie heißt die Lebensbeschreibung einer gestorbenen Person und kömmt aus dem Griechischen, von nekros, der Todte und logos, die Erzählung. Merken Sie sich das et embrassez-moi pour l'amour du grec. So oft ein berühmter Mann sein vierzigstes Jahr erreicht habe, — erfuhr ich — fange Böttiger dessen Nekrologie zu schreiben an und setze sie, von Jahr zu Jahre und Tag zu Tage gelassen fort; so daß sobald der berühmte Mann den Geist aufgiebt und noch vor seiner Beerdigung die Nekrologie fertig ist und in die Zeitung geschickt wird, so daß kein anderer Nekrolog dem Hofrathe zuvor kommen kann. Er, Cotta, sei einmal gefährlich krank ge-

wesen und man habe ihn in Deutschland todt gesagt. Gleich mit der nächsten Post, nachdem sich das falsche Gerücht verbreitet, wäre sein Nekrolog, von Böttiger verfaßt, für die allgemeine Zeitung eingegangen. Sie kam aber zu früh und brauchte glücklicher Weise nicht honorirt zu werden.

Da überlegte ich nun bei mir, daß, weil ich auch ein berühmter Mann bin und mein vierzigstes Jahr zurückgelegt habe, ich ganz ohne Zweifel in des Hofraths nekrologischem Schranke in der B-Schublade eingesargt liege. Zwar ist Böttiger viel älter als ich; da er aber einen Orden, nicht blos erhalten, sondern auch verdient hat und er überhaupt ein Mann ist, der nicht blos fünf grade sein läßt, sondern auch vier, wenn es ein großer Herr haben will: so gehört er zu denjenigen Menschen, die ein hohes Alter erreichen. Er kann mich daher leicht überleben und meine Nekrologie schreiben. Nun muß von zwei Dingen nothwendig eins geschehen: entweder er lobt mich oder er tadelt mich. Lobt er mich, so wird das auf Europa einen ungeheuern Einfluß haben; denn da es bekannt ist, daß ich sein Feind bin, wird jedermann begreifen, daß nur das große Gewicht meiner Verdienste ihn zur Gerechtigkeit zwingen konnte. Tadelt er mich aber, glaubt ihm keiner

und er wird ausgelacht, weil man weiß daß ich ihn geärgert habe. Auf diese Weise hängt meine Unsterblichkeit, und die Gemüthsruhe mit welcher ich meine Leiden ertrage, mit dem Weimarischen Falkenorden und dem Hofrathe Böttiger zusammen.

Freitag den 1. März.

Ueber die neue Preußische Judenordnung habe ich nicht gesprochen, weil ich gleich anfänglich vermuthete, was sich auch jetzt zu bestätigen scheint, daß es damit kein Ernst gewesen. Aber ganz gewiß, war es nicht der Zufall oder die Tücke eines deutsch-christlichen Narren, die diesen wahnsinnigen Gesetzentwurf bekannt gemacht. Er stand zuerst in der Leipziger Zeitung in einem Blatte, das ganz unter absolutistischer Eingebung steht. Auch hätte weder die Leipziger noch eine andere Zensur verstattet, daß eine Zeitung das Geheimniß einer deutschen Regierung bekannt mache, wäre die Mittheilung nicht von einer Hand geschehen, die aller Verantwortlichkeit überhebe. Ich zweifle nicht, daß der Artikel von einem der Helfershelfer der Preußischen oder einer andern Regierung eingesendet worden ist. Auch war der Gesetzentwurf in der allgemeinen Zeitung mit Bemerkungen begleitet, die den bekannten föditen Lobgeruch haben, mit welchen alle Handlungen der deutschen Fürsten beweihraucht zu werden pflegen.

Es hieß dort nach Anführung der unerhörtesten Gräuel: „Durch das ganze Gesetz blinkt ein Geist „der Milde und der Versöhnung durch, „vorzüglich aber das Bestreben des Staats, „die Juden wieder zu dem alten Satze zurück„zuführen: im Schweiße deines Angesichts „sollst du dein Brod essen.“ Diese Schweißtreibende Eigenschaft der Judenordnung ist das wahre Kennzeichen jeder ächt deutschen Gesetzgebung. Was man aber mit diesem Carnewals-Spaße bezweckte: ob es ein kleiner Luftballon war, den man, um den Wind zu erforschen dem großen voraussteigen ließ? Ob man in Preußen oder einem andern Staate wirklich daran denkt, die Juden in den Status quo des fünfzehnten Jahrhunderts zurückzuschnellen, und man vorher versuchen wollte, ob sie noch Elastizität genug haben sich das gefallen zu lassen? Ob man die Juden, und aus welchem Grunde nur ängstigen wollte? Ob es eine Wachtparade war, das deutsche Volk überhaupt in Schrecken zu setzen? Ob der Entwurf, wie ich mich früher einmal ausgedrückt, ein Ochse war, den man der Boa-Schlange der deutschen Revolution in den Rachen jagen wollte, um sie wehrlos zu machen und dann zu tödten? Oder was es sonst sein möchte — das kann ich nicht errathen. Doch es wird kund werden früher oder später.

Uebrigens könnte Preußen eine solche Judenordnung einführen und es würde gar nichts dabei verlieren, außer daß dann auch die Kurzsichtigsten vorhersehen würden, welche Zukunft dem ganzen Volke droht. Der alleinige Unterschied bliebe dann, daß man dem jüdischen Hunde mit einem Schnitte die Ohren kurz machte, während man sie dem christlichen nur nach und nach abschneiden würde „um dem armen Viehe nicht auf einmal zu wehe zu thun,“ wie jener Bediente sagte. Wenn man die Preußische Regierung beurtheilen will, muß man nicht blos auf das achten, was sie thut — denn das zeigt nur an was sie kann, sondern auch auf das, was sie spricht — welches anzeigt was sie will. Wenn ich das Berliner politische Wochenblatt lese, weiß ich gar nicht was ich denken soll. Ich sage denken — denn glauben Sie mir: ich drücke nie eine Empfindung aus, ehe ich von der heißen Dachkammer des Gefühls, in den Eiskeller der ruhigsten Besonnenheit hinabgestiegen bin, und dort die Probe gehalten habe; ob der Kopf mit dem Herzen übereinstimmt. Und so oft diese Uebereinstimmung fehlt, lösche ich meine Empfindung aus. In dem Berliner Wochenblatte werden despotische Grundsätze gelehrt, die mit dem Prinzipe des Protestantismus gar nicht zu vereinigen sind. Und wenn Preußen dieses Prinzip, seine Hauptstütze, erschüttert, sinkt es zum

Vasallen Oesterreichs hinab, um später von ihm wie ein Wurm zertreten zu werden. Wenn Preußen seine Zwecke erreicht, wird es die letzte unter den despotischen Mächten, statt daß es die erste unter den Freisinnigen könnte sein. Herr von Ancillon, der einzige dirigirende Minister in ganz Deutschland, der gut und schön schreiben kann — warum vertheidigt er nicht einmal die Vernunftmäßigkeit des Preußischen Regierungssystems gegen die Unvernunft der revolutionären Schriftsteller? Wir verlangen nicht, daß er, ein deutscher Minister, selbst, unter seinem eignen Namen mit uns Erdenwürmern spreche. Wir wissen recht gut, daß Gott nur wenig Auserwählten erscheint, und Angesicht in Angesicht mit ihnen redet. Aber Herr von Ancillon kann uns ja seine eigenhändigen Gesetztafeln durch einen seiner Moses schicken und versuchen ob wir dem goldenen Kalbe nicht abwendig zu machen wären. Aber er rede kalt, ruhig, vernünftig mit uns, und ohne alle Grobheit. Er nehme einmal auf eine Stunde an, daß wir es gut meinten, und nur in unwillkührlichen Irrthümern befangen wären. Wenn wir mit Worten wüthen, so ist das so natürlich als verzeihlich. Was sollten wir denn anders thun, da wir keine Macht, sondern nur Recht haben, und doch der Geist einen Körper haben muß, daß ihn auch die erkennen, die keine Sonntagskinder sind? Wenn aber die Organe

der Regierung zornig reden, so ist das der lächerlichste und zugleich der grausamste Pleonasmus. Ihre Gewehre, ihre Kanonen, ihre Kerker — was sind sie denn anders als plastische Grobheiten von Stein, Eisen und Stahl, während die unsern ganz unschädlich nur von Luft sind? —

In Preußen geht man damit um, die Justizbeamte für absetzbar zu erklären. Vielleicht wissen Sie nicht was das bedeutet. In den Staaten, wo der Despotismus nicht alle Schaam von sich geworfen, wo ihm noch ein kleiner Rest, ich sage nicht von Tugend, aber von Ehre geblieben, sind die Gerichtspersonen unabsetzbar, das heißt: wenn sie einmal ihre Stelle erhalten, darf sie die Regierung ihnen nicht wieder nehmen. Dieses ist der letzte Anker der Ruhe für jeden Bürger, der nun nicht zu befürchten braucht, daß sein Richter in die traurige Lage kommen könnte, entweder seine Stelle zu verlieren und mit Weib und Kinder zu verhungern, oder einen Angeklagten zum Tode, zum Kerker, zu Geldbußen zu verurtheilen, sobald es einem Wahnsinnigen, oder ruchlosen Minister beliebt. Dieser Schutz soll jetzt dem Preußischen Volke geraubt werden. Ich will es noch nicht glauben. Was bliebe denn jenen guten Preußen, die ich im Auslande so oft habe in die Enge treiben sehen, indem

man ihnen die Verderblichkeit ihres vaterländischen Regierungssystems unwiderleglich klar machte, und die dann immer auf das Wort zurückkamen: aber wir haben doch eine unabhängige Justiz — was bliebe ihnen noch für ein Vorwand übrig, ihre Loyalität, der sie sich schon halb schämen, nothdürftig zu vertheidigen? Freilich blieben ihnen dann noch ihre gerühmten A b c=Schulen übrig. Ich möchte sie aber fragen: Ob man denn ihren gelehrten A b c=Bauren etwas anders zu lesen verstattet als die Befehle der Regierung?

Nun freilich, wenn man anfängt, sogar in der Stadt Berlin selbst Verschwörungen zu entdecken, und selbst ein Cavallerie=Offizier und ein Regierungsrath sich des Hochverraths verdächtig gemacht haben, dann scheint es Zeit, die Richter unter der Zuchtruthe der Polizei zu bringen. Aber was wird es sie helfen? Sie werden höchstens einige junge Leute und dunkle Personen schuldig finden, aber nie einen Menschen von Bedeutung bis zur Straffälligkeit überführen können. Denn in Berlin reichen sich die freisinnigen Männer bis zu den ersten Stufen des Thrones die Hände und sie lassen sich nicht fallen. Ich freilich traute jenen Menschen nie, die seit fünfzehen Jahren ihren guten Willen zu verheimlichen und dem Despotismus, ihn zu verderben, Vertrauen

einzuflößen wüßten; doch giebt es andere ehrliche Leute, die ihnen trauen. Mögen sie sich nicht täuschen! Ich war immer der Meinung, daß wer faul wartet, bis die Früchte reif herabfallen, nur faule Früchte lesen wird. Man muß die Freiheit von den Bäumen brechen.

— Herr von Rotteck hat aus dem Sächsischen wieder einen liberalen Becher bekommen; es ist der zehente. Durch das neuliche Betragen des Herrn von Rotteck ist mir erst recht klar geworden, warum so viele deutsche Patrioten von 65 Pulsschlägen an diesem Manne hängen. Er treibt sein Becherspiel mit einer Vollkommenheit, wie ich es auf den Boulevards noch nie gesehen. Er hat eine Art, Einem den Liberalismus so bequem zu machen, daß es eine Lust ist. An schönen Mai-Tagen, wo es weder zu kalt noch zu warm ist, geht er mit seinen politischen Freunden spazieren, und macht sich über die faulen Bäuche lustig, die bei so herrlichem Wetter im Zimmer eingeschlossen bleiben. Kömmt aber der Sommer der Freiheit und das Volk fängt zu donnern und zu blitzen an, wird, sobald der erste Tropfen fällt, der Regenschirm der Legalität aufgespannt, man eilt in die Stadt zurück und wimmert: bleibt nur immer auf dem gesetzlichen Wege! Nahen die Weihnachten der Tyrannei und Bundes-

tagsbeschlüsse schneien vom Himmel herab, zieht Herr von Rotteck den Fuchspelz der Loyalität an, und er schreit zum Fenster hinaus: Hoch lebe unser vielgeliebter Großherzog, der Wiederhersteller der freien Verfassung und des freien Wahlrechts? Dabei ist man sicher, sich weder zu erhitzen, noch zu erkälten, und ein Jubelsenior zu werden und ein Belobungsschreiben zu erhalten. „Wenn ich nur was davon hätt“ — sagt Staberl.

Samstag den 2. März.

. . . . . Die öffentliche Meinung ist zu ihrer frühern Ansicht von dem Vater des Wunderkindes von Blaye zurückgekehrt. Die drei Könige welche die gebenedeite Prinzessin begrüßten, kamen wirklich aus dem Morgenlande, und der heilige Geist war ihr Landsmann. Als der schändliche Deutz die Herzogin verrieth, rief sie, sich selbst noch schlimmer verrathend aus: Le misérable! Je lui ai donné plus que ma vie! Seine Wohlthäterin, seine Freundin, die Mutter seines Kindes, ein unglückliches, wehrloses Weib zu verrathen! Aber nur den kleinsten Theil meines Grolls wende ich einem solchen Niederträchtigen zu. Den größten Theil spare ich für die Niederträchtigkeit der Regierungen auf, die Verbrechen, welche tausenfachen irdischen Tod, und selbst den Fluch des allbarmherzigen Gottes verdienen, wie die schönste Tugend belohnen. Das ist aber das Verderben jeder fürstlichen Herrschaft: sie kann sich nicht erhalten ohne Verrätherei; sie kann nicht ruhig leben, wenn nicht wechselseitiges

Mistrauen die Bürger aus einander hält. Man trete zu jeder Stunde in das geheime Kabinett jedes Königs, und findet man einen seiner Unterthanen bei ihm, mit dem er sich liebreich und freundlich, wie ein Bruder unterhält — ist es ein Weib, wird es eine Sängerin, ist es ein Mann, wird es ein Spion sein. Und selbst die Opersängerin hat nur den zweiten Platz in dem Herzen des Königs.

Zwei und dreißigster Brief.

Paris, Sonntag den 3 März 1833

Von dem aus dem Englischen übersetzten Werke: Mémoires d'un Cadet de famille par Trelawney, von dem ich Ihnen schon gesprochen, ist jetzt der dritte Theil erschienen. Ich kann Ihnen nichts schöneres zum Lesen empfehlen. Es wird Einem dabei, als wäre man früher blind, taub und von tausend Banden festgehalten, regungslos gewesen; und jetzt plötzlich frei geworden mit allen Sinnen und Gliedern, erfahre man erst, was die Welt sei, was leben heiße. Was der keckste Romanenschreiber in seinem Uebermuthe nur je erdichtet, ist Blödigkeit gegen das, was dieser Corsar wirklich gethan und

gelitten. Und doch ist nichts außerordentliches in ihm, als daß er sich außerordentlich viel Freiheit genommen. Nichts Ungewöhnliches ist ihm begegnet; aber er ist den gemeinen Dingen auf eine ungewöhnliche Art begegnet und das hat ihn groß gemacht. Man sieht: es ist in jedem Menschen eine Kraft gleich der des Dampfes, und wer diese zu finden und zu gebrauchen versteht, kann mehr vollbringen als tausend andere vereinte Menschen.

[illegible] nicht bloß ein Held ist Trelawney, er ist auch ein Meister im Malen und im Dichten. Nichts herrlicher als seine Beschreibungen von jener zauberhaften indischen Welt; nichts epischer und dramatischer als seine Schilderungen der Ereignisse und der Menschen und Völkerschaften die daran Theil genommen. Es begleiten ihn zwei komische Charaktere auf seinem abentheuerlichen Leben, der Koch und der Wundarzt des Schiffes, die Shakespear nicht schöner hätte darstellen können. Sie leben beide mit Geist und Herz nur in ihrer Kunst. Auf dem Meere und in der Sandwüste, bei Sturm und Sonnenschein, in der Schlacht und im lustigen Uebermuthe des Hafens, denken sie nur an kochen und heilen. Und auch hier sieht man was die Freiheit vermag. Der Koch wagt Gerichte, vor denen Vatel gezittert, der Wundarzt Heilungen, vor

welchen sich Dupüytrin versteckt hätte — und es gelingt beiden. Die unerhörtesten Speisen werden schmackhaft, die verzweiflungsvollsten Krankheiten und Wunden werden geheilt.

Wie herrlich ist die Beschreibung einer Tigerjagd! Die Schlachten von Marengo, Austerlitz und Eylau, sind, was der gezeigte Muth betrifft, Possenspiele dagegegen. Der Corsar schließt diese Schilderung mit den Worten: „Wie schön und glorreich wäre diese Jagd, wenn man in den Tigern, die Seelen aller Tyrannen der Erde vertilgen könnte!“

Denken Sie sich einen Helden in der Schlacht mit einer Rose vor der Brust; denken Sie sich eine Harfe, die durch den heulenden Sturm spielt, und einen Löwen, an seidner Schnur von einem schönen Kinde geführt — das war Zela dem Corsaren. Sie theilte alle seine Gefahren, und verschönte und belohnte sie. Da verlohr er sie durch den Tod. Am Strande des Meeres verbrannte er ihre Leiche, und wollte sich auf den Scheiterhaufen stürzen, den ihn aber seine Schwäche nicht erreichen ließ. Man entfernte den Bewußtlosen von der Jammerstätte. Mit Zela endeten die Träume seines Lebens, er erwachte und sein Glück war dahin. Er kehrte nach

England zurück, begrub sich lebendig in dem Schooße monarchischer Erde und wehrte mit grimmiger Hand den Würmern, die an den Sarg seiner Freiheit herankrochen. Trelawney haßte die ganze Welt, und sein Herz, groß genug die ganze Welt zu lieben, theilte er zwischen Zela und van Ruyter, seinem Freunde und Seegenossen. Van Ruyter war der edlere von beiden. Auch er kehrte nach Europa zurück, gerieth in die Sonnenbahn des Kaisers Napoleon, der ihn hoch hielt und ihn verwenden wollte. Aber Ruyter ließ sich nur von Napoleon gebrauchen, so lange er ihn gebrauchen wollte, und wußte im Helden den Kaiser zu verachten. In einem Treffen gegen ein englisches Schiff verlohr er das Leben. Sie werden gern erfahren, wie van Ruyter von Napoleon dachte.

„Er hat einige Dummköpfe von alten legitimen „Königen, von ihren wurmstichigen Thronen herab„geworfen; er hat ihnen den Purpur vom Leibe „gerissen und sie dann wieder aufgerichtet, um mit „der Menschheit seinen Spott zu treiben. Indem „er dieses that, dachte er freilich die Tyrannei ver„ewigen zu können, wenn er an die Stelle „der zernichteten Mächte Militair-Despoten setzte, „Aber er hoffte vergebens hierdurch seine Macht zu „befestigen, und die Ehrgeizigen durch die Bande

„der Erkenntlichkeit an sich zu fesseln. Als wenn „sich ein Ehrgeiziger je um ein anderes Glück als „nur sein eignes bekümmern könnte! Napoleon kann „freilich für die Welt gute Folgen haben; doch sind „wir ihm keinen Dank dafür schuldig, denn er hat „bei allem sein Thun nicht das Gute beabsichtigt, „sondern das Böse. Ein verrosteter Riegel ist „schwer zurückgeschoben; ist es aber einmal geschehen „und es gelingt einem ihn wieder vorzuschieben, „wird er nie mehr so gut als früher schließen. „Was ein Meister zu seinem Vortheile seine Arbeiter „lehrt, das wenden diese später zu ihrem eignen an. „Napoleon hat unsern Kindern die Taschenspieler-„Künste mit Päpsten, Fürsten, Königen und andern „solchen Gliedermännern gezeigt. Wir Alten hängen „noch zu sehr an unserem Schaukelpferde und Blei-„soldaten; aber unsere Söhne werden die Puppen „unserer Zeit verachten, sie auf immer wegwerfen „und ein Männerspiel spielen."

„Der Kaiser wollte mir, als ein Zeichen seiner „großmüthigen Gesinnung etwas schenken, das keinen „Schilling werth war — das Band der Ehren-„legion. Er hätte mich entehrt durch meine „Ernennung zum Ritter; ich wäre lieber Glücksritter „und Gauner geworden.

Trelawney verspricht in der Folge auch sein späteres Leben zu beschreiben. Um sich aus der verpesteten monarchischen Luft der europäischen Staaten zu retten, nahm er an allen jenen Kämpfen Theil, die, seit dem Sturze Napoleons, in allen Ländern für die Freiheit versucht worden sind. Von der Gesinnung und der Schreibart unseres Helden, mögen folgende Stellen zeugen.

„Die Gicht, der Schlagfluß, die Wassersucht „und der Stein sind meine lieben Freunde und „Freundinnen. Ich verehre sie, ich grüße sie mit „dem Hute in der Hand, als die mächtigsten unter „den unversöhnlichen Feinden der Könige und Priester. „Das sind unbestechliche Jakobiner. Wenn der „Pfaff das Saatkorn eines armen Pächters gestohlen, „und seine Zehenten-Schweine verschlungen hat, „fühlt er freilich keine Bisse des Gewissens; aber „oft fühlt er ihre Qualen in den großen Zehen „seines Fußes, und das Schwein hört nicht auf „in seinem Bauche zu grunzen, als bis es sich an „seine Rippen und an seinem Halse fest gefressen „hat; dann erstickt es ihn, mit allen Anzeichen eines „gerechten Schlagflusses.

„Ich beschäftige mich, die Geschichte meines „Lebens zu vollenden. Die Folge wird zeigen, daß

„ich kein geduldiges Werkzeug in den Händen der „despotischen Willkühr war und mich nie zu jenen „niederträchtigen Sklaven gesellt habe, die in Haufen „zu den Füßen der Reichen und Mächtigen krochen. „Nach meiner Rückkehr in Europa hatten alle Ty- „rannen ihre Gladiatoren versammelt, um die ver- „maledeite Dynastie der Bourbons wieder auf den „Thron zu setzen. Das Kriegsgeschrei in Europa „war die Unverletzlichkeit und Machtvollkommenheit „der legitimen Tyrannen, und alle Dummköpfe, „Schwärmer und Narren, wurden gleich Jagdhunden „hinter die Freiheit gehetzt. Ueberall wurden Preise „auf die Köpfe der Patrioten gesetzt; man beraubte, „man verfolgte, man ermordete sie mit gerichtlichen „Floskeln. Dann wurden sie gleich Indischen „Parias aus der Gemeinde gejagt, und wer sie „berührte, war, wie sie, der Schmach verfallen. „Ich, der ich so viel von der Tyrannei gelitten, „haßte aus der tiefsten Seele jede Unterdrückung. „Ich stand dem Schwachen gegen den Starken bei; „ich schwur mich mit Leib und Seele dem Kriege „zu weihen, und in dem heiligen Kampfe gegen die „gekrönten Betrüger, ihre Minister und Pfaffen, „auch den Dolch nicht zu verschmähen. Als die „Tyrannei siegte, theilte ich das Geschick jener „unüberwindlichen Geister, die durch die ganze „Erde in der Verbannung umherschweiften, und ich

„lieh' ihnen meine schwache Hülfe, die Betrügereien „jener von Motten zerfressenen Legenden, welche „das Menschengeschlecht so lange betrogen haben, „an den hellen Tag zu bringen.“ (O! hätten wir statt Rotteck und Welcker, den einzigen Trelawney auf unserer Seite.)

„Ach! diese edlen und hochherzigen Menschen „sind nicht mehr! Sie fielen als Schlachtopfer „jener erhabenen Sache, die sie mit einer bewunde„rungswürdigen Kraft vertheidigt; doch dauernde „Denkmäler haben sie zurückgelassen, und ihre „Namen werden ewig leben. Ach! lebten sie jetzt, „hätten sie den Baum, den sie pflanzen halfen „blühen gesehen! — — hätten sie das Jahr „1830 und dann das ihm so glorreich folgende „Jahr 1831 erlebt, wie würden sie gejauchzt haben, „die Reihe der Tyrannen durchbrochen, ihre Dumm„gläubigen gemaulkorbt, und die Verschwörung, „welche die Freiheit der Völker ersticken sollte, ver„eitelt zu sehen.

„Ja! die Sonne der Freiheit, erhebt sich über „den feilen Sklaven Europens, sie wird sie aus „ihrem langen Todesschlafe erwecken. Der Geist „der Freiheit schwebt wie ein Adler über der Erde, „und die Seelen der Menschen strahlen den Glanz

„seiner goldenen Flügel zurück. Möge Frankreich, „dem Adler gleich, den es früher wie zum Spotte „zu seinem Sinnbilde genommen, jetzt aber im „Ernste annehmen muß — möge es seinen Kindern „seinen erhabenen Flug lehren; möge es sie lehren, „das Gestirn der Welt, in den Mittagsstrahlen „seines Ruhms, ohne geblendet zu werden anzu„schauen. Die Hoffnungen und die Blicke aller „edlen Menschen sind jetzt auf Frankreich gerichtet, „und jedes Herz, das nur ein Hauch großherziger „Gesinnungen belebt, wird bei dem Klange dieses „schönen Namens, das reinste Mitgefühl wieder„klingen" . . . Auch wir! Auch uns! Wir wollen mächtig rufen, und der Ruf steige von Ort zu Ort bis er zum Donner anwachse, bis der Tarische Pallast davon erbebe — es lebe die Freiheit! es lebe Frankreich!

Montag den 4. März.

Wie ich heute in der Zeitung gelesen, haben die Preußischen Minister das neue Judengesetz verworfen. Mit welcher Schadenfreude habe ich das so kommen sehen! Wie schlau ist der hohe deutsche Adel! das monarchische Prinzip ist in den Talmud gefahren und hat ihn geheiligt, und heilig sind alle die an ihn glauben. Bald wird der Messias der Juden geboren werden, bald wird das Wunderkind von Blaye das Licht der Welt erblicken. Der Jude Deutz, eines frommen Rabbiners glorreicher Sohn, ist jetzt Stiefvater des Herzogs von Bordeaux, Schwager des Königs von Neapel, noch verwandt mit dem Französischen, Spanischen, Portugiesischen Hause; verwandt mit Oesterreich, Preußen, Baiern, Rußland, Hohenzollern-Sigmaringen und hundert andern ehrlichen und natürlichen Vettern. Und er wird sein Volk erheben und es großmachen, und die Juden werden zwar fortan, wie früher außer dem Gesetze leben; aber nicht wie früher *unter* dem Gesetze, sondern, Fürsten gleich, *über* dem Gesetze. Die

schönen Tage Zions kehren zurück und das hohe Lied Salamonis wird ein allerhöchstes Lied werden. Dem armen Magistrate zu Freiberg in Sachsen, der erst kürzlich verordnete, es soll kein Jude ohne Begleitung eines Polizeidieners durch die Stadt reisen, wird es am Halse jucken, denn er wird sehr fürchten den Galgen verdient zu haben. Wehe nun allen, die je einen Juden gehaßt, verfolgt und gelästert, sie finden keinen Stein in Europa, auf dem sie ihr müdes Haupt niederlegen können. Zwischen Sibirien und der Haus-Vogtei, zwischen Köpenik und Spielberg, lauert auf sie alle zehen Schritte ein Hochverrath, alle zehen Schritte ein Majestätsverbrechen. Schon hat sich Deutz bei Gerard sein Porträt bestellt, vor dem jeder, der ihn einmal mit nicht gehöriger Ehrfurcht angesehen, knieend Abbitte thun muß. Der Bundestag wird eine Bundeslade, das Taxische Haus eine Stifshütte werden, und der rothe Adler-Orden wird erbleichen vor dem Juwelen-Glanze der Urim und Thumim. Ihr Töchter Israels, lernt die Nase rümpfen, Knixe machen und Französisch sprechen! denn Ihr werdet hoffähig werden. Und Ihr, meine guten Deutschen, aller Fürsten treues Volk ruft: es lebe unser vielgeliebter Deutz I., der Wiederhersteller der weiblichen Verfassung in ihrer ursprüng-

lichen Gestalt und des freien Herzens-Wahlrechts hoch! Halleluja! Halleluja!

— Nichts ist schwerer im menschlichen Leben — ausgenommen einen Zitronenkern herausfischen, wenn er am Boden eines vollen Glases Limonade liegt — als es mit den Deutschen acht Tage hinter einander gut zu meinen, so sehr sie es auch verdienen und so unglücklich sie auch sind. So oft ich über sie weine, haben meine Thränen nicht Zeit zu trocknen, und ich muß schon wieder lachen. So oft ich über sie lache — nun freilich das kann niemals lange dauern. Es ist nicht meine Schuld. Auch der beste Mensch, der doch jedes Kind, so oft es hinfällt mitleidig aufhebt, obzwar keine Gefahr dabei ist, muß doch lachen, wenn er einen erwachsenen Menschen fallen sieht, der sich doch so leicht beschädigen kann. Das deutsche Volk ist ein solch erwachsener Mensch mit Kindesbeinen, und man muß lachen so oft es auf den Kopf fällt. Es ist gar zu ungeschickt, zu zerstreut, zu gelehrt. Da sind Rotteck und Welcker, Männer die es gewiß gut meinen, und auf welche sonst so viele als auf ihre Erretter sagen. Sie haben der guten Sache mehr geschadet als deren schlimmste Feinde. Sie haben sich und ihre Leidensgenossen aus der Sklaverei befreiet, ließen aber

ihrem Tyrannen, die Pferde im Stalle zurück waren ehrlich und flüchteten sich zu Fuße und wurden bald von den verfolgenden Reitern wieder eingeholt und mit Schimpf zurückgeführt. Sie haben das Volk mitten auf seiner Siegesbahn aufgehalten, ja es oft zurückgehen heißen und jetzt steht es da, weiter vom Ziele als je, denn es kennt den Weg nicht mehr und hat die Richtung verlohren. Wo sie handeln sollten, sprechen sie, und wo sie reden sollten, die schlafenden Herzen aufzuwecken, sprachen sie so lange und viel, bis die wachen Herzen vor Müdigkeit wieder einschliefen. Da wurde Welcker wegen eines Preßvergehens zu zweimonatlichem Gefängnisse verurtheilt. Der schuldige Artikel stand vor der Sündfluth, nehmlich vor den Bundestagsbeschlüssen, im Freisinnigen. Ich erinnere mich nicht mehr was er strafwürdiges enthalten; ich glaube man fand darin ein Majestätsverbrechen, daß Welcker ausgerufen hat: O du unglücklicher Fürst! Welcker appellirte an das Gericht zu Mannheim, und neulich kam die Sache dort vor. Zwei Tage dauerten die Verhandlungen, täglich sieben Stunden. Welkers Vertheidigungrede dauerte fünf Stunden. Wäre die Sitzung öffentlich gewesen, dann könnte ich wohl begreifen, wie er seine Vertheidigung benutzen wollte, dem Volke Dinge mitzutheilen, die ihm zu wissen gut sind. Wären Geschworne da, die man zu bewegen hat,

könnte ich das auch begreifen. Aber in einem heimlichen Gerichte, vor Richtern, vor gelehrten und gebildeten Männern, die das alle eben so gut wissen als Welcker, aber es entweder nicht beachten wollen oder nicht beachten dürfen, fünf Stunden zu sprechen, das zeigt große Schwäche an. Fünf Stunden! Erinnern Sie sich noch, was ich Ihnen vorigen Winter geschrieben: wie hier einer der Geschwornen, auch bei einem unbedeutenden Preßprozeße, nach dem der Advokat des Angeschuldigten schon anderthalb Stunden gesprochen, plötzlich aufstand und rief: haltet ein, sonst rührt mich der Schlag, und wie er nach Hause ging und ihn wirklich der Schlag gerührt? Nun wahrlich, wäre ich einer von Welckers Richtern gewesen und der Schlag hätte mich verschont, hätte ich fromm die Hände gefaltet, die Augen zur Erde gerichtet und gebetet: „o du heiliger Rhadamantus da unten stärke mich, daß ich gerecht bleibe, denn es gelüstet mich sehr, den armen unschuldigen Mann der da vor mir steht, für jede Stunde die er gesprochen, auf ein Jahr zum Gefängniß zu verurtheilen!

So heimlich wurde das Gericht gehalten, daß man Wachen außen vor die Fenster stellte, aus Furcht es möchte jemand horchen. Welcker wurde freigesprochen und Abends brachten die Bürger

Musik im Fackelzuge, um die Unpartheilichkeit der Gerichte zu feiern. Die Freude galt Welcker, aber so mußte gedruckt werden. Ließen sich hier in Paris Menschen einfallen, einem Richter, zu Danke für seine Unpartheilichkeit eine Nachtmusik zu bringen, würde er diesen Unverschämten seinen Code Napoleon mit allen Kommentaren auf die Köpfe werfen, oder er klagte den andern Tag wegen Amtsbeleidigung. Aber bei uns ist keine Ehre, weder im Volke noch in der Regierung.

Dienstag, den 5. März.

Ich denke heute wie ich gestern dachte: es giebt keine Ehre mehr, weder im Volke noch in den Regierungen. Diese Münze der Tugend ist ganz verschwunden und dahin ist es gekommen, daß wer noch einen Theil von ihr besitzt, sie verstecken muß, daß er nicht beraubt und mishandelt werde. Das Verderben ist alt, nur seine Offenbarung ist neu; früher schlich es im Dunkeln, jetzt wandelt es frech am hellen Tage umher. So lange das monarchische Prinzip seine tägliche Sättigung fand, war es zahm und mild; jetzt da ihm oft die Nahrung mangelt, zeigt es seine angeborne wilde Natur, und geht wie ein reißendes Thier auf Beute aus. Die Fürsten sind eine Art höllische Berggeister, die in den Schacht des menschlichen Herzens hinabsteigen, dort das Erz vom Golde reinigen, das Gold mit Füßen treten und die Schlacke zu Tage fördern. Wo sie einen Gang der Tugend finden, wird er verschüttet, wo eine Ader der Leidenschaft, wird sie bearbeitet und

zum Laster ausgebrannt. Nicht blos einzelne Menschen, ganze Provinzen, Städte, Gemeinden, werden verführt, bestochen, besoldet, zum schnödesten Knechtdienste angeworben. Weil der einzelne Mensch, so schwach und lüstern er auch ist, doch nicht immer das Herz hat, um seines eignen Vortheils willen ein Verbrechen auf sich allein zu nehmen, giebt man ihm den willkommenen Vorwand, seine Tugend für das beste seiner Gemeinde zu verkaufen; so beschwichtigt er sein Gewissen, so vergißt er, daß ein Theil des Sünderlohns ihm selbst zukömmt. Der König von Baiern, von Oesterreich und den Jesuiten belehrt und gegängelt, übt diese Regierungskunst mit einer schauderhaften Unbedenklichkeit. Die Aqua Toffana der Machiavellisten-Politik wird in das reine deutsche Blut getröpfelt, daß es schwarz werde wie die Seele des Giftmischers. Die Aemter, die Behörden, die Gerichtshöfe, die der Stadt in welcher sie wohnen, Geldvortheile bringen, werden versteigert und denjenigen Gemeinden zugeschlagen, die am meisten Niederträchtigkeit dafür bieten. So wurde Aschaffenburg und Würzburg, Zweibrücken und Kaiserslautern hinter einander gehetzt. Die Bürgerschaft, die Magistrate schickten Deputationen nach München. Diese versprachen alles, verleugneten alles, verriethen alles was man wollte, und bettelten

um einen Panisbrief. Der König empfing sie gnädig. Und das sind die Fürsten, die sich Stellvertreter Gottes nennen! Ein Glück für die Welt, daß es die Welt nicht glaubt — wer glaubte sonst noch an Gott?

Drei und dreißigster Brief.

Paris, Samstag, den 9. März 1833.

Liebe Getreue! . . . Wenn Sie jetzt erwarten, ich würde Ihnen hierauf etwas Schönes sagen, haben Sie sich jammervoll verrechnet. Liebe Getreue bedeutet nichts anders als lieber Hund. Sie sind mein Stand und als solcher den deutschen Ständen gleich, mit welchen die Fürsten und Minister, so sehr sie Stände sind, nicht mehr Umstände machen als mit Hunden. Also: liebe Getreue! Lieber Hund! Du . . . . Du ist die einfache Zahl von Ihr, wie Ihr die Mehrzahl ist von Du. Die deutschen Fürsten und Minister reden ihre Stände mit Ihr an. Wäre nur ein Deputirter in der Kammer, der

im Namen des Volks da säße, würden sie, weil er das Volk vorstellt, Du zu ihm sagen. Du ist der Kraftausdruck der Väterlichkeit und Schulmeisterlichkeit, das Band, welches Vater mit Kind, Schulmeister mit Schulbuben vereinigt . . . . Also: Liebe Getreue! Lieber Hund! Du hast in Deinem heutigen Briefe uns einen Antrag Deines Mannes mitgetheilt, des Inhalts: wir sollten erst im Mai zusammenkommen, statt wie es früher verabredet war, schon im März. Und hoffe er, daß, ob dies zwar unsern neuesten Bundesbeschlüssen entgegen sei, wir doch geneigt sein könnten, von unserer legislativen Machtvollkommenheit ein klein wenig nachzulassen. Darauf thun wir Dir zu wissen: Dieser Antrag ist eine Vermessenheit, welche Staunen erregen muß. Das monarchische Prinzip ist unser Glaubensartikel, wir werden uns niemals ändern, sondern fort und fort mit unsern getreuen Hunden verfahren wie uns beliebt. Wir erwarten demnach, daß Du, sollte sie wiederkehren, diese Motion mit verdientem Unwillen aufnehmen werdest. Uebrigens liebe Getreue, lieber Hund, bleiben wir Dir in Gnaden gewogen.

— Fragt mich Einer: aber was sollten sie thun? Sie sind Beamte, von der Regierung abhängig; sollten sie, die Ehre des deutschen Volks

zu retten, mit ihren Weibern und Kindern Hunger sterben? Ich sage nein, das fordere ich nicht, ich erwarte das nicht immer. Aber wie vergißt man sich nie, wie ist man auf seinen Vortheil, bei Tage und bei Nacht immer so wachsam, daß Einem niemals die Tugend überrascht, und man mit Aufopferung eine schmachvolle Beleidigung abwehrt? Erst vor einigen Tagen wurden hier zwei Staats-Beamte, weil sie den Tag vorher als Deputirte gegen die Minister gestimmt, ihrer Stellen entsetzt. Gleich in der folgenden Sitzung erhoben sich darauf eine Menge ministerieller Deputirten, die auch Beamte waren, und eiferten auf das heftigste gegen jene Absetzungen, gegen jenen schändlichen Seelenverkauf, den die Regierung von den Staatsbeamten fordert. Vielleicht bereuten alle diese Männer ihre edle Aufwallung schon eine Stunde später; vielleicht als sie nach Hause kamen, mit ihrer Familie um den vollen Tisch saßen, riefen sie schmerzlich aus: morgen müssen wir hungern! und verwünschten dann ihre Uebereilung. Vielleicht war es kein ruhiges Pflichtgefühl, das sie so handeln ließ, sondern nur eine Phantasie des Tugendrausches. Doch genug, sie vergaßen sich. Wehe aber denen die nie vergessen, daß sie schwache Menschen sind — Gott wird sie vergessen!

Und die bessern unter den deutschen Volksvertretern, die Unglückseligen! — sie verstehen den

bösen Zauber mancher Worte nicht; sie vergessen, daß es ein Spott ist, mit ihrer Freiheit, so lange sie dulden, daß sie ihre Fürsten mit liebe Getreue und mit Ihr anreden! Wie aufmerksam ist man hier auf solche Wort-Despotie! Die mauvais sujets unter den französischen Ministern, steifen sich, ihre Berichte an den König mit fidel sujet zu unterzeichnen. Niemals lassen die Oppositionsblätter dieses ungerügt hingehen. Und bekümmert sich auch ein Minister nicht um den Tadel, und kehrt zu seiner Kriecherei zurück, so wird doch durch die beharrliche Opposition, der tägliche Straßenkoth knechtischer Gesinnung weggekehrt, und er kann sich nicht Berges hoch anhäufen wie in Deutschland.

Vier und dreißigster Brief.

Paris, Sonntag den 10. März 1833.

Die gerichtliche Untersuchung wegen des Tumults, der im Oktober 1831 in Frankfurt am Allerheiligenthore stattgefunden, ist im Februar dieses Jahres beendigt worden. Also schmachten die der verbrecherischen Theilnahme angeschuldigten Bürger schon sechszehen Monate lang im Kerker und wissen ihr Schicksal noch nicht. Jetzt hat man erst die Akten zum Richterspruche auf die Universität geschickt und es ist bekannt, welche lange Zeit der Verstand deutscher Gelehrten braucht, bis er zur Reife kömmt. Ist es nicht unerhört, ist es nicht schauderhaft, zwischen der Schuld und der Buße, oder zwischen der Un-

schuld und der Freisprechung, eine Ewigkeit der Qual zu setzen, die entweder die verdiente Strafe grausam erhöht oder die Freisprechung ganz trügerisch macht? Das ist aber der Fluch unseres Vaterlandes, daß selbst die schlechtesten Regierungen keinen Platz mehr zur Willkühr finden, weil schon die böse Laune der Gesetze allen Raum einnimmt. Selbst der boshafteste Richter, wenn er einen Angeschuldigten, der in seine Hände gefallen, aus Rache peinigen wollte, vermöchte dies nicht, sobald die Anschuldigung ein Staatsverbrechen betrifft. Da hören alle Schranken zum Schutze des Unschuldigen, zum Troste des Schuldigen auf; der Richter hat keine zu übertreten. Jeder eines Staatsverbrechens Angeklagter, ist vogelfrei in seinem Kerker. Glücklich wenn er einem gewissenlosen Richter in die Hände fällt: Dann hat er doch Hoffnung ihn mit Gold zu bestechen. Ist aber der Richter ein ehrlicher Mann, ein sogenannter treuer Staatsdiener, ist der Unglückliche verloren. Ein solcher treuer Staatsdiener sieht die Bäume vor dem Walde nicht; der Mensch ist ihm nichts, der Staat ist ihm alles, und — was noch unheilbringender: er sieht den ganzen Staat in der Regierung, und sieht die ganze Regierung in dem Fürsten. Auf diese Weise sind dreißig Millionen Deutsche nichts, und ihre dreißig Fürsten sind alles. Fragen Sie einen solchen wahnsinnigen deutschen

Staatsgelehrten: was bezweckt denn der Staat? Er antwortet Ihnen: die Sicherheit des Eigenthums, der Freiheit und des Lebens der Bürger. Lachen Sie wenn Sie nicht weinen müssen. Das Eigenthum wird so sehr gesichert, daß die Abgaben um die Kosten des Staatsschutzes zu decken, den größten Theil der Nation zu Bettlern machen. Die Freiheit wird so sehr gesichert, daß die Bürger darüber zu Sklaven werden. Das Leben wird so sehr gesichert, daß man es hinter den Riegeln eines Kerkers bewahrt und man sein Bischen Leben, was sie Einem in der Freiheit lassen, zehen Male im Tage verwünscht. Was bleibt nun übrig, das verdiente gesichert zu werden? Jede Monarchie ohne Theilnahme des Volkes an der Regierung — in der Gesetzgebung durch Deputirte, in den Gerichten durch Geschworne, in der bewaffneten Macht durch Nationalgarden — ist nichts als eine organisirte Räuberei; ich ziehe die im Walde vor, wo man mit Muth sich oft retten kann, wo einem wenigstens die Wahl bleibt, sich in die Räuberbande aufnehmen zu lassen. Sicherheit! Denken Sie sich einen Geizigen, der immer besorgt wäre, man möchte ihm seine Schätze stehlen. Er baut sich ein großes mächtiges Haus, sie darin zu verwahren, und bringt tausend künstliche Befestigungen darin an. Die Baukosten verschlingen sein ganzes Vermögen, jetzt hat er ein Schatzgebäude,

aber keinen Schatz mehr. So haben wir einen Staat aber keine Menschen darin.

Die deutschen Strafgesetze gegen Staatsverbrechen, und besonders die Art und Weise auf welche mit einem Angeklagten die gerichtliche Untersuchung geführt, und die Gesetze auf einzelne Fälle angewendet werden -- das alles ist fürchterlich! Sie sind ein Frauenzimmer und brauchten diese Schändlichkeiten nur zu fühlen, nicht zu verstehen; aber die Sache ist so klar, daß sie selbst ein Kind begreift und sich davor entsetzt. In einem monarchischen Staate werden Staat und Fürst für Eines angesehen, und so wird jedes Staatsverbrechen zur Beleidigung des Fürsten, und jede Beleidigung des Fürsten zum Staatsverbrechen. Und dieser Fürst der beleidigt worden, bestimmt selbst die Strafe der Beleidigung, bestraft selbst den Beleidiger; denn die Richter, die Gesetzgeber sind des Fürsten Beamte, werden von ihm eingesetzt und abgesetzt, und ihr Schicksal und das ihrer Familie hängt von ihrer Folgsamkeit gegen die Wünsche und Launen des Fürsten ab. So nimmt jede fürstliche Rache den Schein des Rechts und, was noch gefährlicher ist, selbst die verdienteste Strafe nimmt den Schein der Rache an. Bei aller Rechtspflege kömmt es nicht blos darauf an, daß Recht gesprochen werde, sondern auch daß jeder Bürger im Staate

die Zuversicht habe, daß Recht gesprochen werde. Was hilft alle Sicherheit, wenn man nicht das Gefühl dieser Sicherheit hat? Der Traum einer Gefahr kann Einen im warmen, weichen Bette so sehr ängstigen, als diese Gefahr selbst. Aber dieses Gefühl der Sicherheit, diese Zuversicht auf strenge Rechtlichkeit kann ein deutscher Bürger nicht haben, in allen Fällen wo es ein Staatsverbrechen betrifft. Tiefe Nacht umgiebt den Kerker, die Untersuchung wird geheim geführt, der Richterspruch wird geheim gefällt, die Vertheidigung bleibt verborgen, der erste Strahl des Tages fällt auf das Blutgerüst, ein bleiches, gramgefurchtes Haupt fällt — ob schuldlos oder schuldig, das wird Gott einst richten. Wie wird ein armer deutscher Staatsgefangener im Kerker behandelt? Mit Menschlichkeit? Oder wird er gefoltert? Wer kann es wissen? Kömmt er endlich frei, haben oft lange Leiden die Kraft seiner Seele gebrochen, oder er hat wohl in seinem heißen Gebete um Rettung, den Himmel gelobt, wenn er ihn befreie, wolle er allen seinen Feinden vergeben, jede Kränkung vergessen — er schweigt und klagt nicht. Vielleicht hat mam ihm auch einen Schwur der Verschwiegenheit als Preis seiner Befreiung aufgelegt

In freien Staaten, wie in Frankreich und England, werden die gerichtliche Untersuchung und die

Vertheidigung öffentlich geführt, und das Urtheil wird öffentlich gefällt. Nicht die Beamten des Königs richten einen Angeschuldigten, sondern das Volk selbst richtet ihn, durch seine Geschwornen. Der Eingekerkerte ist keiner Willkühr Preis gegeben, denn die freie Presse bringt jede seiner Klage zur öffentlichen Kunde. Minder gefahrlos ist es unter reißenden Thieren wohnen, als in einem Lande ohne Oeffentlichkeit der Gerichte, ohne Geschworne und ohne Preßfreiheit. Ein Tiger verurtheilt sein Schlachtopfer zum augenblicklichen Tode, niemals zu lebenslänglicher Pein. Sie werden die Leidensgeschichte zweier unglücklichen Jünglinge in den Oestreichischen Staatsgefängnissen lesen, und dann werden Sie begreifen, wie die Zunge eines Tigers zur Liebkosung werden kann.

Die Tugend und Gerechtigkeit eines deutschen Fürsten, wo sie noch gefunden wird, hilft hier gar nicht. Ist nicht der Kaiser von Oesterreich ein tugendhafter und ein gerechter Fürst? Wem hat das noch gefrommt? Die Bosheit, Leidenschaft und Grausamkeit liegen schon in den Gesetzen; aber diese stammen nicht von der Bosheit, Leidenschaft und Grausamkeit der Gesetzgeber, sondern von ihrer Verrücktheit. Sie vergessen, daß eine Regierung der Menschen willen da ist, und glauben der Mensch

wäre geboren um regiert zu werden. Darin ist der Wahnsinn. Sie können täglich in der Zeitung lesen was in Baiern geschieht. Baiern in der Schule Oesterreichischer, Preußen in der Schule Russischer Tyrannei unterrichtet, jagen uns von Süd und Nord ihre unglücksschwangern Wolken zu, und bald wird das Verderben auf das Herz des Vaterlandes niederfahren und der Haselstock wird die Knute küssen und jeden treffen der sich seiner Zärtlichkeit in den Weg stellt. Ein Baierischer Handelsmann, der außer Landes ist, wird vorgeladen, sich „gegen die Anschuldigung der Hülfsleistung zum entfernten „Versuche des Hochverraths“ zu verantworten! Wäre das nicht so schrecklich, sollte man nicht glauben, eine Scene aus den femmes savantes oder den Précieuses ridicules zu lesen? Ein Anderer, ein Zeitungsredakteur, der sich geflüchtet, wurde wegen eines Preßvergehens, außer der knienden Abbitte vor dem Bilde des Königs und einer dreijährigen Zwangsarbeitshaus-Strafe, noch verurtheilt: während seiner dreijährigen Strafzeit jedes Jahr den Tag vom dritten Juli in einem einsamen Gefängnisse zuzubringen, und während vierzehen Tage im Monat Juli, abwechselnd 3 Tage bei Wasser und Brod zu fasten. Als ich das deutsch las, hatte ich es ganz mißverstanden und so gedeutet: Der Gefangene bekomme drei Tage blos Wasser ohne Brod und drei Tage

blos Brod ohne Wasser. Ich wunderte mich gar nicht darüber, denn ich dachte, es sei eine sinnreiche deutsche Rache gegen die französische Juli-Revolution. Aber aus dem Constitutionnel, der das Urtheil in seiner ganzer Ausdehnung mit den Unterschriften der Richter enthielt, erfuhr ich erst seinen wahren Sinn. Es heißt dort: verurtheilt . . . „à observer un jeûne de quinze jours chaque mois de Juillet de chaque année de son enprisonnement, de manière qu'il ne doit recevoir pendant trois jours que du pain et de l'eau, pendant les trois jours suivant la nourriture dûe aux prisonniers, et ainsi da suite et alternativement pendant la quinzaine.“ Was wird es dem Herrn Oestreicher (so heißt der verurtheilte Zeitungs-Redakteur) in der Freiheit gut schmecken! Er komme jedesmal im Juli zu uns, und wir wollen ihn vierzehen Tage lang abwechselnd, drei Tage mit Champagner und Austern, und drei Tage mit Burgunder und Trüffelpasteten bewirthen und dabei auf die Gesundheit des Herrn Staatsrathes Feuerbach trinken — nämlich auf die Gesundheit seines Kopfes. Ich habe Ihnen schon früher gesagt, daß diese schönen Baierischen Kriminalgesetze keineswegs aus einer alten barbarischen Zeit herstammen, sondern daß sie im neunzehnten Jahrhundert, zwanzig Jahr nach der französischen Erklärung der Menschenrechte ver-

faßt worden sind, und daß sie größtentheils der Staatsrath Feuerbach so herrlich ersonnen. Glauben Sie aber ja nicht, daß dieser unser berühmte Landsmann darum ein boshafter oder einfältiger Mensch sein müsse. Ich kenne ihn zwar nicht, doch mag er der beste Mensch, der zärtlichste Gatte, der liebevollste Vater, der großmüthigste Freund sein. Das hilft aber hier alles nichts. Sobald einem deutschen Rechtsgelehrten Staatsverbrechen auf den Kopf fallen, wird er wie vom Schlage gerührt, alle seine Geisteskräfte werden gelähmt, und er sinkt ganz zu dem irren Zustande eines kindisch und unmündig gewordenen Geistes herab. Er ist dann kein Mensch mehr, er ist nur noch ein Thier das ißt und trinkt und — ein Staatsdiener.

Das Wenigste von den bisher gesagten findet zwar auf Frankfurt eine Anwendung. Da dort keine monarchische, sondern eine republikanische Verfassung herrscht, konnte die Regierung nie zu dem Wahne kommen, daß sie den Staat ausmache. Aber doch sind unsere Gesetzgeber, Richter und Regenten noch in den Irrthümern einer alten Zeit gebildet. Sie haben immer noch von der Heiligkeit des Staats und der bestehenden Einrichtungen eine abergläubische Vorstellung. Wenn das nicht wäre, hätte nie geschehen können, daß man angeschuldigte Bürger

sechszehen Monate lang provisorisch im Gefängnisse schmachten ließ. Wäre nicht die unselige Verehrung alles Bestehenden, hätte man längst bei Criminal-Verbrechen das mündliche Verfahren eingeführt und der Schneckengang schriftlicher Vertheidigung hätte nicht länger die Qual eines Eingekerkerten zur Unerträglichkeit ausgedehnt. In Frankfurt ist nur ein einziger Criminalrichter, und dieser konnte bei den vielen andern Geschäften, die ihm oblagen, auch mit dem besten Willen und dem angestrengtesten Fleiße, jene Untersuchung nicht schneller fördern. Hätte man aber nur die geringste Vorstellung, daß nicht blos der Staat an den Bürger, sondern daß auch der Mensch an den Staat Ansprüche zu machen habe: Dann hätte man sich keinen Tag besonnen und hätte die Zahl der Untersuchungsrichter vermehrt und die Bedenklichkeit eine alte Gerichtsordnung umzuändern, und die Staatsausgaben um einige tausend Gulden zu vermehren, wäre hier, wo es auf die Freiheit mehrerer Bürger und die Ruhe ihrer Familien ankam, gar nicht in Betracht gekommen. Wie ich aber erfahren, hat man sich erst kürzlich besonnen, und dem Criminalrichter, erst auf sein eignes Verlangen, einen Gehülfen gegeben.

Die gerichtliche Untersuchung jenes Frankfurter Tumults, an dem nur wenige hundert Menschen

Theil genommen, und wobei nur ein einziger das Leben verloren, hat sich durch sechszehen Monate hingeschleppt, und die Pariser Insurrektion im Juni, die den Umsturz der Monarchie bezweckte, woran viele tausend Menschen Theil genommen, wobei mehrere hundert das Leben verloren, war schon nach vier Monaten gerichtet! Und gewiß könnte sich weder der Staat beschweren, daß dem Gesetze nicht völlige Genugthuung widerfahren, noch einer der Angeschuldigten, daß er mit Unrecht verurtheilt worden sei. Viele wurden zum Tode verurtheilt und verdanken die Erhaltung ihres Lebens nur der königlichen Begnadigung. Viele Schuldige, die dem unerbittlichen Buchstaben des Gesetzes verfallen waren, wurden von der Barmherzigkeit der Geschwornen, die den Geist der Verhältnisse berücksichtigen, frei gesprochen. So fanden Strenge und Milde den ihnen gebührenden Platz, und vier Monate waren genug, alle diese Verwirrungen zu schlichten.

Siebenpfeifer und Wirth, des Hochverraths durch Preßvergehen beschuldigt, schmachten schon zehen Monate im Gefängnisse, und ihr Urtheil ist noch nicht gesprochen, und die Untersuchung wegen des Pistolenschusses auf den König von Frankreich war schon nach zwei Monaten und einigen Tagen

geendigt. Wenn diese Sache sich bis jetzt verzögert hat, so daß erst in dieser Woche die Angeklagten vor den Assisen erscheinen, so lag das an den Angeklagten selbst, die um Aufschub baten. Und die Beschuldigung eines Königsmordes ist doch ganz etwas Anderes, als die Anklage wegen Hülfsleistung zu dem entfernten Versuche eines Hochverraths — durch die Presse! Ich mußte lachen, als ich vor einigen Wochen in einem Oppositionsblatte las: „Enfin, après deux mois et „plus d'instruction, a paru l'acte d'accusation „dressé à l'occasion du coup de pistolet tiré „sur le roi le 19 Novembre dernier." Endlich nach zwei Monaten und länger — welche eine närrische Ungeduld! Wenn in Deutschland Einer um jeden Preis ein hohes Alter erreichen wollte, könnte er nichts zweckmäßigeres thun, als eine blindgeladene Pistole auf einen Fürsten abzudrücken. In seinem Leben würde er nicht gerichtet werden. Nicht etwa als zweifle man einen Augenblick an seiner Schuld und seinem bösen Vorsatz! dieser Zweifel könnte dem Thäter keinen Tag seinen Kopf sichern. Aber man würde so lang und so weit den Fäden der Verschwörung nachgehen, man würde so tief nach der letzten Wurzelfaser des Geistes der Zeit graben, daß, ehe man von dem

Ende der Welt und den Antipoden, wohin man zur Entdeckung der Mitschuldigen gereist, zurückkäme, ein ganzes Menschengeschlecht aussterben müsse. Millionen Deutsche würde man konfrontiren, das ganze Volk würde man zu Protokoll nehmen. Hat man doch den unglücklichen Sand, der sein Verbrechen fast öffentlich beging, der mit blutigem Dolche auf die Straße stürzte, und die That augenblicklich eingestand, trotz seiner schmerzlichen Wunde, ein ganzes Jahr lang im Gefängnisse schmachten lassen! Man wollte damals alle Patrioten hinein verflechten, und die edelsten des Volkes zu Meuchelmördern brandmarken.

Woher kömmt nun dieser Unterschied zwischen Frankreich und Deutschland? In Frankreich herrscht die öffentliche Meinung, die man wohl irre zu führen sucht, der man aber nicht zu trotzen wagt. Sie ist mächtiger als die Regierung und weit mächtiger als der König. In Frankreich ist das Volk der Staat. In Deutschland hat die öffentliche Meinung sich noch nich geltend zu machen verstanden, darum ist das Volk nichts; der Fürst ist der Staat, der Fürst ist alles. Wenn unsere Fürsten noch nicht, wie einst Ludwig XIV. mit der Reitpeitsche in der Hand, ihre Stände auseinander gejagt, so geschah

es nur darum nicht, weil sie noch niemals bei ihren Ständen solchen Widerspruch gefunden, als ihn Ludwig XIV. in seinen ersten Regierungsjahren bei seinem Parlamente fand. Aber das wird noch kommen.

Montag, den 11. März.

Zwar — Sie werden nicht begreifen, wie hier das zwar herkömmt, ich selbst verstehe es nicht, aber es wird sich schon ein Zusammenhang finden und wo nicht, ist es auch kein Unglück. Zwar

1. Hat der Commerzienrath Hofmann in Darmstadt, der einst den Griechen zu seinem Schaden sechszigtausend Flinten geliefert und später auch zu seinem Schaden den Preußen sich selbst, neulich in der Kammer darauf angetragen: man möchte das häufige Tanzen auf dem Lande untersagen, denn wenn die armen Bauern noch von dem Tanzen erhitzt, am Morgen nach der Kirchweihe nach Amerika auswanderten, so möchte das ihrer kostbaren steuerpflichtigen Gesundheit schaden — worauf ein Bauer, Mitglied der hessischen Kammer und obzwar sehr vernünftig über diese Sache gesprochen, nämlich dagegen, worüber sich die andern Mitglieder sehr gewundert, da doch der Mann nicht studirt habe. Zwar

2. Weigert sich der Zeitungsredakteur Wiedemann, vor dem Bilde des Königs von Baiern kniend Abbitte zu thun, wozu er verurtheilt worden; denn er meint, es sei ihm ganz gleichgültig, daß man seine fünf Jahre Zuchthausstrafe, wozu er auch verurtheilt worden, erst von dem Tage an zählen werde, wo er gekniet, da er von den fünf Jahren, während welcher er seiner Freiheit beraubt bleiben soll, nur die zwei ersten bedauere, die übrigen rechne er nicht. Zwar

3. Frägt der jämmerliche Hofrath Krug, was man denn so viel Wesens aus den Bundestags-Beschlüssen mache, da sie doch vor der Hand nur auf sechs Jahre — im Leben eines Volkes weniger als sechs Tage im Leben eines Menschen bestehen und dann über deren Fortdauer von neuem berathschlagt werden soll? Zwar

4. Ließ die Wiener Censur ein Gedicht Grillparzers auf die Genesung des Kronprinzen von Oesterreich, darum nicht passiren, weil der Dichter zu viel von der Herzensgüte des Prinzen gesprochen, zu wenig aber von seinem Verstande, und diese Nachricht durfte nicht allein in allen zensirten Blättern gedruckt werden, sondern sie stand in den

absolutistischen Blättern zuerst — wie man überhaupt seit achtzehen Jahren, sowohl in Wien selbst, als in ganz Deutschland, von nichts ungenirter und weniger spricht als von dem Verstande des Kronprinzen von Oestreich — worüber sehr nachzudenken ist. Ich habe sehr darüber nachgedacht und halte den Kronprinz von Oestreich für einen zweiten Joseph den Zweiten. Zwar

5. Werden in Deutschland die Fürsten als Oberstallmeister, ihre Beamten als Reitknechte, ihre Staaten als Ställe, und ihre Unterthanen als Pferde betrachtet — weswegen auch, so oft ein Kronprinz den Thron besteigt, man zu sagen pflegt: er habe die Zügel der Regierung ergriffen. Zwar.

6. Eifert das Berliner politische Wochenblatt dagegen, daß die Pension der Bastillhelden so stark sei wie die der Ritter der Ehrenlegion, obzwar die Bastillhelden eine wahre Schandlegion wäre. Zwar

7. Hat der König Otto von Griechenland auf dem Schiffe mit englischen Offizieren eine Quadrille getanzt und sowohl in Neapel als in Corfu: nicht geringe Sensation bei dem schönen Geschlechte erregt — und hat der König von

Baiern auf unterthänigste Bitte der Grenzpatrioten erlaubt, daß an der Stelle, wo König Otto die baierisch-tyrolische Grenze überschritten, und wohin er den folgenden Tag zurückgekehrt war, um Abschied von seinem lieben Vaterlande zu nehmen, welches er den vorigen Tag zu thun vergessen, weil er vor Rührung eingeschlafen war — hat erlaubt, daß zum ewigen Andenken dieser Rührung, dieses Schlafes und dieses Abschieds, an der dreimal gesegneten Stelle durch freiwillige Beiträge dem jungen Wittelsbacher eine Kapelle erbaut werde — jetzt schon die zweite — so daß sehr zu vermuthen ist, das neue Baierthum werde bald das alte Christenthum verdrängen. Zwar

8. Pflegen die deutschen Volksdeputirten, wenn sie von dem Kammer-Präsidenten sprechen, nicht zu sagen: der Präsident, sondern das Präsidium — weil sie denken, Präsident wäre ein leichtes Ding, das der Wind fortwehen könne, Präsidium aber etwas gründlich-schweres, das fest hafte — welches sehr deutsche Art ist. Zwar

9. Wurde der Buchhändler Franckh in Stuttgard, im Theater, also nach Sonnenuntergang, citirt, gleich vor dem Criminalgerichte zu erscheinen, und als er sich dessen weigerte, beim

Austritte aus dem Theater arretirt — die Nacht trägt die Livree der Könige. Zwar

10. Betragen die Staatsausgaben des Kurfürstenthums Hessen 2,700,000 Thaler, und der Kurfürst mit seiner Familie kostet dem Lande nur 467,420 Thaler, also nicht mehr als den fünften bis sechsten Theil aller Staatsausgaben — welches ganz erstaunlich ist. Zwar

11. Wurde ein Berliner Polizei-Rath, den man nach Posen geschickt, dort nach Verschwörungen zu jagen, im Walde vor Posen von maskirten Reitern aus der Diligence gerissen, gezwungen, seine Papiere herauszugeben und dann fürchterlich durchgeprügelt — welche schöne Geschichte man aus dem Polnischen in das Deutsche übersetzen wollte. Zwar

12. Hat Herr von Gagern in der Darmstädter Kammer bewiesen, die unruhige Stimmung in Rheinbaiern käme von drei Ursachen her. Erstens, weil keine Residenzen im Lande wären. Zweitens, weil kein hoher Adel im Lande wäre. Drittens, weil keine Oper im Lande wäre; denn würde in Zweibrücken die Stumme von Portici aufgeführt, werde keiner aus Langerweile, Kunstliebe und Chanso-

manie den Masaniello machen — und die Kammer hat nicht gelacht — so traurig ist sie! Aber . . . . da sitze ich nun mit meinem Aber und weiß nicht was ich damit machen soll. Sie sehen was dabei herauskömmt, wenn man leichtsinnig in den Tag hineinschreibt und nicht das Ende bedenkt. Lassen Sie sich das zur Warnung dienen. Aber . . . .

Ich will es Ihnen offen gestehen, es war mir nur darum zu thun, so schnell als möglich Kehraus zu machen. Mein Taschenbuch ist voll und ich habe mir heute ein neues gekauft — in diesem Winter das dritte.

Und nachdem ich das letzte Wort herausgeschrieben, warf ich das Buch und den verfluchten Bleistift mit — er sollte mir zu keinem schuldlosen Worte dienen — in den Kamin, und stieß es mit der Zange in die Gluth. Garstig roch der Saffian und das Pergament und da lachte ich. Es sei ein Fett-Opfer den unterirdischen Göttern gebracht! . . Als mir aber durch die Seele ging, was ich seit zwei Monaten hineingeschrieben; die unerhörte Schmach, den unerträglichen Schmerz des Vaterlandes, und dachte: und das Alle dem treuesten, dem edelsten, dem geistreichsten unter den Völkern der Erde — dem Volke, das unter allen Kindern

Gottes, dem Vater am ähnlichsten geworden; allliebend wie er, allgegenwärtig wie er, allwissend wie er; und darum, weil es ihm so gleicht, wie Gott selbst von den Teufeln der Welt am meisten geschändet — — da mußte ich weinen. Dann dachte ich wieder: sie frohlocken über unsern Jammer, sie hören ihn für den Schrei der Verzweiflung, für das Röcheln sterbender Hoffnung — und es ergrimmte in mir und als könnte ich Geister beschwören, rief ich: Trelawney!

Fünf und Dreißigster Brief.

Paris, Freitag den 15. März 1833.

Schon zweitausend Süd-Deutsche sind diesen Winter nach Amerika ausgezogen, und das waren „nicht verarmte heimathlose Leute, nein wohlhabende, tüchtige und rüstige Männer.“ Dieser Stimme darf man glauben, sie ist keine liberalen Unwillens, denn sie kömmt aus dem Hanöverischen, wo die Freiheit taubstumm ist. Und zur Bekräftigung ihrer Hanöverlichkeit kann es dienen, daß jene Auswanderungen eine Modekrankheit genannt werden. Eine Modekrankheit! Noch ein Glück, daß unsere Fürsten sich nicht, wie einst die Priester, gelüsten lassen, auch die Aerzte ihrer Unter-

thanen zu sein; sonst dürfte man ohne ihre allergnädigste Erlaubniß nicht krank werden und sterben, und sie hätten vielleicht, wie jetzt die Auswanderungen, auch die Cholera eine Modekrankheit genannt. Aber es ist darüber zu verzweifeln! Und doch kenne ich Kinder von freisinnigen Männern, die über diese Auswanderungen frohlockten, weil sie meinen, die Fürsten müssen sich darum schämen. Die sich schämen! Eher würde die Nacht roth als ein König. Unsere Fürsten, die sich jetzt Alles erlauben, weil die Furcht vor ihrem Adel sie gegen das Volk beherzt macht -- würden sie denn die Auswanderung der deutschen Patrioten dulden, wenn sie ihrer Tyrannei keinen Vortheil brächte? Wer wandert aus? Der, dem die Knechtschaft am unerträglichsten ist, der die Freiheit am herzlichsten liebt und darum am tüchtigsten wäre für sie zu kämpfen. Diese Thorheit kann uns um zehen Jahre zurückwerfen. Wenn man alle die Auswanderungen überdenkt, die seit Jahrhunderten, wegen religiösen oder politischen Druckes, in vielen Staaten unternommen wurden, so findet man, daß sie immer zu spät geschehen und also ohne Noth. Man wartete bis das Uebel den höchsten Grad erreicht, das heißt, bis es der Heilung nahe kam. So geschah es immer, daß bald darauf der böse Geist der Regierungen sich besserte, entweder durch freiwillige oder durch gezwungene Bekehrung. Ist

es nicht eine bejammerswerthe Thorheit, daß Deutsche mit Mühen und Gefahren Amerika hinter dem Meere suchen, statt, bequemer und sicherer sich Amerika in das Haus zu schaffen? Mit der Hälfte des Geldes, das ihnen ihre Uebersiedlung kostet, mit der Hälfte der Beschwerden und Gefahren, die sie daran setzen, könnten sie in ihrem eignen Vaterlande die Freiheit erwerben. Warum sich nicht noch wenige Jahre gedulden — wenige Jahre, welche die Begeisterung des Kampfes und die Freude mannigfaltiger Siege zu einer Stunde verkürzen werden? Denn wahrlich, nicht Jahre, nur Frühlinge werden wir zu zählen haben, bis das Jahr der Freiheit kömmt. Amerika überlasse man den Fürsten, ihnen bleibe es eine Freistätte, und dort werden sie einst die Freiheit lieben lernen, wenn sie erfahren, daß sie selbst Tyrannen noch in ihrem verdienten Unglücke schützt.

Sechs und dreißigster Brief.

Paris, Sonntag den 17. März 1833.

Swift wollte eine Geschichte von England schreiben, gab aber sein Vorhaben wieder auf. Als ihn ein Freund um die Ursache seiner Sinnesänderung fragte, antwortete er ihm: alle meine Könige und Helden sind solche Schufte, daß ich nichts mehr mit ihnen zu thun haben will. — — Obiges schrieb ich gestern, als mich ein Besuch unterbrach, und heute habe ich vergessen, was ich damit in Verbindung setzen wollte .... Was ich in Verbindung damit setzen wollte? Ach, wie dumm! Ich hörte einmal meinen Freund seine Frau bitten: sie möchte seinen abgefallenen Rock wieder an den Knopf nähen.

Die kurzen Tage der langen Briefe sind jetzt vorüber. Ich danke Euch, Ihr Götter! Wie ich es satt bin! Uebermorgen ist der 20. März, an welchem, Morgens 8 Uhr 16 Minuten der Frühling beginnt. Von da an will ich lieben, selbst den Teufel, und lieben bis der Senne heimkehrt und die Blätter fallen. Nach der Traubenlese beginne ich meinen Kampf von neuen. Ach! Ich trinke ja keinen Wein mehr und wenn es nicht die Freiheit wäre, was sollte mein altes Herz erwärmen in den kalten Wintertagen? Die Freiheit liebte ich immer; aber als ich noch jung war und den Becher liebte, da träumte ich von ihr, und da vermißte ich sie selten, denn ich trank oft. Jetzt wache ich und bin nüchtern wie ein Bach, und wenn ich dampfe, ist es nur weil die Luft noch kälter ist als ich.

Den Tag meiner Abreise kann ich noch nicht bestimmen, das hängt von meinem Holze ab. Ja wahrhaftig von meinem Brennholze; das ist mein Kerbholz, mein Kalender. Ich habe geschworen, kein frisches mehr kommen zu lassen, sondern in den Wagen zu steigen, sobald der letzte Scheit im Kamin liegt. Nein, was ich diesen Winter Holz verbrannt habe, wage ich Ihnen nicht zu sagen; es möchte Ihrer Gesundheit schaden. Es ist gräulich! Zehen brave deutsche Hausfrauen hätte das unter

die Erde gebracht. Zum Glücke bin ich weder eine Frau, noch häuslich, noch brav, und ich habe es ausgehalten Aber länger könnte ich es auch nicht ertragen. Was zu arg ist, ist zu arg!

Holz, Philosopie, Geld, Freiheit — malédiction! O das schöne malédiction! Wie ich mich gefreut habe, als Heine gleich in seinem ersten Artikel über die deutsche Literatur, gleich in dem ersten Blatte der Europe littéraire — in dem frommen heiligen Blatte, welches das Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams abgelegt, und in seiner Vignette, die Raubthiere aller fürstlichen Wappen Europens, als seine Herren zur Anbetung aufgestellt — daß Heine gleich in den ersten Zeilen, einen gefährlichen politischen Anfall bekommen und malédiction geschrien hat über die ewige Armuth der deutschen Schriftsteller! malédiction und doch . . . . Darum eben ist ja der hohe deutsche Adel uns Liberalen so entgegen, weil er fürchtet, bei einer liberalen Staatsverfassung, sein Monopol der Verkäuflichkeit zu verlieren. Er wäre also thörigt, wenn er uns kaufte, um uns zu gewinnen, denn dieses Mittel eine Revolution zu verhüten, wäre ja die Revolution selbst, die verhütet werden soll. Keiner von uns wird es, auch nicht mit der allerlegationsräthlichsten Gesinnung, je dahin

bringen, daß man ihm für seine Ehre auch nur das nöthige Brennholz liefere. Der Ehren-Handel ist kein freies bürgerliches Gewerbe; er ist ein Regal wie das Salz und wird nur wenigen General-Pächtern überlassen. Unsere vornehmen Freunde, und hätten sie auch „Gedanken groß wie die Welt“ theilen doch nur ihre überirdischen Gedanken mit uns; ihre unterirdischen, die mit Metallen vermischt sind behalten sie für sich allein. Ich sagte einmal gegen Heine: wenn ich nicht ehrlich wäre aus Dummheit, wäre ich ehrlich aus Klugheit. Er hat das nicht verstanden. Später wird er es verstehen lernen und meine Erfahrung theuer bezahlen müssen, die ihm von mir unentgeldlich angeboten wurde .... Ich hätte die größte Lust wieder einmal zu sagen: „ich bin der einzige gescheidte Mensch in Deutschland“ aber ich fürchte mich vor den Rezensenten.

Es giebt noch mehrere solcher geistreichen Ochsen in Deutschland, die gar nicht begreifen, wie die Vollblütigkeit des monarchischen Prinzips mit ihr eigner Bleichsucht, und wie die häufigen Indigestionen der Diplomaten mit dem schriftstellerischen Hunger zusammenhängen. Ich wollte wetten, es ist dem dramatischen Dichter Raupach in Berlin noch nie durch den Sinn gegangen, daß wenn in

Preußen eine Staatsverfassung gleich der französischen wäre, er eine jährliche Rente von zehntausend Thaler hätte, statt daß jetzt vielleicht, sein ganzes Vermögen, die Ersparniß dreißigjähriger Arbeit, nicht mehr beträgt! Und dabei könnte er dichten wie es ihm sein Herz eingiebt und nicht wie es der Hof verlangt . . . . malédiction!

Dienstag, den 19. März.

Die zwei jungen Leute, welche eines Mordversuches gegen den König angeklagt waren, sind gestern Abend frei gesprochen worden. Ich müßte noch Holz auf vier Wochen haben, um mich gehörig über alle die Schändlichkeiten der geheimen Polizei auszusprechen, die bei dieser Gelegenheit wieder an den Tag gekommen. Sie werden die Verhandlungen in den Zeitungen lesen. Wie wohl muß sich ein Deutscher in einem Lande fühlen, wo er unter dem Schutze des Volkes steht, und wo ihn weder die giftigen Blicke noch die Fußtritte eines erboßten Königs erreichen können! Wahrlich in Frankreich fühlt sich selbst ein Verbrecher im Kerker freier, als in Baiern ein Unschuldiger selbst in der Freiheit. Der französischen Regierung war es natürlich nicht darum zu thun, zwei unschuldige junge Leute auf das Schaffot zu bringen — von dieser Grausamkeit ist sie weit entfernt, und noch entfernter ist sie von jener Pedanterie, die in Deutschland den Despotismus so furchtbar macht. Die Angeklagten wären,

selbst schuldig befunden, ganz gewiß mit dem Leben begnadigt worden. Es lag der Regierung nur daran, der öffentlichen Meinung die Ansicht aufzudringen, daß man wirklich den König ermorden wollte, und daß der Pistolenschuß keine Polizeikomödie war, aufgeführt, um bei Eröffnung der Kammern dem Ministerium eine schwankende Majorität fest zu machen. Aber selbst nur diese Ehrenrettung zu erlangen, verlohr die Regierung alle Hoffnung, und sie gab den Kampf freiwillig auf. Gewöhnlich werden den Geschwornen zwei Fragen vorgelegt. Erstens: Ist das Verbrechen begangen worden? Zweitens: Sind die Angeklagten des begangenen Verbrechens schuldig? Diese erstere Frage wurde gestern gar nicht vorgelegt, sondern blos die Andere: Sind die Angeklagten des Mordversuchs gegen den König schuldig?

Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Kühnheit, Geistesgegenwart und mit welcher Zuversicht des Rechts, die Angeklagten vor dem Gerichte gesprochen haben. Der königliche Prokurator, um die Angeschuldigten den Geschwornen verdächtig zu machen, wies auf deren bekannte republikanische Gesinnung hin. Sie aber suchten diese Gesinnung gar nicht zu verbergen, sondern bekannten sich laut und frohlockend zu ihr. Der eine sagte: „Wir Republi-

kaner achten den König viel zu wenig, um ihn zu tödten. Haben wir ihn einmal vom Throne gestürzt, dann schicken wir ihn zum Lande hinaus und das ist alles.“ Solche Aeußerungen sind nach den französischen Gesetzen nicht strafbar, denn es darf jeder seine Meinung haben und aussprechen. Wenn sich einmal in Deutschland ein Republikaner gelüsten ließe, sich auf solche Weise vor einem Criminal-Gerichte zu vertheidigen — ich glaube, er würde auf der Stelle mit dem Federmesser des Aktuars geköpft werden.

